4°
P. o. germ.
82 w
d

P.O.germ. in 4°.
82.d

Gouéroult

15346

Die Schreckensnächte.

Roman

von

CONSTANT GOUÉROULT.

Kaiserlautern.
Verlag von J. J. Tascher.
1867.

205 - Bg.

Die Schreckensnächte.

Roman

von

Constant Guéroult.

Kaiserslautern.
Buchdruckerei von Phil. Rohr.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Prolog.

Der Einsatz.

I.

Ein Cabinet im „Maison Dorée.[1])

Der Abend war schon vorgerückt und auf dem Boulevard des Italiens bewegten sich zahlreiche Spaziergänger; es war einer jener schönen Frühlingstage gewesen, die sich rasch dem Winter anschließen und welche der Pariser stets mit großer Vorliebe genießt.

Unter der Menge, welche in der glänzenden Straße auf- und niederwogte, um die laue Abendluft zu genießen, bewegte sich auch ein junger Mann, dessen Züge große Erregtheit ausdrückten und dessen Augen sich unruhig bald nach rechts, bald nach links wandten.

Als er eben die Straße Le Peletier passiren wollte, fühlte er den leichten Druck einer Hand auf seiner Schulter. Die einfache Berührung machte ihn zurückprallen.

Er drehte sich erschrocken um und seine Aufregung verdoppelte sich, als eine ganz unbekannte Person vor ihm stand.

„Sie haben sich ohne Zweifel in meiner Person geirrt," sagte er mit unruhiger Stimme.

„Keineswegs," antwortete der Unbekannte, „denn Sie sind Herr Leon Saurel, erster Cassier des Bankhauses Dambreuil u. Co."

„Aber — — —" sagte der junge Mann, welcher augenscheinlich die Unterhaltung abbrechen wollte, „ich glaube nicht die Ehre zu haben — —"

„Mich zu kennen? Da haben Sie recht, denn es ist das erste Mal, daß wir uns begegnen und Sie würden mich daher um so mehr verbinden, wenn Sie mir eine halbe Stunde Gehör gäben."

[1]) Maison-Dorée — wörtlich „Vergoldetes Haus," eine der ersten Restaurationen in Paris.

Bei dem Austausch dieser Worte waren die Beiden an die Straße Laffitte gekommen.

„Wir wollen hier eintreten," sagte der Unbekannte, auf das Maison Dorée deutend.

Leon Saurel gab durch eine leichte Verbeugung seine Einwilligung zu erkennen und sie traten ein.

„Ein Cabinet, Gefrornes und Schreibzeug," sagte der Unbekannte zu einem Kellner.

Einen Augenblick später befanden sich die Beiden in einem der Zimmer des Halbgeschosses.

Jetzt erst konnte Leon Saurel sehen, mit wem er es zu thun hatte.

Der Fremde mochte ungefähr 35 Jahre zählen. Seine Züge waren zwar regelmäßig, aber blaß und bekümmert und zeugten von einem Leben voller Abenteuer, Kämpfe, Dramas und Gewaltthaten.

Leon Saurel mochte wohl 10 Jahre weniger zählen als sein Gefährte, aber sein Gesicht mußte auf den ersten Blick Jeden überzeugen, daß derselbe schon frühzeitig Erfahrungen gemacht hatte; es zeugte von kalter Enttäuschung und festem Entschlusse.

Der Unbekannte zog ein Cigarren-Etui aus der Tasche, offerirte Saurel eine Londres, zündete sich ebenfalls eine an und setzte sich dann gemüthlich nieder.

„Herr Saurel," sagte er zu dem jungen Manne, „ich heiße Vicomte Albert d'Hasty."

Leon Saurel verbeugte sich.

„Und jetzt erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten."

„Mit Vergnügen."

„Sagen Sie mir doch, Herr Saurel, ob Ihr Prinzipal, Herr Dambreuil, jeden Monat seine Kasse revidirt?"

Bei dieser im gleichmüthigsten Tone gestellten Frage überlief den jungen Mann ein Schaudern.

„Nein, nicht wahr?" sagte der Vicomte.

Dann fuhr er fort, indem er zugleich langsam sein Gefrornes schlürfte: „Nun, ich kann Sie versichern, daß er es am Ende dieses Monats thun wird, also übermorgen."

„Uebermorgen!" rief Saurel mit einem Schmerzensschrei.

„Nun ja, aber was ist Ihnen denn?" fragte der Vicomte.

„Mein Herr," murmelte der junge Mann indem er erschrocken aufblickte: „Sie wissen Alles!"

„Oh!" antwortete der Vicomte ruhig, „ich weiß nicht mehr als Herr Dambreuil selbst."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Ihr Chef von dem bedeutenden Kassendefekt weiß, ohne daß er revidirt."

„Aber wer konnte Sie von dem unterrichten, was ich vor kaum einer halben Stunde vollbrachte und zwar in einem Locale, wo ich vor jedem Blicke geschützt war?"

„Vor jedem andern, nur nicht dem meinigen," entgegnete der Vicomte mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

„Dies ist unmöglich, Alles war geschlossen."

„Bis auf die Sommerladen und Sommerladen haben Oeffnungen und an einer dieser Oeffnungen waren zwei Augen, welche mit den Ihrigen die Banknoten zählten, die Sie aus der Kasse nahmen, von der ersten bis zur fünfzigsten."

„Aber der Balcon auf den diese Sommerladen gehen, befindet sich im Halbgeschoß."

„Nun, fünf Fuß hoch zu klettern, konnte mich doch nicht zurückhalten."

„Also Sie waren es, welcher —"

„Ich bin es, der bei diesem kleinen Drama der Zuschauer war."

„Mein Herr," rief der junge Mann sich rasch erhebend, „ich kenne Sie nicht und ich bin Ihnen unbekannt, mit welchem Rechte beobachten Sie daher meine Handlungen?"

„Mein Recht hiefür wäre freilich schwer zu erklären, das gestehe ich ein," sagte der Vicomte; „aber mein Interesse verlangt es."

Leon betrachtete den Vicomte mit bestürztem Blick und hauchte mit zitternder Stimme: „So sind Sie also —"

„Ein Polizeiagent? keineswegs!" unterbrach ihn der Vicomte lächelnd. „Nein, ich habe keine offizielle Stellung, nicht einmal die eines Polizisten; ich handle nur auf eigene Rechnung und für mein eigenes Interesse."

„Aber wie konnte Herr Dambreuil wissen was ich thun werde, noch ehe ich selbst die Absicht hiezu hatte?"

„Das ist sehr einfach. Sie sind ehrgeizig, Herr Saurel; die bedeutenden Summen, welche seit einiger Zeit auf der Börse gewonnen wurden, haben Ihnen den Kopf verdreht — und Sie haben gespielt."

„Es ist wahr," murmelte Saurel.

„Das Glück war im verflossenen Monat gegen Sie; um eine Differenz von 50,000 Francs auszugleichen, haben Sie ein Werthpapier ausgestellt, das Sie vor dem 6. des nächsten Monats wieder einzulösen versprachen. Sie hofften auf eine günstige Bilanz, aber täuschten sich. Als ich mich vorgestern zufällig bei einem Wechselagenten befand, hörte ich wie derselbe den ebenfalls nur zufällig dort anwesenden Herrn Dambreuil fragte, ob er die Unterschrift eines Werthpapieres von 50,000 Francs, das er ihm zeigte, kenne.

„Es ist der Name eines meiner Correspondenten," sagte dieser, „aber die Unterschrift ist falsch.

„Der Wechselagent bat, nichts davon weiter zu sagen, da Sie versprochen hätten, das Papier selbst wieder einzulösen.

„Sie können sich wohl denken, daß Herr Dambreuil diese Entdeckung nicht unbeachtet ließ."

„Ich bin verloren, rettungslos verloren!" schrie der junge Mann verzweiflungsvoll.

Der Vicomte d'Hasty zündete eine frische Cigarre an, während Leon Saurel im Zimmer auf- und niederging und sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte.

„Oeffentliche Brandmarkung! Entehrung! das Gefängniß! vielleicht noch Schlimmeres wird mein Loos sein!" murmelte er. Dann fügte er entschlossener bei, als ob er einen Plan gefaßt habe: „Nein, niemals! Noch giebt es ein Mittel sich der Schande zu entziehen und ehe eine Stunde vergeht —"

Er griff nach seinem Hute.

„Und dieses Mittel ist?" fragte kalt der Vicomte.

Saurel warf ihm einen herausfordernden Blick zu.

Der Vicomte zuckte wie verächtlich die Schultern und sagte: „Glauben Sie denn, ich kenne das Mittel nicht? Sie wollen entfliehen!"

„So ist es!" rief der junge Mann. „In zwölf

Stunden kann ich in London oder Brüssel sein und dann —"

„Herr Saurel," sagte der Vicomte, „dieses Fenster geht auf die Straße Laffitte, nicht wahr?"

„Jawohl!" antwortete der junge Mann über diese Frage erstaunt.

„Belieben Sie, es zu öffnen."

Saurel öffnete das Fenster.

„Jetzt," fuhr der Vicomte fort, „werfen Sie einen Blick auf die Straße und sagen Sie mir, was Sie da sehen."

„Aber," sagte Saurel sich dem Fenster nähernd, „was wird man da anders als auf allen Straßen sehen können, Wagen und Fußgänger."

„Weiter nichts?"

„Weiter nichts."

„Suchen Sie etwas genauer und Sie werden auf dem Trottoir uns gegenüber einen Mann finden, der höchstens zwanzig Schritte weit geht und dann wieder umkehrt oder auch sich an eine Ecke lehnt."

Leon Saurel durchforschte mit seinem Blicke die Straße.

„Richtig," rief er, „dort sehe ich einen Mann in einer Wagen-Einfuhr stehen; nun und weiter?"

„Dieser Mann ist Ihnen von der Straße der Petites-Ecuries bis zu dieser Restauration gefolgt, dieser Mann ist Ihnen auch seit zwei Tagen wie Ihr Schatten gefolgt und ist von Hrn. Dambreuil bezahlt, um Sie so lange zu bewachen, bis er Sie den Händen der Gerechtigkeit überliefern wird."

„Ich Unglücklicher!" keuchte Saurel, indem er rasch vom Fenster zurücktrat.

„Obgleich es den Anschein hat, als ob Sie so frei seien, als irgend einer der hier Vorübergehenden, so ist Ihnen doch in Wahrheit jede Gelegenheit zur Flucht so abgeschnitten, als ob Sie bereits hinter Schloß und Riegel im Gefängniß säßen, wohin Sie übrigens doch übermorgen um diese Zeit kommen werden."

„Und jetzt," fuhr der Vicomte fort, indem er einen durchbohrenden Blick auf den in Verzweiflung niedergesunkenen jungen Mann warf, „zweifeln Sie noch, daß Sie unrettbar verloren sind?"

Leon Saurel konnte nur durch eine Kopfbewegung antworten.

Nach einer Pause ergriff der Vicomte wieder das Wort: „Und doch liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß Sie von diesem Abgrunde der Schande zum höchsten Gipfel Ihrer ehrgeizigsten Pläne gelangen können."

Saurel warf einen Blick ungläubigen Erstaunens auf den Vicomte.

„Aber wie steht es mit Herrn Dambreuil?" murmelte er endlich.

„Wer weiß, ob Sie nicht in weniger als zwei Monaten der Geschäftstheilhaber von Herrn Dambreuil sind!" entgegnete der Vicomte.

II.

Ein Sklave.

„Ich der Geschäftstheilhaber von Hrn. Dambreuil?" fragte Saurel.

„Ja, aber nur unter einer Bedingung," antwortete der Vicomte d'Hasty, indem er dem jungen Manne einen Tigerblick zuwarf. — „Wir sind unsrer zwei: Sie und ich; aber glauben Sie nicht, daß wir auch auf gleichem Fuße stehen, denn der Eine von uns ist unumschränkter Herr — und der bin ich; es muß sonach auch einen unterwürfigen Sklaven geben — und der sind Sie. — Keine Bewegung, kein Wort! Ich will nicht, daß Sie eher antworten, als bis Sie mich zu Ende gehört haben."

Der Vicomte sprach in einem so kurzen und befehlenden Tone, daß ihn Saurel erstaunt und eingeschüchtert anstarrte, ohne zu wagen ein Wort zu sprechen.

„Wenn man Sie morgen," fuhr der Vicomte fort, „als einen Fälscher verhaften wird, oder noch diesen Abend als einen ungetreuen Diener und Dieb, so kommen Sie auf die Galeeren. Vor dreißig Jahren hätte man Sie noch mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt und auf der Galeere an die entehrende Kette gefesselt. Heute wird Sie ein Zellenwagen dahin bringen; Sie werden an einen andern Sträfling gekettet; Sie werden der Sklave des Gesetzes sein, sowie der Sklave Ihres Kettenkameraden und der Ruderwächter. Sie werden kein Mensch mehr sein, sondern nur noch eine Nummer. — Nichts kann Sie retten, Niemand Sie der Schande entreißen, Niemand — wenn ich es nicht thue. Folgende sind meine Bedingungen: Sie sollen weder der Sklave des Gesetzes, noch Ihres Kettenkameraden, noch eines Ruderwächters werden, sondern nur **mein** Sklave. Sie müssen alle meine Wünsche erfüllen und allen meinen Befehlen gehorchen. — Ich haben Ihren gefälschten Wechsel eingelöst und

in der Tasche; im Augenblicke wo Sie sich gegen meinen Willen auflehnen, überschicke ich denselben dem kaiserlichen Staatsprocurator. — Wollen Sie nun mein Sklave sein oder soll ich Sie anzeigen?"

Saurel war keiner Antwort mächtig; er stotterte, hielt wieder ein, erhob sich und fühlte, auf- und abgehend zum Oefteren nach seinem Kopfe, gleichsam um sich zu überzeugen, daß die Scene in Wirklichkeit bestand und kein düsteres Traumbild war. Er warf einen Blick auf den Boulevard, wo noch immer der ihn bewachende Agent stand und dann auf den Vicomte d'Hasty, dessen Gesichtszüge schon die Miene des unumschränkten Gebieters angenommen hatten.

„Ich verlange Antwort!" herrschte dieser.

„Ich nehme Ihren Vorschlag an," sagte Saurel.

„Also wohlverstanden: von heute an und während zehn Jahren, für dieselbe Zeit welche Sie dem Gesetze verfallen wären, müssen Sie mein Sklave sein."

„Ja."

„Gut denn; Ihr Verbrechen besteht sonach nicht mehr und tritt nur wieder an's Tageslicht, wenn Sie versäumen sollten meinen Befehlen blindlings zu gehorchen. Doch sichert mir Ihre Selbsterhaltung schon Ihren Gehorsam. Im öffentlichen Leben stehen wir auf gleichem Fuße, unter uns aber sind Sie mein Sklave."

„Ja."

„So hören Sie mich denn: Ich bin arm und will mir Schätze erwerben. Ich will der Besitzer eines ungeheuern Vermögens werden und zwar rasch. Das Räthsel dies auszuführen, habe ich bereits gelöst."

„Und wie?" fragte Saurel.

„Denken Sie an die unauflöslichen Bande, mit welchen gemeine oder gesunkene Ehemänner gefesselt sind an junge und schöne Frauen, glühendheiße und lässige, aber alle voller unbefriedigter Träume und Launen; machen Sie sich eine Vorstellung von allen den Leidenschaften, welche aus diesen unergründlichen Kratern übersprudeln und Sie werden wohl einsehen, daß durch eine geschickte Ausbeutung dieser Vulkane Millionen entsprießen müssen. Man hat sich nur zu bücken, um sie aufzuheben."

„Aber," bemerkte Saurel durch diese verlockenden Aussichten wie geblendet, „eine derartige Familie existirt doch wohl nur in Ihrer Einbildung."

„Eine solche Familie existirt in Fleisch und Blut."

„Und kennen Sie irgend ein Geheimniß, irgend eine Verwicklung derselben?"

„Nein; aber ich habe einen Verdacht und rechne auf Sie, die Richtigkeit desselben zu ergründen; dann irgend ein Mittel aufzufinden um bei der Familie eingeführt zu werden, wo sich hierauf eine Scene nach der andern in dem von mir entworfenen Drama entwickeln wird.

„Was ist der Name der Frau?"

„Baronin Chevillard."

„Wie, Sie glauben — —!"

„Obwohl ich keine Beweise habe, fühle ich mich doch sicher in meinem Verdachte. Besprechen wir die Sache: diese Familie besteht aus vier Stämmen, deren kleinster der der Chevillards ist, und diese vier Stämme repräsentiren zusammen sieben bis acht Millionen Francs, hinter welchen sich eine Burg von Goldbarren befindet, nämlich das Vermögen einer geachteten Großmutter das auf mehr als zwölf Millionen geschätzt wird."

„Sie meinen wohl die alte Herzogin von Rougemare?"

„Ganz richtig. Das Leben derselben birgt ein düstres und geheimnißvolles Ereigniß, das wir ergründen müssen. Die alte Dame zählt bereits achtzig Jahre und hat keine direkten Erben. Es repräsentiren sonach unsre vier Familien die hübsche Summe von zwanzig Millionen Francs, einen ganzen Goldberg, aus dem wir mit Hülfe der wachgerufenen Leidenschaften schon ein gehöriges Stück schneiden wollen."

„Wenn ich Sie also richtig verstehe, so liegt es in Ihrem Plane in diese vier Familien den Schmerz, die Verzweiflung, den Haß, ja selbst den Tod zu bringen, um die Millionen zu erndten."

„Das ist gleichzeitig ein Irrthum und eine Verleumdung! mein lieber Herr Saurel, denn wir werden keineswegs die Flammen in deren Herzen entzünden; unsere Rolle ist eine passive und beschränkt sich darauf, auf dem blutigen Felde der Leidenschaften das herrenlose Gut zu erbeuten. Aber zuvörderst müssen wir das Geheimniß, in welches sich die Baronin Chevillard hüllt, ergründen und das ist die Rolle, welche ich in dem von mir gefaßten Plane Ihnen zugewiesen habe."

„So lassen Sie mich diesen Plan hören."

Nach einer Pause, in welcher der Vicomte seine Gedanken zu sammeln schien, wollte er wieder das Wort ergreifen, als sich die Thüre ihres Cabinets öffnete.

Ein Individuum trat leise ein und schloß mit anscheinend methodischer Langsamkeit die Thüre hinter sich; dann wandte es sich gegen die Beiden, deren Unterhaltung auf so unceremonielle Weise unterbrochen worden war.

„Guten Tag, meine Herren, guten Tag!" sagte der Unbekannte in der allergewöhnlichsten Sprachweise.

„Mein Herr?" fuhr ihn der Vicomte in hochfahrendem Tone an.

„Ich bin der Baron Chevillard."

„Er hier!" murmelte der Vicomte verblüfft.

Der Baron Chevillard war ein Man von fünfzig Jahren, groß, mager, kräftig, dessen graue und stechende Augen, listige Züge und hohe Stirne einen lebhaften Geist, einen eisernen Willen, einen Instinkt der Verschlagenheit, des Trotzes und der Verstellung bekundeten, welche den Eindruck einer hohen Intelligenz, wenn nicht Charakters machten.

Er verbeugte sich und einen Stuhl nehmend bemerkte er mit einer Einfalt, welche den Vicomte außer Fassung setzte: „Sie erlauben?"

„Mein Herr!" rief der Vicomte mit zornsprühendem Blicke, als er seine Fassung wieder gewonnen hatte, „ich erlaube Ihnen nur Etwas und das ist, daß Sie sich in diesem Augenblicke von hier entfernen. Dabei zog er eine Karte aus der Tasche und überreichte sie dem Baron Chevillard.

Der Baron steckte die Karte ruhig in seine Tasche, dann sagte er:

„Sehen Sie doch gefälligst nach der Ecke der Straße Gramont, Herr Vicomte; dort werden Sie einen unbeweglich stehenden Mann erblicken, die Augen auf dieses Fenster gerichtet."

Der Vicomte entdeckte auch nach einigem Umherschauen die von dem Baron Chevillard bezeichnete Person.

„Es ist wirklich so," sagte er; „aber was geht mich dieser Mensch an?"

Der Baron zog ein Portefeuille aus seiner Tasche, öffnete es, nahm einige Schriftstücke heraus, und zeigte sie dem Vicomte.

Dieser warf einen schnellen Blick darauf und erschrack.

„Meine Wechsel!" murmelte er.

„Sie fielen sammt einer kleinen Aktensammlung in meine Hände und können morgen schon, gleich dem „Sesam öffne Dich," des Ali Baba Ihnen die Thüre des Clichy-Gefängnisses öffnen."

Nach einigen Augenblicken der Stille stützte der Baron die Arme auf den Tisch und fixirte mit durchdringendem Blicke abwechselnd Saurel und den Vicomte.

„Meine Herren," sagte er endlich, „ich habe Alles gehört, was Sie über die Familie Chevillard gesprochen haben; seit zehn Minuten bin ich in dem anstoßenden Cabinette. Ihr Plan ist sehr schön, vollständig umfassend, zweckmäßig und ausführbar, aber Sie sind zu schwach, ihn durchzuführen."

„Mein Herr," schrie der Vicomte lebhaft.

„Es ist so," sagte der Baron mit höhnischem Lächeln, „Sie glauben sich stark, weil Sie sich als Duellist furchtbar gemacht haben; das ist jedoch nur eine Ueberlegenheit die bei den Rothhäuten geschätzt wird, aber unter Gebildeten keinen Werth hat.

„Die einzigen Eigenschaften, welche einen Mann in unserer Zeit groß und mächtig machen, sind diejenigen, die ich durch Arbeit und Kampf erworben habe. Wenn ich mich entschließe, Ihnen beizustehen, dann ist der erwünschte Erfolg Ihres Planes unfehlbar und Ihr Vermögen gesichert; ohne mich werden Sie in das tiefste Elend gerathen, der größten Schande verfallen."

Es entstand eine lange Pause dann sagte der Vicomte mit sichtbarer Verlegenheit:

„Erlauben Sie mir, Herr Baron, zu fragen, ob Sie Alles, was ich seit zehn Minuten mit Herrn Saurel gesprochen, gehört haben?

„Bis zu den Namen der vier Familien welche—?"

„Ich sage: A l l e s!" unterbrach ihn der Baron kurz.

„Und Sie würden einwilligen uns beizustehen?"

„Ja."

„Ist's möglich?" sagte Herr d'Hasty bestürzt.

„Unter e i n e r B e d i n g u n g."

„Sprechen Sie. —"

III.

Bevor er antwortete, schien der Baron Chevillard mit einem Blicke in den Seelen der beiden jungen Männer lesen zu wollen. Er vermuthete wischen ihnen ein Geheimniß, das er vergebens zu ergründen suchte. Er kannte die Bedingungen des Vertrags' nicht, welcher Leon Saurel an den

Vicomte d'Hasty fesselte und sah in diesem nur einen jungen Menschen, dessen ganzes Wesen einen Mann von ausgezeichnetem Verstande verrieth, der aber trotzdem unter der Herrschaft des Vicomte d'Hasty zu stehen schien.

„Bevor wir weiter gehen, wollen Sie mich diesem Herrn vorstellen," sagte der Baron.

„Herr Leon Saurel, Cassier vom Hause Dambreuil und Co., der heute noch seine Rechnung ordnet, abdankt und bereit ist ebenso wie ich, Alles zu thun was Sie befehlen. — Nicht wahr, Saurel?"

„Alles," antwortete dieser, indem er sich verbeugte.

„Herr Vicomte d'Hasty," sagte endlich der Baron Chevillard, „Sie wollen das Ganze oder einen Theil des Vermögens der Herzogin von Rougemare; ich verstehe diesen Wunsch; aber ein sorgfältigeres Ueberlegen wird Sie überzeugen, daß Sie sich mit einem der Erben von der Herzogin verständigen müssen. Diesen Erben kann ich Ihnen verschaffen; denn ich bin es selbst."

„Sie?" rief der Vicomte.

„Bedenken Sie doch auf welche Urkunde Sie Ihre Ansprüche auf diese Erbschaft begründen oder durch welche sonstige Mittel Sie Ihr Ziel erreichen wollen? Nur associrt mit diesem Erben wird es Ihnen möglich sein, einen Theil des Vermögens zu erlangen und zwar indem wir einen unverletzbaren Contract abschließen, der alle Bedingungen, über die wir uns einigen, garantirt. Und nun, Herr Vicomte, sind Sie und Herr Saurel mit diesem Vorschlage einverstanden?"

„Ganz und gar."

„Da wir darüber einig sind, Herr Vicomte, werde ich morgen alle Ihre Wechsel und alle Sie belastenden gerichtlichen Urkunden vernichten. Und nun, meine Herren, machen Sie sich an's Werk.

„In dem Leben der Herzogin von Rougemare ist ein Geheimniß, — ein geraubtes Mädchen; — suchet, vielleicht findet sich hier der Hebel mit dem wir Alles überwinden können.

„Meine Bedingungen sind folgende:

„Nie dürft Ihr einen Schritt thun, eine Aenderung des Planes vornehmen, ohne das Betreffende mit mir überlegt und besprochen zu haben. Sind Sie damit einverstanden?"

„Einverstanden! Weiter?"

„Meine Mitwirkung in Allem besteht nur im Rathgeben; das Handeln kommt Euch zu, und Ihr seid verpflichtet, alle Handlungen, welche zur Erreichung des Zweckes nothwendig werden, auszuführen und sollten sie auch noch so große Gefahren und Schwierigkeiten bieten."

„Herr Baron, Sie sind der General, welcher die Pläne entwirft und bezüglich der Ausführung seine Befehle gibt, die alle auf's Pünktlichste vollzogen werden sollen, ohne daß im Gefechte Ihr theures Leben auf's Spiel gesetzt werden wird. Und nun?"

„Wenn wir mit Erfolg Etwas unternehmen wollen, müssen wir durchaus das Testament der Herzogin haben."

„Das Testament der Herzogin?" rief der Vicomte.

„Ohne genaue Kenntniß von diesem Aktenstücke können wir nichts beginnen."

„Dies ist ganz richtig; Sie wissen doch wenigstens, wo das Testament sich befindet?"

„Nicht im Entferntesten."

„Also Sie wissen nicht, ob es bei der Herzogin oder bei deren Notär ist?"

„Ich weiß das nicht, vermuthe aber, daß es doppelt ausgefertigt ist und sich bei ihr selbst und im Archive des Notärs befindet."

„Dies zu wissen ist schon etwas werth, trotzdem befürchte ich, daß die Schwierigkeiten, uns des Aktenstücks zu bemächtigen, unüberwindlich sind."

„Es wäre dies bedauerlich; wir wollen uns jedoch die Sache überlegen und sie später gründlicher besprechen."

„Einverstanden! Kommen wir nun, mit Ihrer Erlaubniß, auf die Geldfrage. — Sie kennen unsre Lage und wissen auch, daß Geld der Hauptnerv aller Unternehmungen ist, und daß dasselbe nur aus einer Quelle geschöpft werden sollte."

„Aus der meinigen?" das dachte ich wohl," sagte lächelnd der Baron, „meine Kasse steht zu Ihrer Verfügung."

„Das lasse ich mir gefallen, denn Sie werden wohl einsehen, daß wir uns in der feinen Welt bewegen müssen."

„Ich weiß dies; schlagen Sie deshalb nur den Ihnen beliebigen Weg ein, welcher den Vicomte d'Hasty und seinen Freund — —"

Der Baron Chevillard wurde plötzlich durch ein Geräusch unterbrochen — die Thüre des Cabinets öffnete sich und es trat ein Herr herein, der die Thüre sorgfältig wieder hinter sich schloß.

Der Neuangekommene mochte wohl 35 bis 40 Jahre zählen, seine Gestalt war schlank und geschmeidig, seine Miene ruhig und das Ebenmaß seiner Glieder, die blassen Züge, der nach dem Vorbilde Rembrandts gezogene blonde Schnurrbart, dann die in Fülle eine antike Stirne beschattenden blonden Haare und das plötzliche Erscheinen des Fremden machten einen solchen Eindruck auf den Vicomte und Saurel, daß sie sich eines Schauderns nicht erwehren konnten. Der Baron Chevillard dagegen rief dem Eingetretenen zu:

„Ha! hier ist mein Handels-Agent, der nur den Aufgang der Sonne erwartete, um Sie, Herr Vicomte, nach dem Gefängnisse zu führen. Was wollen Sie jedoch hier, Marescot?"

Der Agent lächelte, aber dieses Lächeln war ein so sonderbares, räthselhaftes und vielsagendes, daß ohne zu wissen warum, der Baron in Verlegenheit gerieth. Endlich wiederholte er die Frage: „Was wollen Sie —?"

Der Agent unterbrach ihn jedoch: „Erinnert sich der Herr Baron des mir ertheilten Befehls, als ich die delikate Aufgabe übernahm, dem Herrn Vicomte zu folgen?"

„Ja; ich habe Ihnen empfohlen — —"

„Nein? Sie haben mir befohlen, daß wenn derselbe irgendwo einkehre, zum Beispiel in eine Restauration, ich sofort ein anstoßendes Cabinet nehmen soll."

„Ich habe noch etwas Besseres gethan."

„Wieso?"

„Um den Herrn Baron vor jedem Neugierigen und Unberufenen zu schützen, habe ich zwei Cabinette belegt, das eine zur Rechten, das andere zur Linken."

„Es war dies eine gute Idee."

„Und sobald der Herr Baron in das Cabinet zur Rechten getreten war — —"

„Nun?"

„Begab ich mich in das zur Linken."

„Also haben Sie es gewagt, mich zu belauschen?"

„Versteht sich, da ich überhaupt nur für diesen Zweck hierhergekommen bin."

Der Baron Chevillard war wie niedergeschmettert, während der Vicomte d'Hasty und Leon Saurel den Mann von Kopf bis zu den Füßen betrachteten, gleichsam als wollten sie ein Räthsel lösen.

Der Baron ergriff nach längerem peinlichen Schweigen das Wort: „Sie sind also kein Handels-Agent, wie Sie mir vorspiegelten?"

„Keineswegs."

„Aber wer sind Sie denn?"

„Das habe ich nicht nöthig, Ihnen zu sagen."

„So werden Sie mir doch wenigstens erklären, weshalb Sie in das anstoßende Cabinet gedrungen und überhaupt hier sind?"

„Das will ich Ihnen mittheilen!"

IV.

Die Erscheinung, die Sprache und das Auftreten des Neuangekommenen erfüllten den Vicomte d'Hasty und Leon Saurel mit Bestürzung; nachdem jedoch die erste Ueberraschung vorüber war, rief der Vicomte dem falschen Handels-Agenten gebieterisch zu: „Aber, mein Herr, wer sind Sie denn?"

Der improvisirte Agent warf einen ironischen Blick auf den Fragenden und sagte, indem er jedes Wort scharf betonte: „Ich bin Derjenige, durch welchen allein der Plan, den Sie soeben gefaßt haben, zum Ziele gelangen kann."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Der Herr Baron Chevillard erklärte soeben, daß es vor allen Dingen nothwendig sei, das Testament der Herzogin von Rougemare zu erlangen und Sie halten dies für eine Sache der Unmöglichkeit."

„Das ist wahr!"

„Wenn ich es nun übernehme, diese Unmöglichkeit zu beseitigen?"

„Ich wiederhole, daß Ihr Versuch scheitern wird."

Marescot zog ein ziemlich umfangreiches Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch.

„Was ist das?" fragte der Baron.

„Das Testament der Herzogin von Rougemare!"

Es entstand eine Pause, nach welcher der Baron rief: „Es ist unmöglich!"

„Untersuchen Sie das Dokument." Der Baron ergriff das Papier. „Aber der Umschlag ist offen," sagte er.

„Nun, ja," antwortete Marescot; „Sie wissen doch, daß ich ein wenig neugierig bin."

Der Baron überzeugte sich, daß das Papier wirklich das gewünschte Testament war und liest es den aufmerksam Lauschenden vor. Dasselbe lautete: „Ich, die Herzogin von Rougemare, geborene Marianne d'Arraman &c. erkläre als meine Universalerbin meine Enkelin Jane-Margaretha von

Rougemare, einzige Tochter meines Sohnes, des verstorbenen Marquis von Rougemare, welche in einem Alter von drei Jahren aus meinem Schlosse Rougemare geraubt wurde."

„Also Universalerbin!" rief der Vicomte d'Hasty.

„Es sind nun bereits fünfzehn Jahre verflossen," bemerkte der Baron, „daß die kleine Jane verschwunden ist, und während dieser Zeit hat die Polizei nie aufgehört, sowohl in Frankreich wie im Auslande dieselbe aufzusuchen, aber vergebens. Von dieser Seite haben wir sonach nichts zu befürchten." Darauf las er weiter: „In dem Falle als Jane von Rougemare, zur Zeit da sie das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben sollte, nicht wieder aufgefunden ist, so vermache ich nach meinem Tode die Hälfte meines Vermögens meinen beiden Neffen, dem Grafen Peter d'Arraman und dem Grafen René von Savignac, sowie an meine beiden Nichten Blanche von Chevillard und Louise von Clamarens, beide geborene von Rougemare; die andere Hälfte meines Vermögens soll noch fernere zehn Jahre nach meinem Tode in den Händen meines Notärs für Jane von Rougemare verbleiben, wenn der Himmel dieselbe zu ihrer Familie zurückführt; sind diese zehn Jahre jedoch verflossen ohne daß sie wieder erschienen ist, so soll auch der Rest meines Vermögens meinen vorgenannten Neffen und Nichten überantwortet und gleichmäßig unter denselben vertheilt werden. Sollte nach meinem Tode es sich als eine Gewißheit herausstellen, daß Jane von Rougemare zu leben aufhörte, so soll sich mein Notär von der Wahrheit ihres Todes überzeugen und dann sofort unter die obenangeführten Erben alle meine bewegliche und unbewegliche Habe, welche für Jane von Rougemare bestimmt war, vertheilen. — Paris den 22. Mai 186—. Gräfin von Rougemare geb. Marianne d'Arraman."

„Nun, meine Herren," sagte der Baron, „was ist Ihre Ansicht über das Testament?"

„Wir müssen es als ein sehr beklagenswerthes Dokument bezeichnen," antwortete der Vicomte d'Hasty, „da die Hälfte des Vermögens, welches wir unter uns zu theilen gedachten, dadurch um die Hälfte vermindert wird."

„Das ist auch meine Ansicht; aber giebt es denn kein Mittel diese Theilung zu verhindern?"

„Soviel ist wenigstens sicher, daß Sie dieses Mittel nicht finden werden," sagte Marescot, und als die drei Uebrigen bei dieser Bemerkung ärgerlich aufschauten, fuhr er fort: „Meine Herren, ich halte Sie alle für sehr intelligent, aber Sie sind nicht practisch; erlauben Sie mir daher Sie mit dem Lichte meiner Erfahrungen aufzuklären. Sehen wir dieser Angelegenheit in's Gesicht, so stellt sich uns zuerst die Frage entgegen: ob Jane von Rougemare noch lebt oder todt ist. Lebt sie noch und kommt zum Vorschein, so sind Sie verloren; ist das Mädchen gestorben und können Sie den Beweis davon nicht beibringen, so verlieren Sie vier Millionen. Das zu lösende Problem geht nun dahin: eine Jane von Rougemare aufzufinden, sich ihrer dann wieder zu entledigen, und sonach zu gleicher Zeit *ihre Geburt* und *ihren Tod* zu constatiren, und durch diese kleine Fälschung das *ganze* Vermögen der Herzogin von Rougemare zu erlangen."

„Und Sie halten die Ausführung dieses Planes für leicht?" rief der Baron.

„Nichts leichter als das, und der beste Beweis hiefür ist jener, daß ich das betreffende Opfer schon gefunden habe."

„Ein junges Mädchen?"

„Schön, gebildet, unglücklich, ohne Stütze, ohne Familie, unbekannt mit seiner Geburt und achtzehn Jahre alt, d. h. also alle Eigenschaften, um daraus die authentischste Jane von Rougemare zu bilden und dann dieselbe ohne Gefahr wieder verschwinden zu lassen."

Als der Baron, der Vicomte und Saurel den Sprechenden mit tiefem Erstaunen anblickten, fuhr Marescot fort:

„Nun, meine Herrn, was sagen Sie dazu? Glauben Sie, daß ich ein nicht-zu-verachtendes Werkzeug sein könnte? Ich wollte Ihnen nur dadurch beweisen, daß ich alle Ihre Geheimnisse kenne und daß es nur von mir abhängt, ob Ihr Plan gelingt oder zu nichts wird."

Niemand antwortete; man schien also derselben Ansicht zu sein.

„Sie können es wohl nicht leugnen," fuhr Marescot fort, „daß unsere ganze Hoffnung auf dem jungen Mädchen beruht, welches ich aufgefunden habe; da dasselbe jedoch nur eine Schöpfung von meiner Hand ist, so steht es auch nur in meiner Macht, das Nebelbild durch einen Hauch und damit alle Ihre Hoffnungen zu zerstören. Alles dieß hängt nun davon ab, was Sie über mich beschließen. Entscheiden Sie sich darüber, meine Herren, ob Sie meine Theilnahme in diesem gro-

ßen Unternehmen wünschen oder nicht. Bedenken Sie jedoch zuvor, daß ich bei der Theilung der Beute einen großen Theil beanspruche. Ich habe lange genug untergeordnete Rollen gespielt und unfruchtbare Kämpfe geführt, jetzt will ich endlich eine hohe Stellung einnehmen, um alle Genüsse des Lebens haben zu können; bedenken Sie alles dieß, ehe Sie mir antworten. Um Sie jedoch in Ihren Berathungen nicht zu beeinflussen, verlasse ich Sie jetzt und erwarte Ihre Antwort im Café Riche. Verweigern Sie meine Theilnahme, so gehen Sie, ohne mich anzusprechen an mir vorüber; wünschen Sie jedoch, daß ich einer der Ihrigen werde, so ist es nur nothwendig, mir das Wort „Angenommen" zu sagen." Darauf ergriff Marescot seinen Hut und verließ das Cabinet.

„Aber wer ist denn nur dieser Mensch?" rief der Vicomte d'Hasty, einen fragenden Blick auf den Baron und Leon Saurel werfend.

„Dieser Mensch" antwortete der Baron „ist eines der ausgezeichnetsten Genies, welche ich je getroffen habe, wie ich aus eigener Ueberzeugung weiß; aber wo er herkommt? und wer er ist? ist mir so unbekannt, wie Ihnen. Das weiß ich jedoch, daß dieser Mensch, gleichviel was sein Charakter und seine Vergangenheit sein möge, bald geschätzt, verehrt, ja selbst hochgeachtet sein wird."

„Wie so?"

„Nun, er wird reich werden." Darauf fuhr der Baron fort: „Da es nach allem diesem den Anschein hat, daß wir das große Vermögen verlieren könnten, wenn uns ein solcher Kämpfer als Feind gegenüber stände, so glaube ich, daß es besser ist, wenn wir denselben als Bundesgenossen nehmen."

Der Vicomte d'Hasty und Leon Saurel erklärten sich damit einverstanden.

„Was mich anbelangt meine Herren," sagte der Baron, so verhindert es meine Stellung, mich in einem öffentlichen Locale neben einen so zweifelhaften Menschen zu setzen."

„Ich habe dieselben Gründe," sagte der Vicomte.

„Und mich kennt Jedermann auf dem Boulevard," bemerkte Saurel.

„Sie setzen sich neben ihn" befahl der Vicomte mit leiser Stimme Saurel.

„Aber — —"

„Ich will es so!"

Wenige Augenblicke später befand sich Leon Saurel im Café Riche und flüsterte Marescot das Wort zu: „Angenommen," worauf er sich rasch entfernte. „Gut!" murmelte Marescot, indem er dem jungen Manne mit ironischem Lächeln nachblickte;" wenn sie sich gut aufführen, so sollen sie einen Knochen abzunagen bekommen."

Ende des Prologs.

Erster Theil.

Jane von Rougemare.

I.

Der Himmel war rein, die Luft frisch und duftend; es war ein Frühlingsmorgen, wie sie der Monat Mai nur selten bietet.

In einem Theile der Straße d'Enfer, welche heute durch den Boulevard Sebastopol durchschnitten wird, stand ein kleines, finsteres, unbewohnbares Haus, von unscheinbarem traurigem Ansehen. Durch das Niederreißen der nahen großen Gebäude schien diese Wohnung jedoch neues Leben zu erhalten und die Vorübergehenden bemerkten an einem der schwarzen Fenster des Erdgeschosses stets ein junges Mädchen, dessen Jugendfrische und unschuldiges Aussehen ein reizendes Bild in dunklem finstern Rahmen bot.

Jeden Morgen um 7 Uhr sah man das Mädchen an der Arbeit und sein kleines Zimmer war so schön geordnet, daß gar Viele im Vorübergehen einen Blick in das einfach möblirte aber geschmackvoll geordnete Zimmer warfen.

Heute mußte Louise wohl recht glücklich sein, denn sie sang; aber während ihres Singens verlor sie doch keinen Nadelstich, denn das arme Mädchen verdiente in ihrem Geschäfte als Näherin, nur sehr wenig und eine verlorene halbe Stunde hätte schon ihr Budget in Unordnung gebracht.

Das Schicksal Louisens war ein sonderbares. Soweit als ihre Erinnerung reichte, sah sie sich in einer schönen Landschaft und dieselbe blieb in ihrem Gedächtniß wie jene Visionen der Kindheit, in denen alles Luft, Licht und Blumenduft athmet, weil sich weder Sorgen noch Schmerz in dieselben einschleichen. So dachte sie auch nur stets an das Leben auf dem Lande, wo sie ihre ersten Jahre verbracht hatte, als ob dort stets die Blumen dufteten, die Apfelbäume blühten, die Wiesen von Gänseblümchen und Butterblumen erglänzten und die Sonne fortwährend über die Pracht der Natur ihre goldene Strahlen verbreitete; alles dies währte in ihrer Einbildung das ganze Jahr durch und sie sah sich immer noch in diesem lachenden Gemälde als Kind den Schmetterlingen nacheilend, diesen schönen und unbeständigen Märtyrern der losen Jugend.

Da verfinsterte sich eines Tages die Sonne und Louisens Munterkeit verschwand, denn die arme Alte, welche Mutterstelle an ihr vertrat, wurde zu Gott gerufen.

„Mein Kind!" sagte die gute Alte zu ihr, „Gott führte Dich einst zu mir, als ich Dich schlafend auf einem Fußpfade des Dorfes fand; ich habe Dich erzogen, ich habe Dein Leben und Deine Gesundheit bewahrt, mehr kann ich Dir nicht hinterlassen, denn außer einem guten Herzen besitze ich nichts auf dieser Welt und von diesem habe ich dir so viel gegeben, als ich konnte, indem ich weiß, daß mich der gute Gott im Himmel dafür belohnen wird."

Darauf starb die arme Frau, Louise befand sich nun allein in der Welt, aber sie war so reizend, so sanft und arbeitsam, daß sie von der Dorfschullehrerin adoptirt wurde. Die neue Wohlthäterin wurde aber leider bald krank und sah sich gezwungen ihre Schule aufzugeben, und nach Paris zu gehen, wo sie bei ihrer Familie ein, freilich nur dürftiges, Asyl fand. Aber leider bestand diese Familie aus harten geizigen Leuten, welche sich nur widerstrebend dazu bequemten, auch die kleine Louise aufzunehmen; dazu stellten sie noch die Bedingung, daß durch dieselbe die bisher in Diensten gestandene starke Magd ersetzt würde.

Das Kind zählte damals 13 Jahre, war schwach, schlecht genährt, tief erniedrigt, und hatte nicht einmal den Trost, ihrer alten Freundin ihr Leid klagen zu dürfen, denn sie fürchtete dadurch deren ohnehin schon schmerzliche Lage zu verschlimmern. Im Gegentheil unterdrückte Louise in deren Gegenwart lieber ihre Thränen und zwang sich zum Lächeln und Singen, während ihr Herz blutete.

Eines Tags traf sie ein neuer und unerwarteter Schlag, auch ihre zweite Wohlthäterin starb, aber auf dem Todtenbette gedachte die würdige Frau noch der ihr theuer gewordenen Waise.

Das Haus, welches Louise jetzt bewohnte, war das Eigenthum der Lehrerin gewesen und in ihrem Testamente hatte diese zum nicht geringen Aerger der Erben angeordnet, daß der untere Stock des Hauses sammt dem darin befindlichen bescheidenen Mobiliar während fünf Jahre in ungestörtem Besitze von Louise zu verbleiben habe. Obwohl die Wohnung zu dieser Zeit finster, feucht und ohne frische Luft war, und wenn auch nicht einmal die Blumen, die Louise so sehr liebte, dort erblühen konnten, so war sie doch im Herzen ihrer Wohlthäterin für diesen Zufluchtsort dankbar.

Langsam siechte sie unter diesen Verhältnissen dahin, als sie eines Tages sah, wie sich die Maurer an das Niederreißen der ihrer Wohnung naheliegenden großen Gebäude machten und nach einigen Monaten lag ihr Erdgeschoß am Boulevard Sebastopol, wodurch sie Gelegenheit hatte den Luxemburg-Garten zu sehen und aus ihrem dumpfen Gemache entstand ein gesundes, luftiges, von der Sonne beschienenes Zimmer. An diesem Tage jubelte das Herz des armen Kindes vor Freude und Dank empor und knieend sandte es seine Gebete für ihre beide Beschützerinnen zum Himmel auf.

Es war übrigens auch die höchste Zeit gewesen, denn die Kleine war blaß und leidend geworden. Nun aber blühte sie wieder auf, wie ihre Blumen, welche sie bisher vergebens an ihren Fenstern zu ziehen versucht hatte.

Außerdem trat noch ein großes Ereigniß in ihrem Leben ein. — Von ihren Fenstern aus konnte sie die Spaziergänger des Luxemburg-Gartens sehen und unter ihnen fiel ihr besonders ein junger Mann von ungefähr 25 Jahren auf, dessen ganzes Wesen eine tiefe Traurigkeit bekundete.

Es mußte sonach ein Unglücklicher sein, und wie ergreift das Unglück stets das Herz eines jungen Mädchens.

Der junge Mann bemerkte übrigens auch bald die holde Erscheinung in dem kleinen Hause und ging täglich zu derselben Stunde dort vorüber. Es wurden Blicke gewechselt und stille Schwüre

und endlich erfüllte ein tiefes Gefühl für den Fremden das Herz des jungen Mädchens.

Wie es heißt, kommt das Glück nie allein und so fand auch Louise in dem Hause, welches sie bewohnte, zu dieser Zeit einen treuen Freund.

Eines Tages lag sie krank darnieder und sah schon in Gedanken die gefürchteten Thore eines Hospitales sich vor ihr öffnen und nach diesem das gräßliche Gespenst des Elends, als eine Nachbarin eintrat in Begleitung eines Mannes von ungefähr 40 Jahren, der sich mit solcher Güte nach ihren Verhältnissen erkundigte, daß sie sogar die ihr auf die wohlwollendste Weise angebotenen Geldmittel von ihm annahm, deren sie zu ihrer Wiederherstellung freilich sehr benöthigt war.

Seit dieser Zeit bezeugte ihr der neue Freund die reinste, väterliche Zuneigung. Derselbe hatte gewünscht ihre frühere Lebensgeschichte zu erfahren, der er mit dem größten Interesse folgte und er war glücklich in dem Gedanken, wie er sich ausdrückte, daß sie so allein dastehe und er nun für sie sorgen könne, wie für sein eigenes Kind.

Wir sehen eines Tages die Waise in traulichem Gespräche mit ihrem Nachbar, welcher soeben mit heiterer Miene in das Zimmer der Näherin getreten war.

„Ah!" sagte er, „ich hoffe Ihnen bald eine gute Neuigkeit bringen zu können."

„Mir?" rief Louise verwundert.

„Ja, Ihnen; Ihr Schicksal wird sich bald ändern, wie ich hoffe."

„Aber wie so? — Ich kenne ja Niemand!"

„Louise, seit langer Zeit beschäftige ich mich mit Ihnen, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß ich Ihrer Familie auf der Spur bin."

„Meine Familie! o mein Gott!" murmelte die Waise, während die Stickerei, an welcher sie arbeitete, in ihren Händen zitterte.

„Leben Sie wohl, Louise, beruhigen Sie sich und hoffen Sie nicht zu früh, warten Sie bis morgen. Ich gehe, um mich mit Ihren Angelegenheiten zu befassen, leben Sie wohl."

Er verließ das Zimmer. Dieser Nachbar, dieser uninteressirte Beschützer, dieser aufrichtige Freund Louisens, war — Marescot!

II.

Straßen haben wie die menschliche Form ihren Charakter und ihre Bedeutung; so athmen zum Beispiel die Straßen der Insel Saint Louis, Ruhe und Friede; andere, wie jene welche man in der Cité allmählig zerstört, bekunden in ihren Thüren, in ihren Fenstern, an ihren Mauern das Verbrechen und die Ausschweifung.

In dem Quartier Mouffetard giebt es keine Straße, deren Anblick nicht schon Schaudern erregt, deren schlimme Phisiognomie uns schon blutige Bilder vorspiegelt und welche gar viele Leute nicht einmal bei hellem Tage zu durchwandern wagen — alles errinnert dort an das Verbrechen.

Diese charakteristische Straße, in welcher sich nun die folgende Scene entwickelt, heißt die Croulebarbe-Straße. Einige niedere zum größten Theile wurmstichige Thüren, einige schmale, hie und da ohne Symetrie eingeschnittene Fenster, zerbröckelte, löcherige, feuchte Mauern, grün angelaufen wie sumpfige Pfützen — dies ist in wenigen Worten eine Beschreibung dieser Straße, deren Widerwärtigkeit sich noch durch das dumpfe Geräusch des in den Gossen durchfließenden übelriechenden Wassers erhöht.

Es war ungefähr 9 Uhr des Abends, als sich drei Individuen, zwei Männer und eine Frau an den Häusern der Straße Mouffetard hinschlichen.

„Sind wir denn noch nicht bald zur Stelle?" fragte die Frau.

„Sogleich; ich sehe schon dort unten die Fenster des „Grünen Affen," antwortete einer der Männer.

Der Grüne Affe war zum Theil Schenke, zum Theil Garküche und lag in der Mitte der Straße Croulebarbe.

„Da sind wir endlich!" sagte einer der beiden Männer, den Fuß auf die Schwelle der Schenke setzend, worauf sich die Beiden rechts und links aufstellten, um zuerst die Frau eintreten zu lassen.

„Den Frauen gebührt stets das Vorrecht," sagte der Eine die Hand an die Mütze legend, worauf alle drei das Wirthszimmer betraten und sich an einem der freien Tische niederließen.

Es mochten wohl zwanzig Personen in der Stube sein, Männer und Frauen, die ein zugleich grobes, fürchterliches und abstoßendes Bild darboten; es war ein Gewühl von Mützen, Taschentüchern, bunten Zeugfetzen und schmutzigen Unterröcken; dann wieder von wilden und bestialischen Köpfen, welche alle das Zeichen des Verbrechens und der Ausschweifung auf der Stirn trugen; kurz es schien eine Menagerie von Tigern mit menschlichen Antlitzen zu sein, so war die

Gesellschaft, welche sich täglich in der Schenke zum „Grünen Affen" einfand; die Gesellschaft bestand ausschließlich aus Solchen, die sich dem Kampfe gegen das Recht und die Gesetze gewidmet hatten. Hier fanden sie sich stets zusammen, um sich über neue verbrecherische Unternehmungen zu besprechen. Die Polizei war weit davon entfernt, das Gesindel hier zu belästigen, im Gegentheil sie gab demselben, wenigstens dem Anscheine nach, die vollständigste Freiheit, denn sie war sicher in dieser oder einer ähnlichen Höhle den Verbrecher und seine Helfershelfer, welche sie suchten, stets zu finden.

Die drei Individuen, welche eben eingetreten waren, paßten in ihrem Aussehen vollständig zu der übrigen beschriebenen Gesellschaft, sie hatten Familienähnlichkeit mit den Uebrigen und bekundeten dadurch, daß sie auf derselben Stufe standen.

Der eine der Männer war ein Wunder von physischer Entwicklung, seine breiten Schultern und sein bestialischer Kopf gaben ihm ein schreckenerregendes Aussehen. Seine niedere Stirn, die schwarzen rauhen und ungekämmten Haare, das kleine, tiefe und finstere Auge, sein Körper und seine riesigen Glieder gaben ihm mehr das Aussehen eines Bären als eines Athleten. Es lag etwas Monströses in der Accentuation seiner Halsmuskeln, in der Rundung seiner Schultern, in den von Kraft strotzenden Armen. Er war deshalb auch von seinen Kameraden nicht wenig gefürchtet und sprachen dieselben stets nur im Tone der Bewunderung von Carcasson, genannt der Haifisch. Diesen Beinamen erwarb ihm die ausgezeichnete Qualität seiner Zähne, mit denen er ein Zwanzig-Frankenstück so glatt durchbiß als man es nur mit einer Scheere durchschneiden könnte. Der andere Bandit war der lebende Gegensatz von Carcasson; es war ein Individuum von kleiner Gestalt, mit erdfahlem Gesichte und blaßblauen Augen, dessen hyänenartiges Aussehen eine kalte und mitleidslose Grausamkeit bekundete. Er nannte sich Isidor.

Die Frau war ein langes und mageres Geschöpf, platt wie ein Brett, mit einem mahagonyfarbigen Teint, langen gelben Zähnen und großen finstern Augen. Man nannte das Weib Gotton.

„Es ist doch ein schönes und comfortables Etablissement diese Schenke zum Grünen Affen," sagte Isidor Platz nehmend, „aber der kleine Blaue zu 12 Centimes will mir doch gar nicht mehr schmecken, er macht mir Magenkrämpfe."

„Wirklich? also soll man Dir Gefrornes im Caffee Tortoni bezahlen?"

„Nein, ich liebe diesen Strich nicht, es sind zu viele Lichter dorten und dann trifft man auch dort eine sehr gemischte Gesellschaft, während man hier weiß, neben wem man sitzt."

„Ah!" sagte Carcasson tief aufseufzend. „Das Geschäft geht nicht mehr, es giebt zu viele Stadtsergeanten, meine Kinder, und überall begegnet man Polizeiagenten, Leute ohne jede Erziehung, welche die Frechheit so weit treiben, sich um alles zu bekümmern, was man treibt; dann wird soviel Gas verschwendet als wenn es gar nichts kostete! Mein Gott, wer verlangt nur alles das!"

„Wir gewiß nicht, das ist sicher," antwortete Gotton.

„Wahrlich, ich habe unsere Profession satt und habe Lust ein ehrlicher Mensch zu werden," sagte Carcasson, „man wird heut zu Tage gar zu schnell erwischt, so daß man am Ende Lust bekommt, eher den Maurern die Backsteine zuzutragen, als zu stehlen."

„Oder seinem Nächsten zur Ader zu lassen," fügte Isidor mit dumpfer Stimme bei.

„Ja wohl, aber in dieser Branche haben wir noch nie etwas gemacht," bemerkte Carcasson. „Ich bedanke mich schön vor der Guillotine; es ist ein ganz hübsches Stück Möbel, wenn von Weitem betrachtet; es ist nicht nach meinem Geschmacke mit diesem kleinen Messer zu spielen."

Einen scharfen Blick auf seinen Kameraden werfend, fuhr er fort: „Du kennst doch meinen Traum, Isidor? derselbe ist zu einer fixen Idee bei mir geworden und heißt: Arbeiten, denn ich träume nur von der Arbeit."

„Das ist etwas Leichtes, bei unserer Vergangenheit!"

„Aber," sprach Carcasson weiter, „ich möchte ein Geschäft finden, das mich nicht ermüdet, das nicht langweilig ist und mir viel Geld einbringt, um gut zu leben, gut zu trinken und gut zu essen, mit noch etwas Taschengeld nebenbei."

„Das wäre ein schönes Geschäft und auch kein schmutziges," sagte Isidor, „wenn Du ein solches findest, so kannst Du ganz sicher auf mich als Theilnehmer rechnen."

„Auf mich ebenfalls," bemerkte Gotton. In diesem Augenblicke neigte sich ein Mann, welcher

mit dem Rücken gegen Carcasson gesessen hatte, gegen denselben und flüsterte ihm in's Ohr:

„Du hast deine Acht gebrochen; wie kannst Du nach Paris kommen, da Du unter polizeilicher Aufsicht stehst und wohl weißt, daß es Dir streng untersagt ist, das Seine-Departement wieder zu betreten?"

Carcasson maaß den Fragenden mit den Augen. Der Mann trug eine Blouse und erwiederte kalt und fest den Blick.

„Nun ja," wer kann es denn in einer so kleinen Stadt aushalten, wo man Einen nur hinpflanzt, um wieder auszuschlagen," antwortete Carcasson; „man kann daselbst weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes treiben, da Jedermann einen kennt und verachtet; man macht sich sobald wie möglich davon und geht wieder nach Paris; da ist freilich das Leben auch nicht fortwährend rosenfarbig, denn wenn man hungrig ist, nichts anzuziehen hat, nicht einmal Schutz vor Kälte und Regen finden kann, was soll man da machen? Man verfällt wieder in das alte Leben, bis man aufgefordert wird, dem Herrn Untersuchungsrichter seine Aufwartung zu machen."

„Das ist freilich wahr und Du bist in einer unangenehmen Lage, ich will Dich herausziehen."

Indem er so laut sprach, daß es die drei Verbündeten hören konnten, fuhr der Fremde fort: „Wollt Ihr ein Leben mit Nichtsthun führen, gut zu trinken, gut zu essen haben, in einer guten Wohnung, mit hinlänglichem Taschengeld und ohne Anstrengung?"

„Ha! hier haben wir die Erfüllung von Carcassons Traum," sagte Isidor, „der Herr hat wohl vorhin die von uns ausgesprochenen Wünsche gehört, denn er offerirt uns gerade das Geschäft, welches wir uns vorher wünschten."

„Nun gut, durchsucht morgen das Weichbild der Stadt, um ein abseit gelegenes kleines Haus aufzufinden."

„Also auf dem Lande sollen wir leben, das ist ganz nach meinem Geschmacke," sagte Isidor.

„Aber dann?"

„Dann begebt ihr euch nach dem Temple, um anständige Kleider zu kaufen."

„Also Toilette sollen wir machen!" rief die Gotton.

„Hier sind 300 Franken für diesen Zweck," sagte der Fremde, indem er Carcasson 15 Louisd'or in die Hand drückte; „es ist aber unbedingt nothwendig, daß das Haus bald gefunden und in Ordnung gebracht wird. Ihr logirt euch alle drei darin ein."

„Gut!" Aber welche Gegendienste müssen wir für Alles dieses leisten?" fragte Carcasson.

„Ein Kind stehlen, es bewahren und allen meinen Befehlen pünktlich Folge leisten," lautete die Antwort.

III.

Louise begoß ihre Winden, diese in Form und Farben so schöne Blumen, welche gewiß mehr bewundert würden, wären sie seltener oder schwerer zu ziehen. Anstatt zu singen, seufzte aber heute Louise; träumerisch blickte sie vor sich hin, und nur mechanisch besorgte sie ihre Arbeit. Die Rosen waren von den Wangen des jungen Mädchens verschwunden und in ihren schönen braunen Augen war der Glanz erloschen, der bis jetzt ihre Seelenreine und Unschuld wiedergespiegelt hatte. Ein tiefes Herzeleid war über sie gekommen, denn der junge Mann, dessen Erscheinung einen so gewaltigen Eindruck auf sie gemacht hatte, war schon seit mehreren Tagen nicht mehr zu sehen und da sich Louise erinnerte, mit welch' unaussprechlich schmerzlichen Blicken er das letzte Mal auf sie geschaut, so konnte sie sich nicht des Gedankens erwehren, daß denselben ein Unglück getroffen habe und dies war die Ursache, daß sie nicht mehr schlafen konnte, und weshalb sie blaß und traurig wurde.

Als sie mit dem Begießen ihrer Blumen fertig war und sich an ihre Stickerei machen wollte, trat eine Nachbarin bei ihr ein.

„Guten Tag, Mutter Simon," sagte das junge Mädchen, der Frau einen der vier Stühle darbietend, mit welchen ihr Zimmerchen versehen war.

„Guten Morgen, mein schönes Kind," antwortete die Alte sich niedersetzend. Nach einer gehörigen Prise aus ihrer Horndose, begann die Alte zu plaudern:

„Weißt Du auch, mein Kind, weshalb ich Dich so sehr liebe? Es ist, weil Du der Stolz und die Freude dieses Hauses bist; weil die traurigen und groben Miethsleute bei dem Vorübergehen an Deinem Fenster, einen bessernden Eindruck empfangen; weil die Reinheit Deines Lebens, Dein Muth zur Arbeit, Deine sanfte Fröhlichkeit und Dein frisches Lachen die Andern über ihre Laster oder Fehler erröthen macht und besser wirkt

als ein Dutzend der schönsten Predigten; deshalb liebt und achtet Dich auch Jedermann wie eine Prinzessin, selbst mein Nachbar der Herr Marescot."

„Er ist so gut zu mir, der Herr Marescot," sagte das Mädchen.

„Ja, er ist wirklich ein guter Mensch, zu jedem Dienste stets bereit und mildthätig gegen die Armen. Von Dir ist er ganz bezaubert und liebt Dich wie seine eigene Tochter."

Nach einer zweiten Prise plappeite die Alte weiter: „Da wir gerade von Bezaubern sprechen, so fällt mir etwas ein: Du erinnerst Dich doch des jungen Mannes, von dem ich schon mit Dir gesprochen habe und der stets solche Blicke nach dieser Seite warf, die Dir in die Seele gedrungen wären, hättest Du sie nur gesehen."

„Ja, ich erinnere mich seiner," antwortete Louise indem sie den Versuch machte ruhig zu scheinen, während doch ihr Herz lauter schlug; „doch was ist mit ihm?"

„Nun gestern Abend, als Du gerade die Laden geschlossen hattest, sah ich ihn plötzlich vor unserm Hause erscheinen, länger als eine Stunde schlich er sich umher, die Augen stets auf Dein Fenster gerichtet und als er endlich wegging, sah er so traurig aus, ich sage Dir so traurig, daß ich bei mir dachte, wenn dem armen Jungen nur kein Unglück zustößt! —"

Bei diesen Worten glaubte das junge Mädchen, ihr Herz wollte zerspringen. Sie wollte etwas antworten aber die Zunge versagte ihr den Dienst. Ja, er liebte sie, daran konnte sie nun nicht mehr zweifeln und jetzt, wo sie den Beweis seiner Liebe hatte, mußte sie schon für sein Leben zittern.

„Der arme Jüngling," dachte sie, „wie er wohl leiden muß; ohne Zweifel hat ihn ein großes Unglück getroffen; er hätte vielleicht Muth oder Trost in einem Worte von Derjenigen gefunden, die er liebt und wagte nicht, dieses Wort auszusprechen und jetzt? Wer weiß, was aus ihm geworden ist!"

Tausend Schreckensbilder tauchten vor dem Geiste Louisens auf, deren Gesicht von einer Todtenblässe überzogen wurde.

„Großer Gott, was ist Dir denn?" rief Mutter Simon erschrocken.

„O nichts, gar nichts," antwortete das junge Mädchen mit schmerzlichem Lächeln, „nur ein plötzliches Unwohlsein, das mich öfters überkommt und das bereits wieder verschwindet."

„Ich laufe, um Dir etwas zu holen, liebes Kind."

„Nein, nein, es ist schon vorüber! — Ich fühle schon besser!" sagte Louise.

„Nun gut denn. Ich kann Dich also ohne Befürchtung verlassen?" frug die Alte, indem sie aufstand.

„O ja, sagte Louise stotternd, aber —"

Sie war auf dem Punkte der Mutter Simon ihr Geheimniß zu verrathen; sie wollte ihr sagen, daß wenn der junge Mann wiederkäme, so möge sie ihn sprechen, die Ursache seines Kummer erforschen, ihn trösten, ihm Muth einflößen und wenn es nothwendig sei, ihm auch sagen, daß sie für sein Glück bete! kurz sie wollte ihn retten! Aber ein Gefühl, das noch stärker als die Liebe und der Schmerz ist, nämlich die Scham, diese zarteste, köstlichste Blume der Jungfräulichkeit, die Scham hielt das Wort auf ihren Lippen zurück, und so ließ sie die Mutter Simon gehen. Als sie sich jedoch allein befand, entströmten heiße Thränen ihren Augen und verzweiflungsvoll rief sie aus: „O mein Gott, so muß ich ihn denn sterben lassen!" Ein leichtes Geräusch entriß sie ihrem Schmerze — Marescot war durch die von der Mutter Simon offengelassene Thüre eingetreten.

„Warum liegen Sie auf den Knieen, mein Kind?" fragte er?

Louise erhob sich, und suchte in ihrer Verwirrung vergebens nach Worten.

„Ich kenne wohl den Grund dieser Thränen und dieser Aufregung," sagte Marescot mit einem väterlichen Lächeln; „in diesem kleinen Herzen liegt ein Geheimniß, das Sie mir nicht anvertrauen wollen."

„Nein, nein," murmelte Louise, ihre Thränen trocknend.

„Komm', setzen wir uns, mein Kind, und hören Sie mich an."

Louise setzte sich und Marescot ergriff ihre Hand.

„Meine theure Louise," sagte er, „hören Sie eine Geschichte an. Dieselbe geht bis auf ungefähr fünfzehn Jahre zurück und ereignete sich in einer großen Familie, einer der edelsten und reichsten in Frankreich. Dieses ungeheuere Vermögen war aber auch der Grund eines großen Unglückes. Dasselbe sollte zwei Brüdern zufallen, von denen der Eine verheirathet und

Vater eines kleinen Mädchens war; der Andere blieb Hagestolz. Die Mutter der beiden jungen Leute hatte eine ganz außerordentliche Zuneigung für das kleine Mädchen gefaßt, und entschloß sich eines Tages die Hälfte ihres Vermögens durch ein Testament demselben zu vermachen und las diese Bestimmung selbst der versammelten Familie vor. Durch diesen Entschluß wurde die Erbschaft des Jüngeren der beiden Brüder von der Hälfte auf ein Viertheil reducirt, es war für ihn ein Verlust von fünf Millionen und Ihre offene und reine Seele kann die Gefühle des Hasses und der Rache nicht fassen, welche ein solcher Verlust in das Herz gewisser Menschen bringen kann. Diese abscheulichen Gefühle übertrug nun der Bruder auf die unschuldige Ursache seines Verlustes, und es war noch kaum ein Monat nach der Vorlesung des Testamentes verflossen, als das arme kleine Kind seiner Familie geraubt wurde."

„Armes kleines Mädchen!"

Marescot fuhr fort: „Dieses Unglück hatte andere im Gefolge; nach Verlauf von zwei Jahren, hatte der Schmerz über ihr verlorenes Kind den Vater und die Mutter desselben in ein frühes Grab gebracht und kurz darauf wurde auch der Urheber des Verbrechens durch seine Gewissensbisse getödtet und es blieb sonach Niemand mehr zurück, als die trauernde, untröstliche Großmutter, welche nun den Verlust aller der Ihrigen zu beweinen hatte."

„Arme Frau," murmelte das junge Mädchen.

„Aber eine große Freude erwartet sie jetzt — in dem Augenblicke in welchem ich mit Ihnen spreche, wird ihr mitgetheilt, daß ihre Enkelin, deren Verlust sie bereits seit fünfzehn Jahren beweint, wieder aufgefunden wurde."

„Wie glücklich muß sie sein," sagte Louise.

„Aber auch wie ungeduldig!" erklärte Marescot; „und damit die ersehnte Wiederkehr des Kindes, welche man ihr um die Mittagszeit versprach, nicht verzögert werde, und da bei dem Fieber und der Aufregung, in welcher sich die hochbejahrte Dame befindet, jeder Aufschub Gefahr drohend wäre, so dürfen wir keine Minute verlieren. Kommen Sie!"

„Ich? aber was soll ich dabei thun?"

„Dieses junge Mädchen, welches seit fünfzehn Jahre verloren war; dieses junge Mädchen, die Erbin eines ungeheueren Vermögens; dieses junge Mädchen, welches ich seiner Familie wieder zuführen will, wo es bei seiner Großmutter Friede, Glück und Liebe finden wird, welche ihm sein Leben bisher versagt hatte —"

„Nun?"

„Nun! dieses junge Mädchen — — sind Sie."

„Ich?" rief Louise erstaunt und kaum der Sprache fähig.

„Ein Wagen erwartet uns. Kommen Sie, Louise, kommen Sie rasch!"

IV.

Leon Saurel.

„Ja, mein lieber Herr Saurel," sagte der Vicomte d'Hasty, „heute ist der wichtige Tag, an welchem der Baron Chevillard und unser ehrenwerther Freund, Herr Marescot, ganz sicher Jane von Rougemare auffinden werden, wodurch uns jedem 2- bis 300,000 Livres jährliche Renten zufallen! In einer Stunde wird man sie in die Arme der alten Herzogin führen, und damit Sie dem wichtigen Ereigniß beiwohnen können, habe ich Sie ersucht, diesen Morgen zu mir zu kommen."

„Hören Sie mich an, Herr Vicomte," antwortete der junge Mann, dessen schwermüthiges Aussehen sich seit dem ersten Zusammentreffen mit dem Herrn d'Hasty vollständig verändert hatte, „Sie schätzen das Vermögen, das Sie durch Ihre teuflischen Machinationen an sich reißen wollen, auf 20 Millionen?"

„Nun ja, so ungefähr," antwortete der Vicomte.

„Und liegt es noch immer in Ihrer Absicht, dieses Vermögen in vier gleichen Summen zu vertheilen?"

„Zu ganz gleichen Theilen, halten Sie sich dessen versichert."

„Nun wohl, Herr Vicomte! Lassen Sie mich dieser ganzen Angelegenheit ferne bleiben und behalten Sie dafür den mir bestimmten Antheil, das heißt also 4 oder 5 Millionen und geben Sie mir dagegen das unglückselige Papier zurück, dessen Existenz mich langsam tödtet!"

„Davon wollen wir reden wenn es zum Theilen kommt, aber da bis jetzt noch nichts geschehen ist, so steht mir auch nicht das Recht zu, Sie aus einer Angelegenheit zu entlassen, zu deren Erfolg wir alle beitragen müssen, und in welcher Sie berufen sind, eine wichtige Rolle zu spielen."

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts von diesem Vermögen will!"

„Ich bewundere Ihre Uneigennützigkeit, muß Ihnen aber doch offen gestehen, daß diese nur schlecht mit Ihrer Vergangenheit übereinstimmt. — Betrachten wir einmal die Sache ruhig, mein lieber Herr Saurel, vergleichen wir die Stellung in die Sie sich selbst gebracht hatten, mit derjenigen, über welche Sie sich so bitter beschweren. Eines Tages befanden Sie sich in einem von Ihnen ungeahnten Engpasse, aus dem Sie sich um jeden Preis ziehen mußten und begingen in Folge dessen einen Fehler, worauf die Galeere steht! Mein lieber Herr Saurel: die Galeere! Um diesen Fehler zu verwischen, machten Sie sich eines Hausdiebstahls schuldig, und zwar während der Nacht, aus einer Ihrer Ehrlichkeit anvertrauten Kasse, das heißt also unter allen erschwerenden Umständen worauf wieder die Galeere steht. Kurz, die Schande einer Assisenverhandlung, ein unauslöschliches Brandmal, die Galeere, das scheußliche Anketten an einen Sträfling, vielleicht einen Mörder. Aller dieser Sklaverei habe ich Sie entrissen! Und jetzt, anstatt eines brutalen, mit einem Stock bewaffneten Ruderwächters, haben Sie einen sanften, höflichen, nachsichtigen Herrn, auf dessen Kosten Sie ein charmantes Leben führen können und der dagegen nichts weiter von Ihnen verlangt, als: Gehorsam! und doch beklagen Sie sich, hören Sie! Sie sind undankbar."

„Halten Sie ein, mein Herr," rief Saurel in dem Uebermaß seiner Verzweiflung, „treiben Sie es nicht auf die Spitze, mein Herr, hüten Sie sich!"

Der Vicomte zog ruhig ein Papier aus der Tasche und hielt es dem jungen Manne hin. „Was wollen Sie gegen d i e s e s machen?" fragte er.

Saurel erbleichte, sein Haupt sank auf die Brust und mit gebrochener Stimme flüsterte er: „Ich bin bereit mein Herr!"

V.

Bei der Herzogin von Rougemare.

Es war genau zu der Stunde, welche der Vicomte d'Hasty genannt hatte, als der Baron Chevillard die große Neuigkeit der Herzogin von Rougemare mittheilte.

Die alte Dame befand sich in diesem Augenblicke mit ihrer Vorleserin in einem kleinen Salon und lauschte einem Kapitel aus der Bibel. Zu ihren Füßen saß spielend ein schöner kleiner Knabe von ungefähr sieben Jahren, dessen blonde und dicke Haare in goldnen Locken um seine weiße Stirne und rosigen Wangen fielen; die schönen Züge bekundeten Herzensgüte, Sanftmuth und eine rührende Unbefangenheit.

„Du machst viel Lärm mein kleiner Albert," sagte die alte Dame mit nachsichtigem Tone zu dem Kinde, indem ihre abgemagerten Finger mit den schönen Locken desselben spielten.

„Höre doch diese schöne Geschichte."

„Ja wohl, Großmutter!" antwortete unbekümmert der Knabe.

Albert von Savignac war der Sohn eines Neffen von der Herzogin; aber sie hatte ihn gelehrt, ihr den Namen Großmutter zu geben, welcher ihr früher so süß von den Lippen der armen kleinen Jane geklungen hatte.

„Fahren Sie weiter," sagte die alte Dame zu der Vorleserin; diese ergriff das Buch und las daraus die Stelle, in welcher die Brüder des Joseph dem Jacob die Kunde von dem Wiederauffinden seines Sohnes mittheilten: „Und dieselben verkündigten ihm und sagten, Joseph lebet noch und ist ein Herr im ganzen Egyptenland;" die Vorleserin fuhr weiter, ohne bemerkt zu haben, daß der Baron eingetreten war und zwar gerade in dem Augenblicke als sie die Worte Jacobs vorlas, da dieser seinen Sohn wieder sah: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe, daß Du noch lebest."

„Frau Herzogin," sagte der Baron, „glauben Sie an Prophezeiungen?"

„Weshalb fragen Sie, Herr Baron?"

„Weil ich ebenfalls komme, Ihnen die Wiederkehr eines Kindes zu melden, das wir beweint haben, wie einst Jacob seinen verlorenen Sohn Joseph beweinte."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief die alte Dame sich plötzlich erhebend.

„Freilich," antwortete der Baron, „ist das Kind, welches ich Ihnen ankündige, weder erster Minister eines Pharao's, noch Oberhaupt eines großen Staates; es ist nur eine kleine, unschuldige Arbeiterin, welche heute Louise genannt wird, welche man aber Jane nannte, als sie drei Jahre zählte."

„Jane! meine theure Enkelin! wäre es möglich!" rief die alte Herzogin außer sich. — Von einem nervösen Zittern ergriffen, fiel sie auf ihren

Sitz zurück und große Thränen liefen über ihre gefurchten Wangen.

In diesem Augenblicke traten ein junger Mann und eine junge Frau ein. Es waren der Graf und die Gräfin von Savignac, der Vater und die Mutter des Kindes, das zu den Füßen der Herzogin spielte, und die einen Theil des Hotels ihrer Tante bewohnten.

„Großer Gott, theure Tante, was ist Ihnen?“ rief die Gräfin.

„Ein Uebermaß des Glückes,“ sagte der Baron Chevillard. „Und wenn auch die Freude öfters Thränen hervorruft, so bringt sie doch nachhaltig nie Uebel.“

Während dieses Gespräches hatte sich der kleine Albert von Savignac an den Hals Derjenigen geworfen, die er seine Großmutter nannte; er versuchte ihre Thränen zu stillen und bat sie, nicht mehr zu weinen.

„Theures Kind,“ murmelte die alte Dame, indem sie den kleinen Knaben umarmte. „Du wirst nicht mehr allein sein — Du wirst eine Schwester erhalten.“ Sich gegen die Gräfin von Savignac wendend, sagte sie: „Theure Lina, kannst Du die Freude ermessen, welche in diesem Momente meine Seele erfüllt? meine kleine Jane, welche ich für todt oder doch für immer verloren hielt — —“

Die Herzogin von Rougemare wurde dadurch unterbrochen, daß die Thüre des Salons rasch geöffnet wurde.

Ein junges Mädchen, auf den Arm eines Mannes von ungefähr 40 Jahren gestützt, trat ein.

Das Mädchen war blaß und seine schönen Haare, in goldenem Kastanienbraun glänzend und leuchtend, umgaben die Stirne wie mit einem Heiligenscheine. Das Mädchen blieb auf der Schwelle wie festgebannt stehen, verwundert, bewegt und wie geblendet die Blicke auf den schönen, luxuriösen und mit Kunstgegenständen gefüllten Salon werfend.

Die alte Herzogin dagegen betrachtete die Angekommene mit Entzücken.

„Hier ist sie,“ sagte Marescot leise zu Louise.

„O Madame!“ rief das junge Mädchen, zu den Füßen der Herzogin eilend.

„Komm in meine Arme, theures Kind!“ rief die alte Dame, „sie haben Dich schon vor fünfzehn Jahren gewiegt und zwar an derselben Stelle, wo wir uns jetzt befinden.“

„Hier?“ fragte Louise, die Blicke um sich werfend, dann fügte sie mit eigenthümlicher Bewegung bei: „Wirklich — ist es kein Traum? — Es scheint mir wirklich — —“

„Sehr gut gespielt!“ dachte Chevillard.

„Hier sind meine zwei theuersten Schätze,“ sagte die Herzogin, indem sie das junge Mädchen und das Kind, Louise und Albert von Savignac an ihr Herz drückte, „ihnen gehört auch mein Vermögen, das ich ihnen in zwei gleichen Theilen vermache.“

Marescot neigte sich zu dem Ohr des Barons Chevillard; „ist dieses das fragliche Kind?“ flüsterte er.

„Ja.“

„Gut, in einigen Tagen wird der Knabe nicht mehr da sein, um die Hälfte der Erbschaft zu beanspruchen.“

VI.

Es mochte ungefähr elf Uhr sein; alles lachte und sang in dem Hotel Rougemare, in welchem es während der letzten fünfzehn Jahre stets so still und traurig zuging.

Die alte Herzogin, vor Freude strahlend und mit einer Coquetterie geschmückt, die sie um 20 Jahre jünger scheinen ließ, bewegte sich mit einer überraschenden Behendigkeit überall umher, Befehle ertheilend, deren Ausführung überwachend, kurz eine Beweglichkeit zeigend, deren man sie nicht mehr für fähig gehalten hätte.

Louise, oder vielmehr Jane, wie wir sie in Zukunft nennen müssen, noch reizender wie früher durch eine schöne aber einfache Toilette, durchlief entzückt alle Räume des Hotels bis sie auf der Terrasse angelangt war, welche einen Ueberblick des großen Gartens, der sich hinter dem Gebäude befand, gewährte. Dort versank sie während einiger Minuten in Träumereien und wohl mochte das Bild des Unbekannten aus dem Luxemburg-Garten ihr wieder vorschweben; darauf setzte sie ihren Spaziergang fort voller Entzücken über alle die sie umgebende Schönheit und gar manchmal stellte sie sich die Frage, ob dies nicht Alles nur ein Traumbild sei. Ja, sie war ihrer neuen Stellung und Umgebung so ungewohnt, daß sie manchmal einen Schrei ausstieß, als sie plötzlich ihrem Bilde in einem großen Spiegel begegnete und verwirrt die schöne Unbekannte grüßte, ein Irrthum der stets ein helles Lachen hervorrief.

Aber noch ein anderes nicht enden wollendes Lachen und Jauchzen, eine lärmende Lustigkeit durchdrang mit dem kleinen Albert das Hotel von oben bis unten, überall lief derselbe umher, aus dem Zimmer der Herzogin in das seiner Mutter, von seinem Vater zu Jane und aus dem Garten in den Hof, wo zwei prachtvolle offene Wagen für die Familie bereit standen, jeder mit zwei schönen Pferden bespannt, welche ungeduldig auf dem Pflaster scharrten.

Der Graf und die Gräfin von Savignac hatten bereits ihre Toilette beendigt.

Doch wir müssen unsern Lesern erzählen, was sich an diesem Tage im Hotel de Rougemare zutrug.

Drei Tage nach dem Wiedererscheinen Janes in der Familie, hatte die alte Herzogin zu ihrer Enkelin gesagt: „Höre, mein Kind, in dem Leben der Armuth und Arbeit, das Du durchmachtest, hast Du wohl tausend schöne Träume gehabt, aber wohl meistens Träume über die man beim Erwachen lacht, und deren Realisirung für unmöglich gehalten werden. Nun wohl, vertraue mir einen dieser Träume an, den allerschönsten, und gleichviel was er auch sei, ich will ihn in Erfüllung bringen."

„O ja!" sagte Louise, „als ich noch in meinem kleinen Zimmer arbeitete, besonders in der Zeit als es noch durch die großen Gebäude verdeckt und weiter nichts als eine feuchte und finstere Höhle war, hatte ich häufig einen Wunsch, aber ich wage nicht — —"

Endlich nach langem Zureden erklärte Louise, „daß sie sich damals häufig ein Frühstück im Freien, auf dem Lande oder in einem Walde gewünscht habe."

Ueber den einfachen Wunsch lächelnd, hatte die Herzogin angeordnet, daß derselbe bereits am folgenden Tage in Erfüllung zu gehen habe und dies war die Ursache, weshalb heute das Hotel de Rougemare so festlich aussah.

Nachdem er alle im Hause gehörig geneckt hatte, lief Albert zu seiner Mutter und fand sie zu seiner großen Freude bereits zur Abfahrt bereit, ebenso seinen Vater.

Die Gräfin von Savignac, welche ungefähr 25 Jahre zählen mochte, galt für eine der vollkommensten Schönheiten der Pariser Aristokratie. Ihre Gestalt war etwas höher als die Mittelgröße, geschmeidig und elegant und eine leichte Wohlbeleibtheit vervollkommnete noch ihre Schönheit. Ihr reiches blondes Haar, die regelmäßigen und zartgerundeten Züge, eine Lilienweiße und hauptsächlich ein Ausdruck von Herzensgüte verlieh ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Man sagte deshalb nicht mit Unrecht von ihr, daß es unmöglich sei, sie zu sehen, ohne sie auch zugleich zu verehren.

Aber die schöne Gräfin war ebenso unempfindlich gegen Schmeicheleien als für Leidenschaften; sie kannte nur zwei Beschäftigungen, sie trug nur zwei Gegenstände in ihrem Herzen: es waren ihr Kind und ihr Gemahl.

Graf René von Savignac dagegen verehrte seine schöne Lina nicht wie zur Zeit der Flitterwochen — nein, wie am Tage vor seiner Trauung.

„Sieh' doch, wie der kleine Thunichtgut schwitzt," sagte die Gräfin, die Schweißperlen von der Stirne des Knaben wischend.

„O das macht nichts; komm nur schnell, Mama! Man erwartet uns!" rief Albert. Darauf fügte er bei: „Aber vergesse nicht, daß ich neben Dir im Wagen sitzen will."

„Also liebst Du Deine Großmutter und Deine Freundin Jane nicht?"

„Im Gegentheil, ich liebe sie recht sehr, aber Du bist doch Mama, und ich liebe Dich besser, wie alles Uebrige auf der Welt." Ein Lächeln mütterlichen Stolzes zeigte sich auf den Lippen der Gräfin, welche ihr Kind mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umarmte.

Einige Augenblicke später befand sich die Gesellschaft im Wagen.

Der Baron Chevillard, welcher seit der Ankunft Janes das Hotel Rougemare nicht verlassen hatte, war ebenfalls mit der Baronin eingeladen worden, an dem Feste Theil zu nehmen; er lehnte jedoch die Einladung ab, erkundigte sich aber auf das Genaueste über die Gegend, wohin man sich begeben wollte, um, wie er sagte, genau die Oertlichkeit zu kennen, falls er sich noch später entschließen sollte, nachzukommen.

Eine Stunde später war die Gesellschaft bereits in einer Ecke des Waldes von Clamart, einem der schönsten und wenigst frequentirten Plätze in der Umgegend von Paris; besonders an Wochentagen, war die Stelle nur selten besucht.

Man hatte sich kaum niedergelassen, als Albert plötzlich einen Schrei ausstieß und sich erschrocken in die Arme seiner Mutter warf.

Ueber die Ursache seines Schreckens befragt, antwortete er: „daß er Furcht vor einem Manne bekommen habe, welcher in einen schmalen Seitenweg eingebogen war. Dieser hatte übrigens ganz das Aussehen und Benehmen eines ruhigen Arbeiters; man lachte deshalb über die Furcht des Kindes, bis dieses am Ende mitlachte.

Darauf begann das Frühstück im Freien, das grüne Blätterdach und den blauen Himmel als Baldachin über sich und als Tafelmusik die Lieder von tausend gefiederten Sängern.

Alles athmete Lust und Freude. Jane war überglücklich und umarmte nacheinander die alte Herzogin, die schöne Gräfin Lina, deren Freundschaft sie sich bereits erworben hatte und den kleinen Albert, welcher sie als höchst willkommenen Spielkameraden betrachtete.

Nach Kindergebrauch lief Albert überall umher, nach Vogel-Nesten spähend, die Schmetterlinge verfolgend und dann wieder zu der Gesellschaft zurückkehrend, um etwas zu genießen, worauf die Jagd aufs Neue begann.

Als er sich endlich dem Wunsche seiner Mutter fügen wollte, bei der Gesellschaft zu verbleiben, wurde er durch einen prachtvollen Schmetterling verlockt.

Wer könnte da wohl widerstehen? Albert versuchte es nicht einmal, sondern erhob sich und folgte dem schönen Flüchtling.

Doch dieser führte ihn weiter und immer weiter, und das Kind bemerkte nicht, wie ihm im Gebüsche drei Individuen gleich Schlangen nachschlichen.

Endlich ließ sich der Schmetterling auf einer Blume nieder.

Albert hörte in diesem Augenblicke die Stimme seines Vaters, welcher ihn zurückrief.

Aber da saß der Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln, mit seiner ganzen Farbenpracht die Augen des Kindes anlockend. Wie konnte man da die schöne Beute fahren lassen, da es ja nur des Ausstreckens der Hand bedurfte um sich ihrer zu bemächtigen?

Er streckte die Hand aus und schlich sich mit Vorsicht weiter.

Der Schmetterling war verschwunden, aber an dessen Stelle sah das Kind eine finstere wilde Gestalt sich aus den Gebüschen erheben, mit Augen welche Blitze schossen.

Vor dieser fürchterlichen Erscheinung erblaßte und erbebte das Kind — es wollte fliehen, aber zwei andere Gestalten, ein Mann und eine Frau vertraten ihm den Weg. Der Knabe wollte schreien, doch eine breite Hand schloß ihm den Mund, er wurde wie eine Feder in die Höhe gehoben und rasch durch den Wald getragen.

Von Ferne hörte er die Stimme seiner Mutter, welche seinen Namen im Tone der Angst und der Verzweiflung rief.

VII.

Wir versuchen es nicht, den Schmerz der Herzogin von Rougemare, sowie des Grafen und der Gräfin von Savignac zu schildern, als sie sich nach vergeblichem Durchsuchen des Waldes der Ueberzeugung hingeben mußten, daß ihr Kind sich verloren hatte oder gestohlen worden war. Der Gedanke an dessen Verlorensein war weniger schmerzlich, aber auch weniger wahrscheinlich, denn von dem Augenblicke an, wo man den Knaben aus den Augen verloren hatte, hätte derselbe nicht weit gehen können, und würde man ihn sicher bei der sorgfältigen Nachsuchung aufgefunden haben.

Also gestohlen! Aber durch wen? Zu welchem Zweck? Und wie war es möglich ein Kind zu entführen, das sich nur hundert Schritte von seiner Familie befand, ohne daß man auch nur einen einzigen Schrei, einen einzigen Ruf gehört hätte. Man mußte endlich den Wald verlassen und nach Paris zurückkehren, ohne das Kind, welches die ganze Freude, das ganze Glück, die ganze Hoffnung der alten Herzogin bildete, die seit langer Zeit so zu sagen nur von dessen Anmuth, dessen Lächeln lebte; ohne das Kind, welches unter den Blicken seines Vaters und seiner Mutter aufgeblüht war, wie eine zarte und reine Blume unter den Strahlen der Sonne.

Fröhlich, lachend und singend waren sie ausgezogen — traurig, verzweifelt und weinend kehrten sie alle zurück.

Niedergeschmettert durch diesen Schlag konnten die beiden Frauen nur noch stöhnen und schluchzen.

Der Vater beherrschte seinen Schmerz und überlegte, denn eine letzte Hoffnung drang ihm in's Herz: Das Kind konnte sich verirrt und einen Landmann angetroffen haben, welcher vergeblich nach den Eltern desselben im Walde gesucht hatte und endlich zu dem Entschlusse gekommen war, den Knaben nach Paris zurückzuführen: wahr-

scheinlich würden sie ihn dort bei ihrer Rückkehr schon vor dem Hotel auf sie wartend, finden.

„Ja so ist es, so wird es wohl kommen," murmelte er voller Vertrauen.

Er war schon auf dem Punkte, seine Hoffnungen der Gräfin mitzutheilen, aber im Augenblicke als er sprechen wollte, hielt er ein.

Wenn er sich täuschte! Es wäre dies ein neuer Schlag, eine neue Wunde, für das Herz der armen Mutter gewesen.

Oder auch, dachte er bei sich, hat irgend ein Elender das Kind entführt, um aus unserer Verzweiflung für sich eine Goldquelle zu erschließen. „Ah', wenn es nur so wäre! ich würde mit Freuden die Hälfte meines Vermögens hergeben."

Je mehr man sich dem Hotel näherte, desto sicherer fühlte sich der Graf von Savignac in seinen Berechnungen, bis er schließlich überzeugt war, daß er zu Hause entweder Neuigkeiten von seinem Kinde oder das Kind selbst finden werde.

Endlich langte man an. Der Graf sprang aus dem Wagen und eilte in das Innere des Hotels, erhielt aber auf seine ängstlichen Fragen an die Diener nur die niederschmetternde Antwort: „Wir haben das Kind nicht gesehen." Rasch bestieg er wieder einen der beiden Wagen. „Tretet nur ein," rief er seiner Tante und seiner Frau zu. „Ich eile nach der Polizei-Präfectur." Der Wagen flog davon, daß das Pflaster sprühte.

Die beiden Frauen traten ein, die alte Herzogin auf den Arm Janes gestützt, welche den Schmerz theilte und ihre Thränen mit denen der Herzogin mischte.

Nach einer Viertelstunde langte der Graf von Savignac in der Polizei-Präfectur an und wurde sofort dem Chef der Sicherheitspolizei vorgestellt. Es war dies ein Mann von 50 Jahren, tiefeindringendem Blick und kaltem, unempfindlichem Aeußern.

Während der zehn Jahre, welche er diese schwierige Stellung bekleidete, hatten sich unter seinen Augen so viele Drama's und Geheimnisse entrollt, er hatte so viele Verbrechen gesehen, daß ihn nichts mehr wundern oder bewegen konnte: trotzdem schien ihn die Verzweiflung, welche auf dem Gesichte des Grafen lag, zu rühren, diesen Mann mit eisen-gepanzertem Herzen. Er erhob sich und sagte, dem Grafen von Savignac einen Sitz darbietend, „Sie scheinen zu leiden, Herr Graf."

„Ja, mein Herr, ich leide gräßlich," antwortete dieser, sein Antlitz mit den Händen bedeckend; er erholte sich jedoch alsbald und einen bittenden Blick auf den Polizeichef werfend, sagte er:

„Mein Herr, Sie sehen einen Mann vor sich, der mehr von Ihnen verlangt, als das Leben, mehr als die Ehre; einen Mann, der von Ihnen sein armes Kind verlangt, welches man ihm geraubt hat! Helfen Sie mir mein Kind wieder aufzufinden, ich bitte Sie. Zu Hause sitzt eine verzweifelnde Mutter! — Wenn ich heimkehre ohne ihr wenigstens eine Hoffnung bringen zu können, so wird sie sterben und ich verliere dadurch beide! — Dieser Gedanke treibt mich zum Wahnsinn; Sie sehen wohl ein, mein Herr, daß Sie mein Kind wieder auffinden müssen, Sie haben alle Gewalt um dies zu ermöglichen, Sie haben tausend Agenten zu Ihrer Verfügung, Sie werden mir mein Kind wieder zurückbringen, nicht wahr, mein Herr, Sie bringen es zurück?"

„Ich hoffe es wenigstens," antwortete der Polizeichef.

„Sie hoffen es! — ich wußte dies, die Polizei kann ja alles und Sie werden mir auch mein Kind wieder zuführen."

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf, versuchen Sie es, Ihre Gedanken zu ordnen und mir alle Thatsachen zu erzählen."

Als der Graf eben zu sprechen beginnen wollte, unterbrach ihn der Chef.

„Erlauben Sie mir," sagte er, „daß ich vorher einen Mann kommen lasse, der alle verrufenen Wirthshäuser und zweifelhafte Zusammenkunftsplätze kennt, wo sich die ganze gefährliche Bevölkerung von Paris und der Umgebung zusammenfindet und der mit den Gebräuchen dieser Verbrecher vertraut ist. Sprechen Sie vor ihm und tragen Sie Sorge, auch nicht das Geringste auszulassen, so nichtssagend als es Ihnen auch erscheinen mag und ich möchte Ihnen beinahe das Versprechen geben, daß dieser Mann bald, vielleicht schon morgen, auf der Spur Ihres Kindes sein wird."

Der Chef zog an einer Klingelschnur und ein Bureaudiener trat ein.

„Sagen Sie dem Rabourdin, er möge zu mir kommen."

Einige Augenblicke später trat Rabourdin in das Bureau seines Chefs.

„Jetzt, Herr Graf, sagen Sie Alles was Sie wissen.“

Der Graf von Savignac gab nun eine ausführliche Erklärung der Ereignisse, die den Lesern bereits bekannt sind.

Rabourdin hörte aufmerksam bis zum Schlusse zu. Er war ein Mann von vierzig Jahren, klein, mager und blaß, verbarg aber unter seinem unscheinbaren Aeußern einen scharfen Beobachtungsgeist, war voller List und seltenem Scharfsinn.

Als der Graf geendet hatte, fragte ihn Rabourdin:

„Herr Graf, haben Sie irgend Jemand in Ihrer Familie, der Interesse haben könnte in dem Verschwinden oder dem Tode dieses Kindes?“

Der Graf von Savignac antwortete nach einigem Nachdenken: „Niemand.“

„Hat sich in der letzten Zeit keine neue Persönlichkeit in Ihrer Familie eingeführt?“

„Ja,“ antwortete der Graf lebhaft. „Seit einigen Tagen besucht uns ein Mann, den ich vorher nie gesehen hatte, welcher uns aber durch einen Verwandten vorgestellt wurde.“

„Es ist dies ein weiterer Grund zu erfahren, wer der Mann ist. — Wollen Sie mir gefälligst über denselben Ausführlicheres berichten?“

Der Graf erzählte das Wenige, was er von Marescot wußte.

„Den muß ich selbst sehen und wissen was er in Paris macht,“ sagte Rabourdin. Dann fügte er bei: „Meiner Ansicht nach, Herr Graf, wäre jetzt das Erste und Nothwendigste den Telegraphen von Clamart zu benützen, wo man vielleicht schon seit Ihrem Weggehen Etwas erfahren hat.“

„Verfügen Sie nur, wie es Ihnen am Besten dünkt.“

Als Rabourdin wieder das Wort ergreifen wollte, wurde ihm mitgetheilt, daß man ihm eine wichtige Nachricht zu melden habe.

„Um was handelt es sich?“ fragte Rabourdin.

„Von einem Kinde.“

„Von einem Kinde!“ rief der Graf.

„Dessen Alter?“ fragte Rabourdin vorsichtig.

„Man kennt es nicht.“

„Dessen Geschlecht?“

„Männlich.“

„O eilen Sie, mein Herr, und kehren Sie schnell zurück,“ sagte der Graf; „die Aufregung hat mich so erschüttert, daß ich keinen Schritt machen kann.“

Rabourdin eilte fort.

Nach fünf Minuten kehrte er zurück und der Graf von Savignac versuchte auf dessen Zügen die Neuigkeit zu lesen, die er brachte — aber in den Zügen Rabourdins konnte man nichts lesen.

„Nun,“ stotterte endlich der Graf mit zitternder Stimme, „ist es mein Kind?“

„Ja, Herr Graf,“ antwortete Rabourdin.

„Ist es hier?“ und der Graf, wahnsinnig vor Freude, eilte gegen die Thüre.

„Nein, Herr Graf, es ist nicht hier.“

„Aber was sagten Sie denn eben?“

„Ich sagte, daß es sich um Ihr Kind handelt.“

„Nun?“

„Herr Graf, kennen Sie diese Sammetmütze?“

„Es ist die seine,“ rief der Graf.

„Und diese kleine Weste?“

„Es ist ebenfalls die seine, ich kenne sie genau — aber wie kommt es —?“

„Herr Graf, die Mütze und die Weste wurden vor zwei Stunden in dem Walde von Clamart neben einer Blutlache gefunden.“

„Oh!“

Der Graf fiel rückwärts als ob ihm das Herz getroffen wäre und einen Augenblick später wurde er ohnmächtig in seinem Wagen nach Hause gefahren.

VIII.

Seit dem Abschlusse des Paktes zwischen Saurel, Marescot, dem Baron Chevillard und dem Vicomte d'Hasty bewohnte der Letztere auf dem Boulevard des Capuzins eine Reihe von Zimmern, welche mit allem englischen Comforte und dem schönsten Pariser Geschmacke ausgestattet waren. Der Baron Chevillard hatte ihm nämlich bei seinem Banquier einen bedeutenden Credit eröffnet.

Acht Tage nach der Einführung Louisens bei der Herzogin von Rougemare hatten sich Marescot und der Baron Chevillard bei dem Vicomte eingefunden.

„Meine Herren,“ sagte er zu denselben, „den kleinen Albert von Savignac haben wir beseitigt und die von uns geschaffene Jane von Rougemare ist nun die Universalerbin. Wir haben jetzt nur noch unser Werk zu beendigen, das heißt dieses ungeheuere Vermögen aus den Händen dieser Universalerbin in die unsrigen zu spielen.“

„Und wie soll dies geschehen?“ fragte der Baron.

„Nichts leichter als dies: Einer der Unsrigen

heirathet das junge Mädchen und trifft das Arrangement, daß er bereits am Tage nach der Hochzeit das Vermögen erbt. Es entsteht nun die wichtige Frage über die Wahl dieses Gemahls und erbitte ich mir darüber Ihre Ansicht."

„Ich glaube," sagte der Vicomte, „daß nach meiner Erfahrung —"

„Kurz," unterbrach ihn Marescot, „Sie wünschen selbst dieser Gemahl zu werden."

„Richtig bemerkt."

„Meine Ansicht dagegen ist die, Herr Vicomte, daß wir unter den obwaltenden Verhältnissen eher einen folgsameren als energischen Charakter wählen müssen, mehr unerfahren als durchtrieben und glaube ich sonach, daß sich diese Eigenschaften am Besten in unserem Bundesmitgliede Leon Saurel vereinigen."

„Ah!" rief der Vicomte, in seiner Erwartung bitter getäuscht.

„Die von Ihnen angegebenen Gründe sind stichhaltig und stimme ich daher Ihrem Vorschlage bei," sagte der Baron Chevillard zu Marescot.

„Dann habe ich freilich nichts mehr zu bemerken," sagte der Vicomte. Darauf fuhr er fort: „Doch ist es jetzt an der Zeit, Herr Baron, daß Sie Leon Saurel und mich bei der Herzogin von Rougemare einführen."

„Ich habe bereits dort von Ihnen gesprochen und werden Sie heute erwartet."

Eine Stunde später trat der Vicomte d'Hasty in der Weststraße bei Leon Saurel ein. Er zog die Thürglocke, aber Niemand öffnete.

„Vielleicht befindet er sich bei seinem Freunde Balthasar," sagte der Vicomte und er klopfte an der gegenüberliegenden Thüre, welche sofort geöffnet wurde.

Er trat in ein großes Zimmer ein, welches nur von oben beleuchtet war und in dessen Mitte ein großes Gemälde hing, die Kreuzabnahme Jesus darstellend.

Balthasar, ein armer Maler, war ein schlanker junger Mann mit dem besten Herzen und ebenso nachläßig in seiner Lebensweise wie in seiner Toilette.

„Sie haben meinen Freund Saurel nicht zu Hause gefunden?" sagte der Künstler, indem er höflich dem Vicomte einen der drei Schemel zum Sitzen anbot, die sich in dem Atelier befanden.

„Ganz richtig, er ist nicht zu Hause."

„Er geht wieder einmal mit seiner Melancholie spazieren, darf ich Ihnen eine Cigarette anbieten? die Londres-Cigarren sind aus der Mode gekommen."

„Mit Vergnügen nehme ich Ihre freundliche Offerte an," antwortete lächelnd der Vicomte.

„Halloh, Cocambo!" rief der Künstler.

Auf diesen Ruf trat sofort ein Neger hinter dem großen Gemälde hervor; auf den Zehen trippelnd, eilte er mit bis zum Kopfe erhobenen Händen auf Balthasar zu.

„Herr meiner!" kauderwelschte er, „was wünschen Herr meiner?"

Dieser Neger der von schönster schwarzer Farbe war, trug als einziges Kleidungsstück ein Paar Calico-Hosen und das Sonderbarste an ihm waren seine blonden und sorgfältig geordneten Haare.

„Weg mit den Klauen!" sagte Balthasar zu ihm. „Der Herr kommt nicht als Käufer zu uns. Eile um für zwei Sous Tabak zu kaufen, erster Corporalsqualität."

Cocambo verneigte sich nach Negermanier und ließ sich mit gekreuzten Beinen auf einen Schemel nieder. „Ich warte," sagte er.

„Nun, auf was wartest Du denn."

„Beim Donner auf vier Sous."

„Schon wieder und was ist aus den vierzehn Sous geworden, die ich Dir heute Morgen anvertraut habe."

„Nun, haben wir denn nicht gefrühstückt?"

„Und da ist alles darauf gegangen?"

„Alles."

„Bei Jupiter, Du machst aus Deinem Magen Deinen Gott, Du wirst ganz sicherlich noch an Unverdaulichkeit sterben."

Darauf stellte er ihn dem Vicomte vor: „Dies ist Herr Dodophe Madure, mein Freund und mein Schüler," dann zog er vier Sous aus der Tasche und gab sie dem Schwarzen mit den Worten: „Nun gehe und kehre schnell zurück."

Als Dodophe Madure sich entfernt hatte, sagte Balthasar zu dem Vicomte: „Ich muß Ihnen eine Erklärung des Räthsels geben. Dodophe Madure und ich haben unsere Kapitalien, aus ungefähr 500 Franken bestehend, vereinigt, außerdem noch 800 Franken, welche mir für einen heiligen Sebastian von der Regierung aufgezwungen wurden, wegen der schöngemalten Pfeile."

„Meine Heiligen taugen gewöhnlich nicht viel, aber was die Pfeile anbelangt, so stehe ich unübertroffen da. Es ist bekannt, daß ich bei

Pfeilen Niemand zu fürchten habe. Besitzer von 1300 Francs, eine Summe von der ich öfter sprechen hörte, an deren Existenz ich aber nie glauben konnte, führten wir ein Leben wie die Hanswurste, beide ohne zu rechnen, von dem Haufen nehmend. Eines Tages, es mochten ungefähr zwei Monate verflossen sein, was glauben Sie wohl, was von dem genannten Haufen noch übrig war? — 35 Sous".

„Das Hanswurstenleben hatte also ein Ende," sagte der Vicomte.

„Es blieb uns aber noch eine Hilfsquelle, die Kleidungstücke von Madure. Ich öffnete ihm den Horizont und er schnürte aus seiner Garderobe ein Bündel zusammen und legte es am Altare der Dankbarkeit nieder, das heißt mit andern Worten, er brachte es in ein Pfandhaus. Das langte wieder für acht Tage, aber die Kunst leidet an der Auszehrung; meine Heiligen zogen nicht mehr und am Schlusse dieser acht Tage waren wir so weit gekommen, daß das Loos entscheiden sollte, welcher von uns den andern aufzehren möge. Ich machte dann Dodophe darauf aufmerksam, daß ihm noch ein Paar Hosen, eine Weste und eine Jacke verblieben waren, alles Kleidungsstücke, die während der Hundstage gänzlich überflüssig sind und nach dem Kalender traten die Hundstage schon in drei Monaten ein. Trotzdem zögerte Dodophe."

„Mit was aber soll ich mich bekleiden, sagte er?"

„Das will ich schon besorgen."

„Aber mit was?"

„Mit ein Paar Hosen und einem Topf Wichse."

„Aber ich bitte Dich, ein Topf Wichse als Kleidungsstück!"

„Ich erklärte ihm darauf meine Idee, die ihm sofort einleuchtete; er entkleidete sich; ich strich ihn mit der Wichse an, nenne ihn Cocambo und der Neger war fertig."

„Mit Ausnahme seiner Haare."

„Daran habe ich ebenfalls gedacht. Er gehört zu einer eigenen Raçe; Cocambo ist der Sohn eines Ebenholzfürsten."

„Ganz gut!"

„Und da es doch nichts alltägliches ist, daß ein Maler einen Neger hält, so habe ich die Preise meiner Bilder um 20 Francs erhöht. Hier betrachten Sie dieses Gemälde! Welche Farbenpracht, ich erwarte in diesem Augenblicke nur noch den Mann der mir als Modell zum guten Schächer dienen soll, um es zu beendigen. Ich hatte früher einen kostbaren Halunken, eine wahre Galgenfigur als Modell. Einen gewissen Carcasson, der eine Perle seiner Art war, aber seit einigen Tagen ist er spurlos verschwunden, wodurch ich in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth."

Dodophe Madure trat mit dem Tabak und den Cigaretten ein. „Ich habe Hartmann getroffen," sagte er. „Er kommt eben die Treppe herauf."

„Ha ha! das Modell für meinen guten Schächer."

„Hartmann!" sagte der Vicomte zu Balthasar. „Es ist dieses ein deutscher Name."

„Er ist auch ein Deutscher."

„Wer ist dieser Hartmann?"

„Er ist — doch hier tritt er ja so eben ein."

Der Vicomte erbebte bei dem Anblicke des Deutschen, aber Niemand bemerkte es und er hatte sich alsbald wieder gefaßt.

Hartmann mochte ungefähr 45 Jahre zählen. An seiner Hand hielt er ein junges Mädchen, dessen blonde Haare in anscheinender Unordnung um sein reizendes Antlitz fielen, so daß sein frisches lachendes Gesichtchen und seine reinen blauen Augen, wie ein Blumenbouquet inmitten einer Fruchtgarbe aussah.

Das Mädchen warf sich in die Arme Balthasars, welcher es wie eine Feder in die Höhe hob.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Kinde hier, Herr Vicomte?" fragte der Künstler.

„Reizend," antwortete der Vicomle.

Die Stimme des Letzteren schien dem Deutschen aufzufallen, er erhob den Kopf und betrachtete ihn mit tiefer Aufmerksamkeit, wobei seine Aufregung von Secunde zu Secunde stieg.

Der Vicomte dagegen drehte seine Cigarrette zwischen den Fingern und lächelte der kleinen Angelika zu.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch im Gange vernehmen; es war Saurel, welcher zurückkehrte.

„Ah! da kommt mein Freund Saurel; wünschen Sie daß ich ihn rufe?" sagte Balthasar zu dem Vicomte.

„Ich danke bestens," antwortete dieser. „Ich begebe mich zu ihm." Der Vicomte drückte hierauf die Hand des Künstlers und verließ dessen Atelier.

„Wer ist denn dieser Herr?" fragte der Deutsche den Maler.

„Der Vicomte d'Hasty."

„Vicomte!" sagte Hartmann leise mit enttäuschter Miene. „Gleichviel, er könnte mir doch nützlich sein. Kennen Sie seine Adresse?"

„Nein, aber ich kann sie durch Saurel erfahren und werde sie Ihnen morgen mittheilen."

„Ich danke Ihnen, Herr Balthasar," sagte der Deutsche. Dann fügte er leise bei, „endlich habe ich ihn wiedergefunden."

IX.

Gegen seine Gewohnheit zeigte sich Besorgniß auf dem Gesichte des Vicomte d'Hasty, als derselbe das Atelier Balthasars verließ. Als er aber bei Leon Saurel eintrat, schien die Wolke schon wieder verschwunden.

„Guten Tag, mein lieber Herr Saurel," sagte er, sich in einen Sessel werfend.

„Ich grüße Sie, Herr Vicomte," antwortete Saurel kalt.

„Sie wissen, daß Sie heute in einer großen Familie eingeführt werden?"

„Ich bin davon bereits durch Sie benachrichtigt worden."

„Aber was Sie noch nicht wissen, ist der Name dieser Familie."

„Das ist so."

„Nun, es ist die Familie von Rougemare."

„Ich dachte mir es."

„Der Baron Chevillard wird uns beide vorstellen."

„Gut."

„Wissen Sie auch, daß ich Sie sehr wortkarg finde, Herr Saurel?"

„Möglich, Herr Vicomte."

„Selbst ein wenig tragisch."

„Ist dies Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Ich habe nur noch ein Wort beizufügen."

„So sprechen Sie es aus."

„Es ist, daß es bald drei Uhr schlagen wird, daß man uns erwartet und daß es unschicklich wäre, eine Herzogin warten zu lassen."

„Herr Vicomte, wollen Sie so gefällig sein mir zu sagen, zu welchem Zweck Sie mich dorthin schleppen wollen."

„Nur um Ihnen Zerstreuung zu verschaffen und Sie in die feine Welt einzuführen."

„Ist das Alles?"

„Alles."

„Gut denn, ich gehe nicht mit."

„Wie!" rief der Vicomte erstaunt.

„Ihnen kann nur wenig daran gelegen sein, ob ich mich zerstreue und daß ich die feine Welt sehe, während ich kein Interesse daran finde."

„Aber ich weiß besser, was sich für Sie schickt und ich bestehe darauf; beeilen Sie sich sonach, mich zu der Herzogin von Rougemare zu begleiten."

„Nein; ich versichere Sie, daß es überflüssig ist, mich dazu bestimmen zu wollen."

„Aber ich befehle es!" rief der Vicomte mit gebieterischem Tone.

„Ah! hier ist endlich das Wort, welches ich erwartete, die Maske ist gefallen. Sie befehlen es, es giebt sonach wieder eine Schandthat auszuführen, und dabei soll ich eine Rolle übernehmen?"

„Sie täuschen sich; Sie werden eine Stunde in dem Salon der Herzogin zubringen, wie die übrige Welt von gleichgiltigen Dingen plaudern und dann wieder heimgehen."

„Versuchen Sie nicht mich zu täuschen, mein Herr. Sie haben das große Wort ausgestoßen *ich befehle es*! Und dieses Wort sagt Alles."

„Kurz und gut, mein Herr, sind Sie geneigt mich zu begleiten?"

„Da dies sicherlich einen Theil Ihres Planes bildet, so muß ich wohl." Darauf bemerkte er noch: „Sie sagen, daß es drei Uhr ist?"

„Noch nicht ganz."

Leon Saurel schien über etwas nachzudenken.

„Soll ich Ihnen sagen, welche Berechnung Sie in diesem Augenblick aufstellen?" bemerkte der Vicomte mit sonderbarem Lächeln.

„Versuchen Sie es," antwortete Saurel in ironischem Tone.

„Gut; Sie haben daran gedacht, ob Sie um sechs Uhr wieder hier zurück sein können und um sieben Uhr an der Ostbahn."

Saurel betrachtete den Vicomte mit einer wahren Bestürzung.

„Nun?" fragte der Vicomte.

„Es ist wahr," antwortete Saurel. Nach einer Pause begann er wieder: „Sie lassen mich demnach belauern?"

„In Ihrem eigenen Interesse, mein lieber Herr Saurel."

„Erklären Sie mir gefälligst dieses Räthsel!"

„Nichts leichter als das: Ich kenne Ihre unwiderstehliche Manie für Fluchtversuche und dachte wohl, daß Sie einen neuen wagen werden und um Ihnen die Unannehmlichkeit zu ersparen, durch

Gendarmen von Brigade zu Brigade zurücktransportirt zu werden, lasse ich Sie bewachen und bin stets auf Ihrer Fährte."

Leon Saurel verfiel in ein finsteres Hinbrüten. „Gut, mein Herr," sagte er endlich zu dem Vicomte, der ihn mit höhnischem Mitleiden betrachtete. „Sie triumphiren in diesem Augenbicke über mich und sind stolz auf das, was Ihre Niederlage herbeiführen kann. Es ist unmöglich vorher zu bestimmen, was in einem Uebermaße der Verzweiflung geschehen könnte und ich habe eine Ahnung, daß Sie einst bitter den Tag bereuen werden, an welchem Sie sich meiner Flucht widersetzten."

Der Vicomte sah ruhig nach seiner Uhr und sagte den Kopf gegen Saurel wendend: „Ich erwarte Sie."

„In zehn Minuten werde ich bereit sein," sagte Saurel sich in ein anderes Zimmer begebend.

„Aber vergessen Sie nicht," rief ihm der Vicomte nach, „Ihre körperlichen Vorzüge in das beste Licht zu stellen, denn ich bemerke Ihnen im Voraus, daß Damen dort sein werden; unter andern auch unsere Schöpfung, die schöne Jane von Rougemare, deren Grazie und aristokratisches Auftreten uns, wie man sagt, zu größter Ehre gereicht."

„Ich danke für die Nachricht," antwortete Saurel.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam er umgekleidet wieder zurück. Der Vicomte erhob sich und beide verließen das Zimmer. Der Wagen, welcher den Vicomte gebracht hatte, wartete vor der Thüre. Eine halbe Stunde später kamen sie in den Champs Elisees, im Hotel der Herzogin von Rougemare an.

Ein Trauerschleier schien wieder über diese Wohnung ausgebreitet zu sein, welche nicht mehr durch die lärmende Fröhlichkeit des kleinen Albert belebt wurde. Eine Todtenstille herrschte überall, selbst die Dienerschaft wechselte kaum im Vorübergehen einige Worte mit gedämpfter Stimme.

„Hast Du heute schon den Herrn Grafen gesehen?" fragte in diesem Augenblicke einer derselben seinen Kameraden.

„Nein, er ist schon seit dem frühen Morgen fort um Nachforschungen über den armen Kleinen anzustellen, oder vielmehr nach dessen Leiche, denn über seinen Tod kann nicht mehr der geringste Zweifel herrschen."

„Und die Frau Gräfin ist wie gewöhnlich mit dem Grafen fort, sie begleitet ihn bei allen seinen Nachforschungen. Die arme Mutter allein glaubt noch nicht an den Tod ihres Kindes und kein Beweis kann sie davon überzeugen. Der Herr Graf ist darüber in Verzweiflung, denn es würde ein neuer Schlag für sie sein, wenn sie die Leiche zu Gesicht bekäme, das würde sie sicher tödten."

„Wer waren denn die beiden Männer, die ich heute Morgen zu dem Grafen gehen sah?"

„Es waren die zwei Agenten, welche die Polizei dem Grafen zur Verfügung gestellt hat."

Dieses Gespräch wurde durch das Eintreten des Vicomte und von Leon Saurel in das Vorzimmer unterbrochen.

Nachdem sie ihre Namen angegeben hatten, ging ihnen ein Diener voran und meldete, unter die Thür des Salons tretend:

„Der Herr Vicomte d'Hasty, Herr Leon Saurel."

Die Beiden traten ein.

In dem Salon befanden sich vier Personen. Der Baron und die Baronin Chevillard, die Herzogin von Rougemare und Jane.

Die alte Herzogin war nur noch der Schatten von der Erscheinung, wie man sie vor einigen Tagen gesehen hatte, als sie mit ihren beiden angebeteten Wesen, ihre ganze Freude und ihr ganzes Leben, Jane und Albert, nach dem Walde von Clamart gefahren war. Sie war in dunkle Trauerkleider gehüllt, das Auge sah starr vor sich hin, die Augenlider waren geröthet, auf dem bleifarbenen Gesichte drückte sich tiefe Verzweiflung aus; sie hatte nur noch das Ansehen einer Lebenden und man fühlte, daß ihre Seele und das Herz tödtlich getroffen waren.

Die alte Herzogin wußte es besser als irgend Jemand, daß sie ein tödtlicher Schlag getroffen und daß sie nur noch eine kurze Lebensfrist vor sich hatte. Auf der einen Seite sah sie den Grafen und die Gräfin von Savignac sich in einem Schmerze verzehren, der selbst ihr Leben bedrohte; auf der andern Seite eine Familie, für welche die arme Jane nur eine Fremde war, gleichgiltig für die Einen, gehaßt von den Andern, wegen der ihr zufallenden Erbschaft. Sie hatte deshalb den Baron Chevillard kommen lassen, welcher seit einiger Zeit sich ihr vollständiges Vertrauen zu erringen gewußt hatte, und theilte demselben ihre Befürchtung wegen ihrer Enkelin mit, wenn die-

selbe nach ihrem Tode allein stehend sei, ohne Erfahrung und ohne Schutz.

„Ich erkenne wohl die Ursache Ihrer Beunruhigung, Frau Herzogin," hatte der Baron geantwortet, „und ich stimme Ihrer Ansicht bei, daß das ungeheuere Vermögen Janes ihre Gefahr nur noch vergrößert, wenn Sie derselben nicht mehr zur Seite stehen sollten. Ich zögere daher nicht, Ihnen ein Mittel vorzuschlagen, welches meiner Ansicht nach das einzige ist, Ihre Enkelin vor allen sie bedrohenden Gefahren zu schützen und Ihnen zugleich eine Bürgschaft für das zukünftige Schicksal derselben bietet."

„Und dieses Mittel wäre?" fragte die Herzogin.

„Eine Heirath; ein Gemahl und eine zweite Familie, dies wären die beiden Schutzwehren hinter welchen sie glücklich und ruhig leben könnte."

Tief gerührt durch diesen Rath, welcher die größte Uneigennützigkeit von seiner Seite bekundete, dankte die Herzogin dem Baron Chevillard und bat ihn, ihr in der Wahl des Gemahls beizustehen, da ihr Salon nur noch von alten Freunden besucht wurde.

Der Baron hatte darauf mit vielen Lobeserhebungen von zwei sehr ehrenwerthen jungen Leuten gesprochen, beide reich und von guter Familie, dem Vicomte d'Hasty und Herrn Leon Saurel, worauf ihn die Herzogin bat, dieselben ohne Verzug bei ihr einzuführen.

Als sie nun dieselben eintreten sah, kehrte auf einen Augenblick ihre ganze Energie zurück um dieselben zu empfangen, und hauptsächlich um die beiden jungen Leute zu prüfen, von denen der Eine vielleicht über das Leben ihres Kindes entscheiden sollte.

Als sie nach dem Empfange der Begrüßung eben einige Worte an die Eingetretenen richten wollte, ertönte neben ihr ein halbunterdrückter Schrei; es war Jane, welche ohnmächtig wurde und deren Lippen, leise wie ein Hauch, das Wort entglitt:

„Er!"

X.

Das Ohnmächtigwerden Janes zwang den Vicomte und Saurel bald sich zu entfernen.

Der Baron Chevillard begleitete sie, während die Baronin und die Herzogin sich beeilten, dem jungen Mädchen Hilfe zu leisten, unterstützt von zwei Kammerfrauen, die durch das Anschlagen einer Silberglocke herbeigerufen worden waren.

Wieder in das Hotel zurückgekehrt, wartete der Baron in einem an den Salon stoßenden Cabinette auf Nachrichten über das Befinden des jungen Mädchens. Bald darauf trat die Baronin Chevillard, seine Frau, ein.

„Nun, was ist mit ihr?" fragte der Baron lebhaft.

„Nichts; weniger als nichts," antwortete die Baronin lächelnd.

„So sagen Sie mir doch, wie es mit ihr steht!"

„Nun es steht eben so, daß Jane wieder vollständig hergestellt ist — daß sich die Herzogin den beiden Herren gegenüber entschuldigen will und nun um deren Adressen bittet, indem sie denselben heute noch schreiben will."

„Ein Wort von mir an den Herrn Vicomte und an Herrn Saurel würde dieß überflüssig machen, da sich aber die Frau Herzogin der Mühe unterziehen will —"

Während dem Sprechen hatte er beide Adressen geschrieben und händigte sie der Baronin ein. Diese überbrachte sie alsbald der Herzogin und eine Viertelstunde später trug ein Diener zwei Briefe zur Post.

Der eine war für den Vicomte d'Hasty, der andere für Leon Saurel.

Am folgenden Tage zwischen drei und vier Uhr als Jane, nicht allein wieder hergestellt, sondern frischer und reizender als je, sich mit der Lectüre eines Buches beschäftigte, wobei sie sonderbarer Weise nie ein Blatt umdrehte, trat ein Diener auf die Schwelle des Salons und meldete:

„Herr Leon Saurel!"

Das junge Mädchen erhob sich verwirrt.

„Ist er allein?" fragte sie den Diener.

„Ja, mein Fräulein."

„Aber," stotterte die über und über erröthete Jane, „meine Großmutter ist jetzt nicht da, und —"

In diesem Augenblicke trat Leon Saurel ein.

„Rufen Sie meine Großmutter," sagte Jane zu dem Diener.

Dieser entfernte sich und die beiden jungen Leute befanden sich allein.

„Nehmen Sie Platz, mein Herr, ich bitte Sie," sagte Jane zu Saurel, einen ziemlich weit von ihr entferntstehenden Sessel bezeichnend. Sie selbst ließ sich nieder, die Glieder durch ein leises Beben bewegt.

Leon Saurel war nicht weniger bewegt und nicht weniger verwirrt, als sie, nur war das Ge-

sicht des Mädchens tief erröthet, während das seinige erbleicht war.

„Mein Fräulein,“ sagte er endlich mit einer sichtlichen Anstrengung zum Sprechen, „da es der Zufall fügt, daß wir für einen Augenblick allein sind, so erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten.“

Jane wollte antworten, aber sie vermochte nur eine leichte Kopfbewegung zu machen.

„Mein Fräulein,“ ergriff Saurel wieder das Wort, aber noch mehr erzitternd und noch mehr verwirrt, „war Ihr Name nicht noch vor einigen Tagen — Louise?“

„Ja, mein Herr!“ stotterte das junge Mädchen, den Blick niedersenkend.

„Und,“ fuhr Saurel fort, „wohnten Sie damals nicht in der Straße d'Enfer?“

„Das ist wahr,“ antwortete Jane mit leiser, beinahe unvernehmlicher Stimme.

„Ah! so habe ich mich nicht getäuscht,“ sagte der junge Mann lebhaft; „ja, Sie sind es, welche ich so oft dorten an dem Fenster gesehen habe, Sie, an welche ich ohne Unterlaß dachte, die Sie der Traum und das Ziel meines ganzen Lebens geworden waren, Sie —“

Plötzlich einhaltend, fuhr er weiter:

„Aber Verzeihung! Verzeihung, mein Fräulein. Es ist Wahnsinn von mir in dieser Weise mit Ihnen zu sprechen. Ah! warum sind Sie nicht mehr das junge Mädchen, welches als ganzes Vermögen nur seine Schönheit, seine Tugend, seine Liebe zu Arbeit hatte. Ah! dann hätte ich es gewagt Ihnen zu sagen, daß —“

„Nun, was hätten Sie dann gewagt zu sagen, mein Herr?“ fragte plötzlich eine Stimme, welche Saurel erbeben machte.

Es war die Herzogin von Rougemare, die eingetreten war.

Saurel war wie niedergeschmettert, unbeweglich und den Blick auf den Boden gerichtet, stand er da wie ein Angeklagter der sein Urtheil erwartet.

Jane hatte ebenfalls das Köpfchen geneigt, aber doch nicht allzutief, um ihre Großmutter beobachten zu können.

„Nun, mein Herr,“ ergriff die Herzogin nach langem Schweigen wieder das Wort; „ich frage Sie nochmals, was Sie zu der armen, schutz- und familienlosen Louise gesagt hätten.“

Saurel erhob darauf den Kopf und den Blick auf die Herzogin gerichtet, antwortete er mit fester Stimme: „Madame, auf mein Ehrenwort, ich würde zu ihr gesagt haben: Louise wollen Sie meine Frau werden?“

„Aber warum haben Sie dieses nicht damals zu ihr gesagt?“

„Ich war ihr völlig unbekannt, ich hatte keine Gelegenheit sie zu sprechen, ich hoffte auf einen glücklichen Zufall der mir diese Gelegenheit verschaffen würde; mehr als zwanzigmal ging ich an ihrem Fenster vorüber, in der Absicht ein Wort an sie zu richten, aber ich habe es nie gewagt.“

„Ich will an die Aufrichtigkeit Ihrer Liebe glauben,“ sagte die Herzogin, aber Sie müssen eingestehen, mein Herr, wie sonderbar es ist, daß Sie mit der Erklärung dieser Liebe gewartet haben, bis aus der armen Arbeiterin Louise, Jane von Rougemare wurde, eine der reichsten Erbinnen Frankreichs.“

„Ich sehe dies ein, Frau Herzogin,“ antwortete Saurel in einem Ton, der zugleich seine tiefe Bewegung — aber auch einen Anflug von Stolz hatte; „ich bedaure, daß ich davon gesprochen habe und erbitte mir Ihre Erlaubniß mich entfernen zu dürfen.“

Er erhob sich und seinen Hut ergreifend, wandte er sich der Thüre zu.

„Soll ich ihn fortgehen lassen?“ fragte die Herzogin Jane, deren thränenfeuchte Blicke auf Saurel gerichtet waren.

Jane erhob sich und eilte schluchzend in die Arme der Herzogin.

„O Großmutter,“ flüsterte sie.

Saurel war auf der Thürschwelle stehen geblieben.

„Nun, mein Herr,“ sagte die Herzogin auf Jane deutend, „verlangen Sie noch mehr?“

„Frau Herzogin,“ antwortete der junge Mann, der noch mehr erbleicht war und dessen Glieder fieberisch zitterten, „ich wage es nicht zu verstehen. O sprechen Sie, Madame, sagen Sie mir, daß es keine Täuschung — kein Traum ist.“

„Sehen Sie denn nicht, daß Jane Sie liebt und verlangen Sie, daß dieselbe Ihnen dies in trocknen Worten sagt?“

Ueberwältigt von seinem Glücke ließ sich Saurel in einen Sessel fallen und konnte nur die Worte flüstern: „Geliebt, von ihr geliebt!“

„Ziehe Dich nun zurück, mein Kind,“ sagte die Herzogin zu Jane, „und zeige ihm das Gesicht

eines liebenden Mädchens; für Denjenigen, welcher der Gegenliebe bewußt ist, gebt es nichts Schöneres auf Erden," dabei erhob sie den Kopf des nur schwach widerstrebenden Mädchens und wandte ihn gegen Saurel zu.

Saurel erhob sich und stürzte dem jungen Mädchen zu Füßen, ihre Hände mit Küssen bedeckend. Als er sich wieder erhoben hatte, richtete er mit bebender Stimme die Frage an die Herzogin:

„Also erlauben Sie, daß ich Ihre Enkelin lieben darf?"

„Wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Ihnen dies zu erlauben, glauben Sie wohl, ich würde Sie schriftlich eingeladen haben, heute zwischen 3 und 4 Uhr hierherzukommen? hätte ich es wohl im andern Falle so eingerichtet, daß Sie Jane allein antreffen und mich damit begnügte, an der Thüre zu lauschen?"

„O theure Großmutter!" rief das erröthende Mädchen.

„Und nun, mein Herr, bitte ich Sie uns zu verlassen."

„Jetzt schon!" rief dieser.

„So bleiben Sie denn."

Jane warf zweifelnde Blicke auf die gute Herzogin.

Diese sagte lächelnd: „Ja, ja, gehen Sie nur, aber kehren Sie um 5 Uhr zurück."

„Wie?" fragte Saurel erstaunt.

„Und zwar, um für die Hand meiner Enkelin anzuhalten."

„Wäre es möglich!" rief Saurel.

„Sonderbarer Mann der Sie sind, verlangen Sie denn etwa gar, daß Jane um Ihre Hand anhält."

„Mein Fräulein," sagte Saurel, was darf ich hoffen?"

„Davon werden wir während Ihrer Abwesenheit sprechen und uns darüber entscheiden, welche Antwort Sie auf den erwarteten Antrag erhalten werden."

„Aber so gehen Sie doch," sagte das junge Mädchen, auf die Pendule zeigend, welche bereits auf ½4 Uhr deutete.

„Wir speisen um 5 Uhr und mein Appetit erlaubt keinen Aufschub," bemerkte die Herzogin.

Saurel grüßte und entfernte sich mit vor Jubel pochendem Herzen.

Nach einer halben Stunde betrat er sein Wohnung, wo er Jemand traf, der auf ihn gewartet hatte.

Es war der Vicomte d'Hasty.

Der Vicomte warf einen so höhnisch-ironischen Blick auf Saurel, daß diesen ein Schauder überkam.

Es schien ihm, als ob ein Trauerschleier über sein Glück gezogen würde.

XI.

Die drei Individuen, die den kleinen Albert entführt hatten, waren Niemand anders als Carcasson, Isidor und die Gotton.

Während der Vater und die Mutter nach ihrem Kinde riefen und während die Diener nach allen Richtungen den Wald durchsuchten, eilten die drei Banditen rasch durch das Gehölz. Carcasson hielt das Kind unter dem Arm, seine Hand stets auf dessen Mund gepreßt; er wich auch keine Linie von der graden Richtung ab, es beunruhigte ihn nicht im geringsten, daß die Zweige der Bäume das Gesicht des armen Knaben peitschten, noch daß die Dornen ihn zerrissen, so daß in fünf Minuten die nackten Beine desselben bluteten.

Isidor ging als Pfadfinder voraus und das Weib bildete die Nachhut.

Kein Wort wurde zwischen den drei Verbrechern gewechselt und nach Verlauf von zwanzig Minuten waren sie außerhalb des Waldes.

Um zu verhüten, daß durch die reichen Kleider des Kindes etwa die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt würde, fand am Waldesende eine Berathung statt; es war dies nahe dem Eingange zu einem Steinbruche, zu welchem ein von Pferden und Wagen tiefdurchfurchter Weg führte.

Als die Berathung eben ihren Anfang nehmen sollte, heftete sich der Blick Carcassons auf eine Stelle in diesem Wege; dann auf die Stirn schlagend, sagte er: „Ich habe eine Idee" und zeigte den Genossen die Stelle, auf welche seine Aufmerksamkeit gerichtet war.

„Nun, was ist da zu sehen?"

„Blut!"

„Was ist dabei, man hat wahrscheinlich hier einem Pferde zu Ader gelassen, was bei dieser Hitze doch nichts außergewöhnliches wäre."

„Nun was weiter?" fragte Gotton.

Carcasson zuckte die Schultern, „erinnert Ihr Euch denn nicht," sagte er, „was uns der Bür-

ger anbefohlen hat, nämlich daß wir glauben machen sollten, das Kind sei umgekommen?"

„Das ist wahr, aber —"

„So hört mich doch; wir nehmen dem Kleinen die Mütze und die Sammetweste."

„Das will ich besorgen und verbürge mich dafür, wenigstens 10 Francs daraus zu lösen."

„Du wirst gar nichts daraus lösen."

„Nun, so erkläre Dich doch verständlicher."

„Nun: wir werfen die Mütze und die Weste in dieses Blut, man wird sie finden, die Polizei wird davon in Kenntniß gesetzt, die dann Nachforschungen anstellen wird, so daß über den Tod des Kindes kein Zweifel mehr bestehen kann."

„Eine treffliche Idee," rief Isidor.

Carcasson wandte sich dann in seiner brutalen Weise gegen den kleinen Albert, welcher dem Gespräche zugehört hatte, ohne es zu verstehen, denn der Schrecken hatte seine Sinne gelähmt.

„Hierhergekommen," schrie er ihn an. Das Kind warf sich an allen Gliedern zitternd vor Carcasson hin.

„O tödten Sie mich nicht, mein Herr," rief er, die kleinen Hände faltend, „tödten Sie mich nicht."

„Wer denkt denn daran, Dich zu tödten? Das könnte eine schöne Geschichte für uns geben!"

Dabei hob er das Kind in die Höhe, entriß ihm die Mütze und die Weste, welche er in die Blutlache warf. „Nun," sagte Carcasson zu Isidor, „wickele ihn in Deine alte Jacke ein, verberge die feine Wäsche und Niemand wird uns beachten."

Man machte sich dann auf den Weg im offenen Felde, das Kind zwischen den drei Banditen gehend. Nach Verlauf einer Viertelstunde begann der Kleine still zu weinen, und machte alle Anstrengungen seine Seufzer zu unterdrücken. Er war sehr ermattet und konnte nur mühsam den Schritten seiner Henker folgen, die so rasch wie möglich vorwärts eilten; die Thränen des Knaben verdoppelten sich, als er an seinen Vater dachte, welcher wohl jetzt den Wald nach ihm durchsuche; er gedachte des letzten Schreies seiner Mutter, welche weinend ihm nachrief.

Die Gesellschaft befand sich nun inmitten der Ebene von Montrouge, als Isidor, der stets vorausging, plötzlich stillestand.

„Was giebts?" rief Carcasson unruhige Blicke umherwerfend.

„Wir sind verloren," sagte Isidor.

„Verloren, wie so?"

„Siehst Du nicht dort unten, am Ende dieses Fußpfades, etwas in der Sonne erglänzen?"

„Ja, was mag es sein?"

„Es sind Waffen!" — Die Herren Gendarmen, weiter nichts."

„Wäre dieß möglich?"

„Ich wiederhole es, die Herren Gendarmen, weiter nichts."

„So müssen wir rasch wieder umkehren."

„Wir sind bereits zu weit vom Walde entfernt und liefen dabei noch die Gefahr, auf die Familie des Knaben zu stoßen, welche uns wahrscheinlich nicht sehr freundschaftlich empfangen würde."

„Eine schlimme Geschichte! Aber was anfangen?" sagte Gotton.

„Das Kind im Stiche lassen und uns aus dem Staube machen."

„Das hieße auf eine schöne Jahresrente verzichten," entgegnete Isidor. „Ein Huhn das goldene Eier legt, Dummheit!"

„Du hast gut reden," sagte Carcasson, „aber ich bin bereits im schwarzen Buche vorgemerkt und habe keine Lust Cayenne zu sehen; außerdem bin ich kein Freund der Seekrankheit."

„Ja, ja," wiederholte Gotton, „lassen wir das Kind hier und gehen wir davon." Nach kurzem Nachdenken rief Isidor: „Vielleicht ist doch noch nicht alles verloren."

„Was willst Du damit sagen?"

„Folget mir!" Mit raschen Schritten eilte er nun vorwärts und die Uebrigen folgten ihm. Nur eine kurze Strecke weiter auf dem Fußpfade, in dem sie sich befanden, lag eine Vertiefung, die rechts und links von dichten Stauden so überhängt war, daß sie den Pfad vollständig überdachten.

Dorthin begab sich Isidor, gefolgt von Carcasson und der Gotton, welche das Kind an der Hand führte.

„Jetzt" sagte Isidor, „setzen wir in die Lotterie; kommen die Gendarmen hierher, so sind wir verloren; aber ich sehe noch zwei andere Wege, hoffentlich werden sie einen von denen einschlagen, besonders da dieser hier für Reiter doch unbequem wäre."

Die Staudenzweige fielen in Wirklichkeit so tief

hernieder, daß der Pfad für Reiter ein hinderlicher gewesen wäre.

„Aber" sagte Carcasson, „auf der andern Seite ist dieses auch wieder der einzige Weg, welcher Schatten bietet."

„Daran habe ich wahrlich nicht gedacht," entgegnete Isidor, „doch nun haben wir keine Wahl mehr, wir müssen eben warten und schweigsam sein wie die Todten."

Einige Augenblicke später nahten sich die beiden Gendarmen der Stelle wo die Gruppe verborgen lag. Ohne wohl selbst im Stande zu sein, Rechenschaft über seine Gefühle geben zu können, schien das Kind doch einzusehen, daß sich in diesem Augenblicke sein Schicksal entschied. Mit funkelnden Augen neigte sich der Knabe der Seite zu, von welcher er das Nahen der Pferde vernahm.

Ein Ruf, ein einziger nur und er war gerettet.

Doch Carcasson begriff dies ebenfalls und zog ein Messer aus der Tasche, das er auf den Kopf des Kleinen legte.

„Wenn Du athmest, wenn Du einen Laut ertönen läßt, so tödte ich Dich," sagte er zu ihm.

Als das Kind das Messer sah, sank es erschrocken zurück und blieb stumm auf der Erde sitzen.

Währenddem fand zwischen den beiden Gendarmen an dem Eingange zu dem Hohlwege ein Gespräch statt; der Eine von ihnen verlangte sich im Schatten auszuruhen, der Andere wollte weiter.

Die Banditen erwarteten bebend das Resultat des Gesprächs.

Endlich ertönten wieder Hufschläge: die beiden Gendarmen hatten den offenen Pfad dem Hohlwege vorgezogen.

„Wir sind gerettet," murmelte Isidor.

„Allerliebste Leutchen diese Gendarmen," fügte Carcasson bei.

Die Faust gegen den Knaben schüttelnd, sagte die Gotton zu ihm: „Den Schrecken wirst Du mir bezahlen müssen, das kann ich Dich versichern."

Man machte sich wieder auf den Weg. Nach Verlauf von zehn Minuten hielten die drei Banditen an einem kleinen niedrigen Gebäude an, in einer feuchten Vertiefung stehend, dessen Thüre von einem grünen Ansatz überzogen war und dessen Dach zahlreiche Lücken zeigte; weit und breit war kein anderes Haus zu sehen.

„Da sind wir endlich daheim," sagte Carcasson die Thüre öffnend.

Das Kind betrachtete diese Wohnung mit schmerzlichem Blicke.

Sie stiegen zwei Stufen hinab und betraten einen großen feuchten Raum, hinter dem sich noch eine andere kleine und finstere Räumlichkeit befand, durch welche man in eine Art Höhle gelangte, die sich unter dem Hause ausdehnte und von der aus eine Oeffnung direct auf die Ebene führte.

„Hier ist Dein Zimmer, Kleiner," sagte Carcasson als sie in der zweiten Räumlichkeit angelangt waren; dann wandte er sich an die Gotton: „Hast Du einen Strick?"

„Nein," antwortete das Scheusal, „aber Du weißt ja, daß wir eine Kette mit einem Vorlegschloß haben; dieselbe diente uns schon früher zu einem ähnlichen Zwecke und ist grade das, was wir für den Jungen brauchen; und wenn er weint," fügte sie drohend bei, „dann muß er in die Höhle."

Der arme Knabe zitterte an allen Giedern; er wagte nicht einmal zu weinen aus Furcht geschlagen zu werden; er wurde darauf mit dem Fuße in dem finstern Zimmer festgemacht und man versprach ihm ein wenig Brod, falls er brav sei, im andern Falle, müsse er in die Höhle.

Nachdem sich die drei Banditen überzeugt hatten, daß das Kind unmöglich entweichen könne, schlossen sie die Thüre hinter sich, und suchten in dem anderen Zimmer bei einem Trunke Erholung.

Der arme Kleine fing leise an zu weinen und empfahl sich Gott; dann schlief er in Folge der Müdigkeit auf dem elenden Schragen, neben den er gefesselt war, ein, noch leise die Worte flüsternd: „Meine Mutter, meine Mutter, meine Mutter!"

XII.

Aus dem Hotel Rougemare zurückkehrend, das Herz voller Freude, überschlich Saurel eine trübe Ahnung bei dem Anblicke des Vicomte, der ihn an der Thüre erwartete.

Als die Beiden bei Leon Saurel eingetreten waren, sagte der Vicomte zu dem Letztern:

„Wenn ich Ihnen sagte: Sie lieben Fräulein Jane von Rougemare, aber es gefällt mir nun einmal, diese selbst zu heirathen, und daß Sie mich sehr verbinden würden, wenn Sie mir Ihre Stelle abtreten — so müssen Sie eingestehen,

daß es für Sie sehr schwierig sein würde, mir diese kleine Gefälligkeit zu versagen.“

Saurel erzitterte; der Gedanke die kaum gefundene Geliebte wieder aufgeben zu müssen, erfüllte ihn mit unnennbarem Schmerze.

„Mein theurer Herr Saurel,“ fuhr der Vicomte fort. „Jane steht allein, sie wird testamentarisch die Universalerbin ihrer Großmutter werden. Sie sollen sie heirathen, darüber sind wir einig; aber da wir nur eine Jane von Rougemare geschaffen haben, um deren Vermögen zu theilen, so ist es unumgänglich nothwendig, daß diese Jane sobald als möglich stirbt, damit ihr Mann sie beerben kann. Wir haben uns nun dahin entschieden, daß Sie noch in der Brautnacht aus dem Stande des Ehemannes in den des Wittwerstandes treten müssen.“

Leon Saurel stand einige Augenblicke da wie vernichtet.

„Unmöglich,“ murmelte er endlich, „ich muß Sie falsch verstanden haben. Wie! Sie verlangen daß ich —“

„Daß Sie am Tage nach der Hochzeit das Vermögen Ihrer Frau erben; das ist doch sehr einfach, da wir nur zu diesem Zwecke eine Jane von Rougemare erfunden haben.“

„O mein Gott, mein Gott,“ stöhnte der junge Mann sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Ich erwarte Ihre Antwort,“ sagte der Vicomte zu Saurel.

Dieser erhob sich und war mit einem Sprunge an der Seite des Herrn d'Hasty, auf den er seine zornsprühenden Blicke richtete.

„Meine Antwort ist diese: Ich weise mit Abscheu und Verachtung diesen Mörderplan zurück und verbiete Ihnen, mir je wieder einen derartigen Vorschlag zu machen, den ich unter keiner Bedingung annehmen werde.“

„Unter keiner Bedingung!“ sagte der Vicomte verächtlich und aus seiner Tasche das unglückselige Papier ziehend, durch welches er den jungen Mann beherrschte, fügte er bei: „Auch nicht unter dieser?“

Saurel brach in ein Gelächter aus, das den Vicomte mit Schaudern erfüllte.

„O ja,“ rief Saurel, „dieser Fehler, diese Kugel mit der Sie mich am Fuße gefesselt haben; diese eiserne Kette die Sie mir um den Hals warfen, bei deren Anblick ich feige den Kopf senkte und Gnade verlangte wie ein Sklave — Ah! Ah! Ah! und damit glauben Sie mich zwingen zu können? Dieses Mal haben Sie sich stark verrechnet, mein Herr!“

Der Vicomte stand sprachlos vor Erstaunen, endlich sagte er: „So haben Sie denn vergessen, wohin Sie dieses Stück Papier führen kann?“

„Auf die Galeere! Das weiß ich sehr genau.“

„Diese Aussicht, welche Sie gestern erbeben machte —“

„Macht mich heute lachen.“

Der Vicomte betrachtete Saurel mit zweifelndem Blicke.

„O versuchen Sie nicht, in meiner Seele zu lesen,“ rief dieser. „Ja, ich habe vor den Folgen dieses Fehlers erbebt, als nur meine Ehre auf dem Spiele stand, aber jetzt stellen Sie mir die Wahl zwischen der Galeere und einem Verbrechen und Sie glauben, daß ich zögern könnte? So hören Sie denn, mein Herr, daß ich mit Freuden die Entehrung, ja selbst den Tod erleiden will, um das Mädchen, welches ich liebe, zu retten und nur ein Vicomte d'Hasty konnte darüber in Zweifel sein. Fangen Sie an mich zu verstehen, Herr Vicomte?“

„Es hat zwar etwas lange gedauert, aber endlich habe ich Sie doch verstanden; es ist dies Heroismus, das heißt eine unheilbare Thorheit.“

„Und welchen Entschluß fassen Sie jetzt?“

„Den einzigen, welchen man Irrsinnigen gegenüber fassen kann — ich weiche zurück.“

„Kurz, was ist Ihr letztes Wort?“

„Dieses: Sie lieben Fräulein Jane von Rougemare und werden von ihm geliebt: heirathen Sie dasselbe.“

„Und Sie haben keinen Hintergedanken?“

„Keinen.“

„Auf Ehre?“

„Auf Ehre. Leben Sie wohl und viel Glück,“ fügte der Vicomte bei, indem er sich von Saurel verabschiedete.

Als er aber draußen war, murmelte er finster in sich hinein, „armer Mensch, der glaubt, seine Jane gerettet zu haben! Sie haben sich zu früh erhoben, mein theurer Herr Saurel, wir werden schon mit einander abrechnen — elender Sklave!“

Für die Herzogin von Rougemare war der Verlust des Kleinen, den sie ihren Enkel genannt hatte, ein allzuschwerer Schlag gewesen, und den Tag nach der Katastrophe sah sie sich gezwungen das Bett zu hüten. Als sie nach Verfluß von

vier und zwanzig Stunden ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie ihren Notär rufen, um demselben den letzten Willen kund zu geben.

Dieser trat in Begleitung des Barons Chevillard ein, welcher der unentbehrliche Rathgeber der alten Herzogin geworden war.

In einem anstoßenden Salon war die ganze übrige Familie versammelt, darunter der Graf und die Gräfin von Savignac, deren Leiden sie während der letzten 48 Stunden beinahe unkenntlich gemacht hatte.

„Herr Blandin," sagte die alte Herzogin zu ihrem Notär, „ich habe mich dahin entschlossen, das ganze Vermögen meiner Enkelin Jane von Rougemare zu vermachen, da über den Tod des armen Kleinen, dem ich die Hälfte hinterlassen wollte, wohl kein Zweifel mehr bestehen kann."

Diese Worte waren eine große Erleichterung für den Baron. Sie ersparten ihm ein Verbrechen; denn hätte die Herzogin ihren Willen anders gemacht, so wäre dies das Todesurtheil des Kindes gewesen.

Die Herzogin fuhr weiter: „An dieses Vermächtniß knüpfe ich jedoch die Bedingung, daß sich Jane von Rougemare in 14 Tagen verheirathet, wobei ihr jede Wahl frei steht. Diese Clausel wird um so leichter zu erfüllen sein, Herr Blandin, da der betreffende Gemahl bereits gefunden ist und der Hochzeitstag zwischen Jane und mir schon gestern festgesetzt wurde."

Sie wollte weiter sprechen, wurde aber durch ein Geräusch im Vorzimmer unterbrochen.

Der Baron erbebte als er die Stimme von Leon Saurel erkannte.

„Ich bitte für einen Augenblick um Entschuldigung," sagte er zu dem Notär, „ich eile um den Leuten Schweigen zu gebieten."

In dem Vorzimmer angelangt, fand er, daß es wirklich Saurel war, der trotz des widerstrebenden Dieners eintreten wollte.

„Was hat dieser Lärm zu bedeuten, Herr Saurel," sagte der Baron, nachdem er den Diener weggeschickt hatte; „wissen Sie nicht, daß die Frau Herzogin im Sterben liegt?"

„Ich weiß es, Herr Baron," antwortete Saurel mit fester Stimme; „aber da ich es weiß, daß man daran ist das ungeheuere Vermögen derselben in die Hände von Jane von Rougemare zu spielen, so bin ich gekommen mich diesem zu widersetzen."

„Sie?" rief der Baron erstaunt; „der Sie Jane von Rougemare heirathen sollen!"

„Ich habe Herrn d'Hasty bereits förmlich das Gegentheil erklärt."

Nach einer Pause ergriff der Baron wieder das Wort: „Was kann Ihnen denn also in diesem Falle daran liegen, ob Jane von Rougemare erbt oder nicht?"

„Jane von Rougemare, die Erbin eines Vermögens von 20 Millionen, ist dem Tode geweiht; ich aber liebe Louise, Louise die Waise, Louise die arme und brave Arbeiterin; nur diese will ich heirathen und deshalb muß das Phantom der Jane von Rougemare verschwinden, deshalb will ich der armen hintergangenen Frau die Wahrheit sagen."

Es entstand abermals eine Pause.

„Mein Herr," sagte endlich der Baron, „noch ist nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß die Herzogin gerettet werden kann, treten Sie daher bei ihr ein und enthüllen Sie ihr, daß Jane eine untergeschobene Jane ist; in dem Zustand in welchem sie sich befindet, würde eine in ihr Herz gesandte Kugel sie nicht sicherer tödten, als diese Enthüllung. Und nun können Sie eintreten, der Weg steht Ihnen frei."

„Ja, ja, dieß wäre ihr Tod," murmelte der junge Mann. Den Baron grüßend, verließ er wieder das Zimmer; von der Schwelle aus, rief er demselben aber noch zu: „Wir werden uns wiedersehen, mein Herr!"

Während sich diese Scene in dem genannten Vorzimmer entwickelte, wurde die Thüre des Salons, in welchem die Familie der Herzogin vereinigt war, plötzlich geöffnet und ein Diener meldete: „Herr Rabourdin!"

Die Gräfin wollte ihm entgegeneilen, aber sie war keiner Bewegung fähig, eine Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht — wird dieser Mann durch ein Wort sie niederschmettern oder sie in Extase setzen? meldet er ihr den Tod oder das Leben ihres Kindes?

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, Ihr Kind lebt; ich bürge dafür," sagte der Polizei-Agent.

„Es lebt, o mein Gott, ich danke Dir," rief die Mutter auf die Kniee niederfallend, „o mein Gott, schenke mir die Kraft mein Glück zu tragen!"

„Herr Graf," sagte Rabourdin sich an Herrn von Savignac wendend, welcher sich ihm genähert

hatte, „morgen will ich mich in den Wald von Clamart begeben und bedarf Ihrer Zurechtweisung.“

„Um welche Zeit wollen wir abfahren?“

„Des Morgens um 5 Uhr.“

„Ich werde Sie begleiten,“ rief die Gräfin, sich erhebend. „O mein Herr, wenn Sie mein Kind wieder finden —!“

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte Rabourdin, worauf er die Gesellschaft grüßte und sich entfernte.

Die ganze Familie war der Ansicht, daß diese Neuigkeit nur von wohlthätigem Einflusse auf die Herzogin sein könnte und die Gräfin begab sich deshalb zu derselben, um sie ihr mitzutheilen.

„Gott sei gedankt,“ flüsterte die Sterbende. „Die Nachricht kam gerade noch zur rechten Zeit.“ Darauf wandte sie sich wieder zu dem Notär:

„Hören Sie mich, Herr Blandin, ich mache zwei Theile aus meinem Vermögen; der eine ist für Jane von Rougemare bestimmt, der andere für Albert von Savignac, wenn er noch lebt.“

In diesem Augenblicke trat der Baron wieder ein.

„Sie haben es so gewollt,“ murmelte er, „sein Todesurtheil ist gesprochen.“

Die Mutter aber zog sich lachend und weinend in eine Ecke des Zimmers zurück, indem sie leise den Namen ihres Kindes ausrief.

XIII.

Dem Uebereinkommen gemäß langten der Graf und die Gräfin von Savignac in Begleitung Rabourdins und eines andern Agenten, des Morgens 6 Uhr in Clamart an und begannen den Wald zu durchforschen.

Unbemerkt folgte ihnen ein Mann in dunkler Blouse durch das Gebüsch mit der Vorsicht und Ortskenntniß eines Indianers; mit begierigem Ohre lauschte er jedem lautwerdenden Worte. Dann ließ er die Suchenden an sich vorübergehen und eilte mit geflügelten Schritten durch den Wald in der Richtung der Ebene von Montrouge.

Zehn Minuten später klopfte er auf eigenthümliche Weise an die wurmstichige Thüre des uns bekannten einzelnstehenden Hauses; die Thüre wurde geöffnet und mit einem Sprunge befand sich der Blousemann im Innern.

„Nun, was giebt's Isidor, was ist passirt?“ fragte Carcasson.

„Der Vater und die Mutter des Knaben befinden sich gegenwärtig im Walde von Clamart, und zwar in Gesellschaft von zwei Polizeiagenten, von denen der Eine nicht links ist.“

„Wer ist dieß?“

„Rabourdin.“

„Rabourdin! das ist fatal, denn dieser Spaßvogel wittert seine Beute wie ein gut dressirter Jagdhund das Wild.“

„Was hat das zu bedeuten,“ sagte Gotton, „wenn er auch unsere Spur vom Walde bis zu dem Kreuzwege verfolgen kann, so hat die Fährte von dort bei dem steinigen Boden ein Ende.“

„Ja, wenn es nicht Rabourdin wäre, würde ich mir weniger daraus machen — aber wie es nun einmal steht, meine Kinder, wollen wir es uns nicht verheimlichen, daß wir recht krank sind.“*)

„Was hilft da alles Kopfhängen,“ sagte Isidor, „wir müssen zu einem Entschlusse kommen.“

Eine Todtenstille sagte ihm, daß man die Bedeutung dieser Worte verstanden hatte.

„Was hat uns der Bürger anempfohlen, als er die verflossene Nacht hier war: das Kind muß verschwinden, die Mittel überlasse ich euch. Er hatte Recht und ich schlage deshalb vor —“

Carcasson und Gotton näherten sich.

„Dieses Haus wurde vor uns von Leuten bewohnt, welche Cigarren schmuggelten; seit einem Jahre verlassen, hält man es noch immer für unbewohnt, da Gotton keinen Fuß vor die Thüre setzt und Carcasson und ich nur des Nachts ausgehen. Rabourdin hat sonach keinen Grund hierherzukommen, thut er es aber, so geschieht es nur weil er Verdacht hegt; in diesem Falle sind wir verloren und dürfen keinen Augenblick zögern, wir müssen das Kind sonach —“

Eine schreckenerregende Handbewegung endigte den Satz.

„Dummkopf,“ rief Carcasson, „dann wird man seine Leiche hier finden und alles was wir hierdurch gewinnen, ist die Guillotine statt der Galeere.“

„Man wird nichts finden,“ sagte Isidor.

„Wie so?“

„Wir werfen die Leiche in den verlassenen Steinbruch hinter dem Hause.“

„Kein Blutvergießen!“ rief Carcasson im Tone

*) Ein Ausdruck der Diebe, wenn sie in Gefahr sind.

des Zornes und Schreckens; „ich wiederhole es kein Blut, ich habe Angst vor der Guillotine.“

Isidor zuckte mit den Schultern. „Das lebende Kind können wir unmöglich verbergen und wir fallen in die Hände der Polizei, während, wenn es in der Tiefe des Steinbruchs liegt, alle Gefahr vorüber ist; wir können dann den Feind mit den Händen in der Tasche ruhig erwarten, denn ein Fluchtversuch ist unmöglich, da man von der Höhe des Kreuzwegs aus die ganze Ebene übersehen kann.

Die beiden Andern wurden nachdenkend.

Isidor fuhr fort: „Alles hängt davon ab, was da oben sich ereignet und welche Richtung Rabourdin von dem Kreuzwege aus einschlagen wird. Kommen sie in dieser Richtung, so muß das Kind in der Tiefe des Steinbruches liegen, ehe sie nur fünfzig Schritte gemacht haben.“

Dabei näherte er sich einem Laden, durch dessen Oeffnung man die Ebene bis zum Walde übersehen konnte. Auch Carcasson und Gotton spähten hinaus.

„Siehst Du dort am Waldessaum einen großen gelben Platz?“ sagte Isidor zu Carcasson; „es ist dieß der Eingang in den Steinbruch, in welchen wir die Weste und die Mütze des Kleinen geworfen haben.“

„Ja, ich erkenne die Stelle wieder.“

„Sie werden sich ohne Zweifel dorthin begeben; wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren.“

„Sehe nach was das Kind macht,“ sagte Carcasson zu Gotton.

Gotton eilte an die Thüre der Höhle und warf einen Blick nach der Ecke, in welcher der kleine Albert gefesselt war; das arme Kind mußte wohl träumen, denn während ihm große Thränen über die erbleichten Wangen liefen, zeigte sich ein schmerzliches Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen, welche die Worte flüsterten: „Meine Mutter!“

„Sie kommen,“ schrie in diesem Augenblicke Isidor.

Gotton verließ die Höhle wieder und eilte an ihren Auslugplatz zurück; man konnte deutlich vier Personen unterscheiden, drei Männer und eine Frau, welche vereinzelt an dem Eingange zum Steinbruch standen und das Terrain zu sondiren schienen.

Rabourdin zeigte der Gäfin von Savignac die noch rothe Stelle, wo man die Kleider ihres Kindes in einer Blutlache gefunden hatte und theilte ihr mit, wie er durch diese gescheiterte List zur Ueberzeugung gekommen sei, daß ihr Kind noch lebe.

Es hatte am Tage vorher geregnet, und auf dem durchweichten Boden hatte das geübte Auge Rabourdins bald die Fußstapfen des Kindes entdeckt, welche bis zum Kreuzwege führten, grade so wie es Isidor vorausgesehen hatte.

Aber von hier aus fehlte jede weitere Spur; vergebens durchforschte der Polizeiagent zwanzigmal denselben Umkreis, da hier der Boden ganz steinig war.

Sein Begleiter, sowie der Graf und die Gräfin von Savignac, unterstützten ihn aufs Eifrigste bei diesen Nachforschungen und untersuchten vergeblich wieder und wieder den Fußpfad, welcher ihnen bis hierher so kostbare Enthüllungen geliefert hatte.

Nach Verlauf einer halben Stunde wechselten die Vier Blicke trauriger Enttäuschung.

Die unglückliche Mutter küßte unter Thränen die Fußspuren ihres Kindes, dann schleppte sie sich auf den Knieen weiter und benetzte abermals mit Thränen die Stellen, auf welche ihr Kind seine Füßchen gesetzt hatte.

Aber auch für sie wie für die Uebrigen verschwanden endlich die Spuren und in ihrem Schmerze sank sie nieder.

„Herr Graf,“ sagte endlich Rabourdin nach langem Ueberlegen, „ich kann zwar keinen Grund angeben weshalb wir eher zur Rechten als zur Linken weiterforschen sollen, aber eine Art Ahnung die mich noch selten betrogen hat, zieht mich unwiderstehlich nach jenem kleinen zweideutigen Hause, das Sie dort unten sehen. Wenn Sie damit einverstanden sind, wollen wir uns zuerst dorthin begeben.“

Der Graf, welcher alles Vertrauen in den Polizeiagenten setzte, war damit einverstanden. Die Gräfin dagegen opponirte auf das Energischste.

Man könnte sagen, daß sie den Entschluß geahnt hätte, welchen die drei Banditen gefaßt hatten.

„Hier,“ rief plötzlich Rabourdin, dessen Blicke forwährend den Boden untersuchten. „Sehen Sie hierher.“

Zwischen den Steinen lag eine kleine Fläche Erde, auf welcher man deutlich die Spuren eines Kindes und von Erwachsenen erkennen konnte und diese Spuren deuteten unwiderleglich nach

der Richtung, zu welcher Rabourdin sich angezogen fühlte.

Die Gräfin konnte nichts weiter entgegnen, und man eilte nun rasch dem einzelnstehenden Hause zu.

In fünf Minuten hatten sie die Hälfte der Entfernung durchmessen; durch die Hoffnung neu belebt, verdoppelten sie ihre Schritte, als sie plötzlich einen Schrei hörten, der aus dem kleinen Hause zu kommen schien, es war ein einziger nur halbhörbarer Schrei — die Gräfin hielt ihre Schritte an und legte erbleichend die Hand auf das Herz.

„Haben Sie nichts gehört?" fragte sie bebend.

„Nicht viel," antwortete der Graf, „aber trotzdem wollen wir uns noch mehr beeilen."

Einen Augenblick darauf langte man an der Thüre des Gebäudes an.

Rabourdin klopfte heftig, aber erhielt keine Antwort.

Mit Hülfe seines Agenten erbrach er dann die Thüre, worauf er den Grafen bat, außen Wache zu halten, während er selst in das Innere drang.

Sie fanden Niemand. Die Thüre zur Höhle war offen und sie stiegen in dieselbe hinab.

Dort fand Rabourdin ein Stück Brod, das er aufmerksam untersuchte und erkannte, daß dasselbe noch keine zwei Tage alt war.

In demselben Augenblicke stieß die Gräfin einen Freudenruf aus, denn sie hatte eine Gürtelschnalle ihres Kindes gefunden.

Es konnte sonach kein Zweifel mehr bestehen, daß sich das Kind dort befunden hatte und zwar nach der Ansicht Rabourdins noch am vorhergehenden Tage, vielleicht noch an demselben Morgen.

„Wollen Sie die Stelle sehen," sagte Rabourdin zu der Gräfin, „auf welcher sich Ihr Kind befunden hat?"

Dabei zeigte er auf eine in der Mauer befestigte Kette neben einer Strohschütte.

„O mein Kind, mein armes Kind," rief die unglückliche Mutter in unaussprechlichem Schmerze.

„Hier hast Du vielleicht meinen Namen ausgesprochen, hier riefst Du nach deiner Mutter um Hilfe! Unglückliche Mutter, unglückliches Kind! ich werde Dich nie wiedersehen."

Von seinem Collegen unterstützt, untersuchte Rabourdin mit der allergrößten Aufmerksamkeit jeden Winkel des Hauses, bis er endlich zur Ueberzeugung kam, daß es verlassen war.

„Die Elenden haben ihre Höhle noch keine vierundzwanzig Stunden verlassen," sagte Rabourdin und da ich nun auf ihrer Spur bin, so sollen sie mir nicht entwischen."

Er verließ mit dem Agenten das Haus und erstattete Herrn von Savignac Bericht über Alles, was sie entdeckt hatten, worauf er forteilte.

Die Mutter aber wiederholte fortwährend in herzzerreißenden Tönen die Worte: „O mein Kind, mein armes Kind!"

XIV.

„Nun wäre es aber bald an der Zeit, meine Kleider aus dem Pfandhause zu holen! Ich habe das Negercostüm satt; hörst Du, ich habe es satt."

Auf diese Weise drückte sich Dodophe Madure aus, als eben Leon Saurel in das Atelier Balthasars trat.

„Ah, da bist Du ja," sagte der Künstler die Hand seines Freundes herzlich schüttelnd, „man sieht Dich ja gar nicht mehr." Denselben scharf betrachtend fuhr er fort: „Immer noch diese satanische Melancholie, Du würdest dem Heraklites etwas aufzurathen geben; besuche uns doch öfter, wenn Du nicht von Deiner Traurigkeit aufgezehrt werden willst."

Auf Dodophe Madure zeigend, fuhr er in komisch-ernstem Tone weiter: „Willst Du ein unersättliches und undankbares Ungeheuer sehen? so betrachte Cocambo! dieses Kameel kostet mich die Augen aus dem Kopfe: denke nur, ich habe für ihn eine Farbe gefunden, die nur 25 Centimes per Schachtel kostet, etwas ganz ausgezeichnetes, jetzt ist der Herr nicht einmal mehr damit zufrieden und dabei genießt er alle Süßigkeiten des Lebens. — Der versagt sich nichts."

„Ich möchte Dich einmal in dieser Rolle sehen," rief Cocambo heftig.

„Ich bin gezwungen mich in der Welt zu bewegen, die Bierwirthschaften zu besuchen und mich bei allen Ministern zu zeigen."

„Gut, so wollen wir einmal die Rollen wechseln."

„Wo denkst Du hin, guter Freund? Du hast ja keinen Namen, während ich sehr wohl bekannt bin. Erst gestern sagte mir noch Herr Ingres: Balthasar, mit Ausnahme der Heiligenscheine, welche man gewöhnlich für Mützenschilde

hält, machst Du die Heiligen wie ich sie nie fertig gebracht habe. Es sind dieß schmeichelhafte Worte, welche einen Künstler aufs Neue anfeuern."

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden, aber —"

„Außerdem hast Du keine Idee vom Geschäftsgange, der mir eigen ist wie Niemand anders; denn ich bin der Erfinder des famosen Porträttarifs, der von allen großen Künstlern angenommen wurde. Derselbe lautet:

Aehnlichkeit . . . . 40 Francs.
Halbe Aehnlichkeit . . . 30 „
Familien-Aehnlichkeit . . 20 „

„Das ist alles recht, aber ich muß doch wahrlich im Winter angekleidet sein."

„Der Winter! Dummes Zeug! Dann wirst Du einen doppelten Anstrich bekommen, was so viel werth ist als zwei Paletots, und wenn Du wüßtest wie dies die Haut erhält."

In diesem Augenblicke trat der Portier ein und brachte einen Brief für Madure. „Was kann das sein?" rief Dodophe das Schreiben öffnend. Er warf einen Blick hinein und stieß einen Freudensruf aus.

„Nun was giebts denn," rief Balthasar zu seinem Freunde eilend.

„Ich glaube, daß ich einer Ohnmacht nahe bin," sagte Madure.

„Aber um was handelt es sich denn eigentlich?"

„Mein Onkel Madure kommt von Chateau-Thiery mit Emma, meiner Cousine und meiner Braut."

„Nun, was ist denn für ein Unglück dabei?"

„Das Unglück ist, daß sich dieselben beide bei uns morgen zu einem Frühstück einladen."

„Das ist freilich eine verwickelte Angelegenheit."

„Wahrlich, ich erscheine in einem schönen Costüme vor meiner Braut."

„Pah, dies wäre das Wenigste, ich streiche Dich schön an und Du wirst dann unwiderstehlich sein. Das Frühstück beunruhigt mich mehr als Dein Aussehen."

„Ja wohl Frühstück! Weißt Du was wir noch übrig haben?"

„Drei Franken?"

„Nein, nur 28 Sous."

„Soviel? Dann sind wir gerettet!"

„Wie so?"

„Mit 28 Sous werden wir ein lukullisches Frühstück haben."

„Das wäre ich doch begierig zu sehen."

„Was kostet ein Cotelett mit Essiggurken?"

„Zwölf Sous."

„Gut! Von diesem Cotelett mache ich drei Schüsseln."

„Wie das?"

„Als Nebengang die Essiggurken, erstes Gericht das Cotelett, als Zwischengericht die Sauce."

„Da hast Du wahrlich recht."

„Und bei dem jetzt unerschwinglichen Preise der Früchte bilden für drei Sous gebratene Kartoffeln ein köstliches Dessert."

„Ein feines und delikates Dejeuner, nicht zu läugnen."

„Ferner einen Schoppen Zwölfer und ein Brod von sechs Pfund — da sollte ich doch denken, daß sie sich nicht beklagen können."

„Nein, das können sie unmöglich; aber meine Toilette ist es, was mich peinigt."

„Beunruhige Dich deshalb nicht, ich übernehme das."

„Balthasar," unterbrach ihn Saurel, „ich habe etwas mit Dir zu sprechen." Die Beiden traten in eine Ecke des Zimmers.

„Ich verlange eine große Gefälligkeit von Dir."

„Alles nur kein Geld; im Uebrigen stehe ich zu Diensten. Selbst meine Haut riskire ich daran und ebenfalls auch die von Cocambo; laß mich also hören, um was es sich handelt."

„Ich liebe ein junges Mädchen."

„Louise, ich weiß das!"

„Sie steht gegenwärtig in großer Gefahr, ich kann nichts für ihre Rettung unternehmen, indem ich ebenso überwacht bin, wie sie. Aber da Du ihren Feinden unbekannt bist, so kannst Du Dich ihr nähern und mit Hilfe eines Planes, den ich Dir morgen mittheilen werde, sollen die Absichten der Elenden nicht in Erfüllung gehen."

„Mit Leib und Seele stehe ich Dir bei; sage mir nur was ich thun soll und ich werde es thun."

„So halte Dich auf morgen bereit, mein lieber Balthasar."

„Um welche Zeit?"

„Um 9 Uhr des Abends; jetzt will ich Dich nicht länger in Deiner Arbeit stören." Vor dem Weggehen sagte noch Saurel zu seinem Freunde: „Höre, Du erwartest Jemand und wirst Geld nöthig haben, mache mir das Vergnügen etwas von mir anzunehmen."

„Nein, unter keiner Bedingung; denn wenn ich etwas leihe, so statte ich es auch zurück und das

ist gegen meine Prinzipien. Also lebe wohl bis morgen."

Um die Mittagszeit begab sich Saurel in das Hotel Rougemare um den Todtenfeierlichkeiten für die Herzogin beizuwohnen, welche eine Stunde später gestorben war, als sie ihr Testament gemacht hatte; er fand Gelegenheit einige Worte mit Jane zu wechseln, welcher er anempfahl, sich für den morgigen Abend bereit zu halten."

Von dem Begräbnißplatze zurückgekehrt, begab sich Saurel in seine Wohnung, um die Vorbereitung für eine Reise zu treffen, um auf alle Fälle für den morgigen Tag bereit zu sein.

Des Abends gegen zehn Uhr war er noch damit beschäftigt seine Papiere in Ordnung zu bringen, als an sein Zimmer geklopft wurde. Es war die Thürsteherin, welche ihm einen Brief überbrachte. Saurel bemerkte, daß derselbe weder frankirt noch gestempelt sei.

„Wer hat denn dieses Schreiben überbracht?" fragte er.

„Ein Kutscher, welcher mit seinem Wagen noch unten vor der Thüre wartet."

Saurel beeilte sich den Brief zu lesen, derselbe war von Jane und enthielt die Worte: „Kommen Sie schnell, ich muß Sie sogleich sehen. Jane."

Fünf Minuten später warf sich Saurel in den Wagen, wecher ihn erwartet hatte und nun im schnellsten Galopp davon fuhr. Tausend Ideen durchkreuzten seine Gedanken, in welcher Gefahr wohl seine theure Jane schweben möge und seine Befürchtung war nur die, daß er zu spät kommen werde. Der Wagen war schon geraume Zeit im Gange und Saurel wunderte sich, daß sie noch nicht ihr Ziel erreicht hatten; er wollte sich nach der Gegend, in der er sich befand umsehen und bemerkte jetzt zuerst, daß das Innere des Wagens ganz finster war und statt der Glasfenster hölzerne Laden darin angebracht waren. Er versuchte sie zu öffnen, aber dieselben waren stark befestigt und widerstanden allen seinen Anstrengungen; er probirte es nun mit den Wagenthüren, aber auch hier blieb er erfolglos. Sein bisheriges Erstaunen mußte endlich der Beunruhigung weichen und er fragte sich, weshalb Jane wohl derartige Vorsichtsmaßregeln für ihn getroffen habe. Das Schreiben Janes entfernte zwar diese Beunruhigung wieder, aber was hatte nur alle diese sonderbare Vorsicht für einen Zweck?

Er lauschte und seine Verwunderung stieg, da er kein Geräusch mehr von dem noch immer schnellfahrenden Wagen hörte — er mußte sonach außerhalb Paris sein. Er versuchte nochmals die Thüren gewaltsam zu öffnen, in der Absicht hinaus zu springen und sich in die Ebene zu flüchten, as der Wagen endlich still hielt.

Mit Bangigkeit erwartete er nun, was sich ereignen sollte.

Die Wagenthüre wurde geöffnet; als er aber einen Sprung hinaus machen wollte, wurde er zu gleicher Zeit von vier Händen gepackt, zwei Männer rissen ihn auf rohe Weise heraus, wickelten ihm den Kopf in ein Tuch und trugen ihn davon.

Er fühlte, daß man ihn in ein Haus schleppte, in welchem eine tiefe Stille herrschte.

Darauf stieg man eine Treppe hinunter, und er wurde gegen eine Mauer geworfen, ohne Zweifel die Mauer einer Höhle; dann hörte er wie sich die Schritte entfernten; ein Schlüssel wurde im Thürschlosse gedreht, worauf eine lautlose Stille eintrat.

Saurel riß sich nun das Tuch vom Kopfe und war einen Augenblick im Zweifel, ob nicht noch ein anderes Band über seinen Augen liege, so tief und undurchbringlich war die Finsterniß in der er sich befand. Er konnte sich in einem verschlossenen Sarge glauben, sechs Fuß in der Erde begraben.

„Ah," rief Saurel, „jetzt wird mir die Sache klar, es ist der elende d'Hasty, welcher mich in diese Falle gelockt hat und was wird jetzt aus Jane werden, deren Tod die Verbrecher beschlossen haben und in deren Händen sie sich nun hilflos befindet?"

Mit wilden Schreien der Verzweiflung wälzte er sich auf der Erde.

XV.

Jane saß in schmerzliche Gedanken versunken in einem kleinen Salon, dessen Fenster eine Aussicht über den großen Garten bot, der sich hinter dem Hotel Rougemare ausdehnte; sie hatte Diejenige verloren, welche sie aus ihrer traurigen Stellung gerissen hatte und ihr zugleich eine Mutter, eine Familie, ein Vermögen und gesicherte Zukunft gegeben hatte.

Jane hatte viel geweint und ihre erbleichten Züge trugen den Ausdruck des wahren Schmerzes

und dennoch mischte sich in diese Melancholie ein Strahl der Hoffnung, indem sie an Leon Saurel dachte.

Am vorhergehenden Tage hatte sie von demselben ein Briefchen erhalten, in welchem er ihr schrieb: „Erwarten Sie mich morgen um zwei Uhr, ich habe Ihnen Vieles zu sagen.“

Und Jane flüsterte lächelnd vor sich hin: „Ich weiß ja recht wohl, was er mir zu sagen hat; er hat mir dasselbe gar oft schon gesagt und dennoch werde ich nicht müde, es immer wieder zu hören.“

Die Pendule schlug zwei Uhr und eine lebhafte Bewegung überflog die Züge des jungen Mädchens: er konnte nun nicht mehr lange bleiben, in einigen Augenblicken mußte er da sein.

Als dieser Gedanke sie überkam, zeigte die Glocke des Portiers den Eintritt eines Besuches an. Jane griff sofort nach der Klingel und eine Frau von vorgerücktem Alter trat ein.

Es war dies Madame Aubin, die Vorleserin der Herzogin, welche auf den Wunsch Janes in Abwesenheit des Grafen und der Gräfin von Savignac stets bei ihr blieb.

Einen Augenblick später öffnete sich die Thüre des Salons und ein Diener trat ein, den Besuch anzumelden.

Jane erwartete sicher den Namen von Leon Saurel zu hören und ein eisiger Schrecken überkam sie, als sie anstatt dessen hörte: „Der Herr Vicomte d'Hasty!“

Die trübe Miene des eintretenden Vicomte erhöhte noch ihre Besorgniß, indem sie denselben für einen Freund Saurels hielt.

Was konnte wohl die Ursache dieses Besuches sein und weshalb kam Leon Saurel nicht selbst? Nachdem er die beiden Damen begrüßt hatte, wandte sich der Vicomte an die Vorleserin:

„Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich Sie bitte mich einen Augenblick allein mit Fräulein von Rougemare zu lassen, da ich derselben eine Mittheilung von der größten Wichtigkeit zu machen habe, die sie nur allein hören darf.“

Madame Aubin wandte sich gegen Jane.

„Wollen Sie mich gefälligst im nächsten Zimmer erwarten,“ sagte das junge Mädchen zu ihr.

Die Vorleserin zog sich zurück.

Jane erwartete mit Bangigkeit, was der Vicomte ihr wohl mitzutheilen hätte, indem sie voraussetzte, daß es sicherlich Leon Saurel beträfe.

„Mein Fräulein,“ sagte Herr d'Hasty, „in einer Clausel ihres Testamentes, die zufällig zu meiner Kenntniß gelangte, hat die Frau Herzogin von Rougemare verfügt, daß Sie nach Verlauf von vierzehn Tagen nach ihrem Tode verheirathet sein müssen.“

„Es ist so, mein Herr,“ antwortete das junge Mädchen verwundert.

Die Frau Herzogin hat Ihnen die Wahl eines Gemahls freigestellt?“

„Ja, Herr Vicomte; aber als die Frau Herzogin diese Bestimmung traf, hatte sie bereits die Wahl meines zukünftigen Gatten getroffen, ich war damit einverstanden und so werden auch Sie es sein, indem es Ihr Freund ist.“

„Mein Fräulein, ich bin gekommen, um Ihnen eine Abänderung, nicht des Testamentes, sondern in der Wahl der Frau Herzogin vorzuschlagen.“

Jane betrachtete den Vicomte mit steigender Bestürzung.

„Wollen Sie sich deutlicher erklären, mein Herr, denn ich erkläre Ihnen, daß ich Sie nicht verstehe.“

„Ich muß mich sonach klarer ausdrücken, mein Fräulein; Alles was ich verlange, ist nur ein einfacher Personenwechsel, nämlich daß Sie sich damit einverstanden erklären, Madame Vicomtesse d'Hasty zu werden, anstatt Madame Saurel.“

Bei diesem unerwarteten Vorschlage, der mit der größten Kaltblütigkeit gemacht wurde, erhob sich Jane mit vor Zorn erröthetem Gesichte und bebend vor Unwillen.

„Mein Herr,“ sagte sie zu dem Vicomte, „auf eine solche Unschicklichkeit giebt es nur eine Antwort.“ Dabei streckte sie die Hand nach der Klingelschnur aus.

„Rufen Sie nur Ihre Leute, wenn es Ihnen so beliebt,“ sagte Herr d'Hasty ohne seinen Sitz zu verlassen, „aber im Interesse des Herrn Saurel erwarte ich, daß Sie es nicht thun werden.“

„Im Interesse des Herrn Saurel?“ rief Jane. „Ah, wenn Der wüßte welch beleidigenden Vorschlag Sie so eben mir zu machen wagten!“

Auf den Lippen des Vicomte zeigte sich ein ironisches Lächeln.

„Was würden Sie dazu sagen,“ fuhr er fort, „wenn ich Ihnen bemerke, daß dieser Vorschlag in seinem Namen und auf seinen ausdrücklichen Wunsch gemacht wurde?“

„Ah! Das ist unmöglich! Es ist dies eine Lüge, mein Herr, eine Lüge!"

„So unwahrscheinlich als es auch klingt, ist es dennoch wahr, und habe ich aus Vorsicht ein Beweisstück mitgebracht, dem Sie hoffentlich Glauben schenken werden; lesen Sie."

Jane ergriff den ihr dargebotenen Brief und überflog ihn mit einem Blicke; todtenbleich geworden entfiel das Schreiben ihren Händen und keines Wortes mächtig, fiel sie in einen Sessel nieder.

Das Schreiben war folgenden Inhalts:

„Jane, ich bin verloren und nur dadurch zu retten, daß Sie die Frau des Herrn d'Hasty werden; das Opfer, welches ich mir auferlege und von Ihnen verlange, bekundet hinlänglich das Schreckliche meiner Lage. Leben Sie wohl, Jane — meine einzige Hoffnung beruht auf Ihnen. Leben Sie wohl für immer! Leon Saurel."

„Nun wohl, mein Fräulein, glauben Sie mir jetzt?" sagte der Vicomte.

„Ich kann nur Etwas glauben, mein Herr," antwortete Jane, „nämlich daß dieses Schreiben nur durch Gewalt erpreßt oder von Wahnsinn dictirt wurde; das größte Unglück, selbst die Todesfurcht hätte mir das nicht entreißen können, was ich für eine unwürdige Schwäche halte und was ich von Herrn Saurel nicht glauben kann."

„In Ihrem sowie in Herrn Saurels Interesse, mein Fräulein, hätte ich gewünscht, Ihnen das Unglück verheimlichen zu können, von dem er Erwähnung thut; um Sie jedoch zu überzeugen und zu bestimmen, ihn um jeden Preis zu retten, bin ich gezwungen Ihnen die Wahrheit mitzutheilen."

Dabei zog er mehrere Papiere aus seiner Tasche.

„Wissen Sie, mein Fräulein, was eine Fälschung ist?"

Jane erbebte. „Ich weiß, daß es ein gemeines Verbrechen ist, welches —"

„Welches zur Galeere führt;" er zeigte dabei auf einen Wechsel mit der Unterschrift Saurels, auf dem einige Zeilen des letzten Indossenten die Fälschung bekundeten.

„Sie sehen nun, in welcher Lage sich Saurel befindet."

Jane stieß einen Schreckensruf aus und verbarg ihr Gesicht in den Händen. „O Unglücklicher! Unglücklicher!" rief sie.

„Sie haben das rechte Wort getroffen, mein Fräulein, ja er ist unglücklicher als ein Verbrecher, denn eine einzige Stunde des Irrthums hat ein ganzes ehrenvolles Leben vernichtet, deshalb ist er auch Ihres Mitleids würdig."

Die Thürglocke zeigte in diesem Augenblicke einen neuen Besuch an.

Jane erhob lebhaft das Haupt.

„O, er ist es nicht! Er kann es nicht sein!"

„So wissen Sie also —?"

„Wer es ist? — Ja, es ist der Notär Herr Blandin."

„Der Notär, was will er hier?"

„Den Namen Ihres zukünftigen Gemahls erfahren; ich habe ihm in Ihrem Namen geschrieben."

„Sie?"

„Es steht Ihnen frei, d'Hasty oder Saurel zu sagen."

„Ah!"

„Nur wenn Sie Saurel sagen: — Betrachten Sie die Adresse dieser Briefcouverte, in welche ich den gefälschten Wechsel stecken werde." Auf der Adresse stand: „An den Herrn kaiserlichen Staatsprocurator."

Jane hatte sich noch nicht gefaßt, als man den Notär meldete.

Nach Austausch weniger Worte bat ihn Jane den Namen ihres zukünftigen Gemahls zu notiren und in ihrer Verzweiflung nannte sie den Namen des Vicomte d'Hasty.

Einen Augenblick darauf verließen sie der Notär und der Vicomte zusammen.

Dieselben hatten noch keine fünf Minuten den Salon verlassen, als die Thüre mit einem Geräusche geöffnet wurde, an das man im Hotel Rougemare nicht gewöhnt war.

Die Person, welche ohne angemeldet zu sein, eintrat, glich auch keineswegs in ihrem Aeußern den gewöhnlich nur aristokratischen Besuchern der Familie.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte der Fremde keuchend, „aber der Diener, der mich anmelden sollte, ist noch weit hinter mir und ich habe große Eile Sie zu sprechen."

Als Jane dieses Individuum mit gemischtem Erstaunen und Furcht betrachtete, fuhr dieses fort:

„Mein Fräulein, ich bin Balthasar, der Freund von Leon Saurel, der seit 24 Stunden verschwunden ist, und da mir derselbe von Ihnen erzählt hat, sowie von den Gefahren, welche Sie bedrohen, bin ich hierher geeilt, in der Hoffnung

ihn hier zu treffen oder doch wenigstens etwas von ihm zu erfahren."

„Wie, mein Herr," fragte Jane lebhaft, „ist Herr Saurel nicht nach Hause zurückgekehrt?"

Seit vier und zwanzig Stunden wird er vermißt und es war mir unmöglich eine Spur von ihm aufzufinden; ich weiß, daß er mächtige Feinde hat, wie er mir selbst sagte, und ich will es Ihnen nicht verbergen, daß ich an ein Verbrechen glaube."

„O, mein Herr," rief Jane im verzweiflungsvollen Tone, „verlassen Sie ihn nicht!"

„Ich meinen Freund verlassen! Haben Sie keine Angst, eher setze ich ganz Paris in Bewegung; man kennt Balthasar noch nicht. Aber verzeihen Sie, mein Fräulein, mein Neger erwartet mich unten, ich konnte Ihnen denselben nicht vorstellen. — Kurz wir eröffnen sofort den Feldzug und ich schwöre bei Rembrandt, meinem Meister, daß ich meinen Freund Saurel aufzufinden wissen werde."

Mit einer Verbeugung gegen Jane verschwand er. Diese aber sank laut schluchzend in einen Sessel, zweifelnd ob das eben Erlebte ein Traum oder gräßliche Wahrheit gewesen sei.

XVI.

Aus dem Hotel Rougemare tretend, fand Balthasar seinen Freund Dodophe Madure, der ihn in einiger Entfernung erwartet hatte.

„Nun?" fragte ihn dieser lebhaft, „wie stehts mit Leon Saurel?"

„Konnte nichts über ihn erfahren, mein armer Freund."

„Er muß unter allen Umständen aufgefunden werden; höre mich an Balthasar: von den fünfzig Francs die mir Papa Madure geschickt hat, haben wir noch zwanzig übrig, ich laufe um damit meine Kleidungsstücke auszulösen, worauf wir dann beide auf Nachforschungen ausgehen."

„Nichts davon, wir fangen sogleich an. Wer sagt Dir, ob Saurel nicht schon in diesem Augenblicke in Todesgefahr schwebt?"

„Aber so höre doch!" sagte Madure, „ich habe ein wüthendes Verlangen wieder anständig gekleidet zu sein und wenn wir das Zwanzig-Francsstück nehmen, Gott weiß —!"

„Der Mensch denkt nur an die Koketterie, stets hat er nur seine Kleider im Kopfe. — Geld! Ich sage Dir, es wird Geld für uns regnen. Habe ich nicht wieder ein Portrait zu malen, eine Familienähnlichkeit zu zwanzig Francs, und Du hast noch Befürchtungen?"

Ein Wagen kam daher gefahren. Balthasar hielt ihn an und sprang mit Madure hinein.

„Rasch in die Weststraße No. 14." sagte er zu dem Kutscher.

„Wir fahren also nach Hause?" fragte Madure.

„Ich weiß was ich thue, laß mich nur unsere Barke steuern."

In einer halben Stunde hatte sie der Wagen in ihre Wohnung gebracht.

„Wir wollen zuerst zu dem Portier gehen," sagte Balthatar, „seine Loge ist die erste Etappe unseres Feldzugs."

„Madame," sagte Balthasar zu der Thürhüterin, „Leon Saurel hat sich noch nicht wiedervorgefunden und mehr als je glaube ich, daß derselbe in irgend eine Falle gerathen ist. Außer uns Beiden hat er keine Freunde in Paris und wenn wir ihn verlassen, so ist er sicherlich verloren; aber unter der Blouse des Künstlers schlägt ein Manneshẽrz, ebenso wie unter dem Anstrich meines Kameraden und so lange noch ein Tropfen Blut in unsern Adern rollt, wird er der Freundschaft geweiht bleiben. Doch fangen wir nun an: Souavita, gestern Abend ist also Leon Saurel verschwunden?"

„Gestern Abend um zehn Uhr."

„Ist er allein ausgegangen, oder ist Jemand gekommen, ihn abzuholen?"

„Man hat ihn abgeholt."

„Wer?" Ein Herr oder eine Dame?"

„Weder das Eine noch das Andere."

„Wie?"

„Es war ein Kutscher mit seinem Wagen."

„Und befand sich Niemand in dem Wagen?"

„Niemand."

„Ging der Kutscher zu Saurel?"

„Nein, er übergab mir einen Brief für ihn und fünf Minuten später bestieg Herr Saurel, der sehr aufgeregt schien, den Wagen der davon fuhr als ob Lucifer selbst auf dem Bocke gesessen wäre."

„Und Sie wissen weiter gar nichts?"

„Nichts, als die Nummer des Fiakers, die mir auffiel, weil sie gerade das Alter meines armen verstorbenen Mannes war."

Balthasar sprang in die Höhe. „Souavita,

ich muß Sie umarmen!" Und er that wie gesprochen.

„Immer noch diese Thorheiten!" sagte die Portiere sich aus der Umarmung loswindend.

„Souavita, was war die Nummer des Wagens?"

„Zwei und sechszig."

„Zwei und sechszig? Ausgezeichnet, jetzt haben wir den Faden, Cocambo, und nun auf die Beine gemacht."

„Wo fahren wir jetzt hin?" fragte der Kutscher.

„Nach der Polizeipräfectur."

Dort angekommen, erklärte Balthasar alsbald die Ursache seines Kommens, worauf er einem der Hauptagenten der Sicherheitspolizei vorgestellt wurde.

Dieser Agent war kein anderer als Rabourdin, dem Balthasar das Verschwinden Saurels mittheilte, ohne das Geringste zu vergessen.

Je mehr der Maler erklärte, leuchteten die kleinen grauen Augen des Polizeiagenten auf.

„Gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!" murmelte er von Zeit zu Zeit. Als der Künstler fertig war, sagte Rabourdin zu demselben:

„Herr Balthasar, Sie haben richtig vermuthet; Herr Saurel ist das Opfer eines Hinterhaltes geworden. Darüber herrscht bei mir auch nicht mehr der geringste Zweifel."

„Auf was gründen Sie diese Ihre Ueberzeugung?" fragte der Künstler.

„Sollte Herr Saurel nicht das Fräulein von Rougemare heirathen?"

„Ja," antwortete Balthasar verwundert, „aber wie können Sie dieß wissen?"

„O, ich habe bereits einen Fuß in dem Hause und meiner Gewohnheit nach, habe ich dort gar manches erfahren, so z. B. erfuhr ich vor einer Stunde, daß nicht mehr Herr Saurel, sondern der Vicomte d'Hasty der Gemahl des Fräuleins von Rougemare werden wird."

„Unmöglich!"

„Nicht zu übersehen, daß die genannte Dame, die Erbin eines Vermögens von 20 Millionen ist."

„Und welchen Schluß ziehen Sie daraus?"

„Noch keinen endgültigen, aber ich habe Vermuthungen, die sich zwischen jetzt und morgen aufklären werden."

Er zog eine Klingelschnur.

„Was wir zuvörderst zu thun haben," sagte er, „ist den Kutscher des Fiakers No. 62, aufzufinden."

Ein Polizist trat ein und Rabourdin flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Nummer 62!" rief dieser verwundert, „das nenne ich doch sonderbar."

„Nun was giebts?"

„Der Kutscher des Fiakers Nummer 62 ist unten."

„Er soll sogleich heraufkommen!"

Balthasar rieb sich freudestrahlend die Hände. „Endlich werden wir Alles erfahren."

„Hoffen wir es wenigstens," sagte der Polizeiagent viel ruhiger.

Der Kutscher trat ein.

„Nun," redete ihn Rabourdin an, „was wollen Sie? Was führt Sie hierher?"

„Was mich hierherführt, mein Herr Agent, ist eine niederträchtige Ruchlosigkeit, deren Opfer ich gestern Abend geworden bin."

„Erklären Sie sich."

„Die Sache verhält sich so: Gestern Abend gegen neun Uhr befand ich mich an der Barriere von Fontainebleau, als zwei Bürger mich bei der Stunde engagirten und mir sagten zuerst an die Barriere d'Enfer zu fahren. Dort luden Sie mich ein, einen Liter zu trinken und ich sage nicht nein; dann ließen sie drei gehäufte Glas Bayrisches bringen, wogegen ich wieder nichts einwende, hierauf folgte ein Absynth, eine Flasche Rum, ich trinke eben immer mit. Kurz, ich weiß nicht wie es geschah, aber um Mitternacht erwachte ich, oder besser gesagt, wurde ich von dem Wirthe geweckt, der mich bat fortzugehen, und siehe da mein Fiaker war gestohlen sammt den beiden Pferden."

„Ihr Fiaker hat dazu gedient eine schlechte Handlung ausführen zu helfen und wie es stets bei dergleichen Vorkommnissen der Fall ist, wurde er in irgend einer Straße oder irgend einem Wege zurückgelassen; wo ihn unsere Agenten wohl schon diese Nacht aufgefunden haben."

Rabourdin läutete und gab einen Befehl.

„Einen Augenblick später brachte man ihm die Nachricht, daß in der verflossenen Nacht zwei Wagen aufgefunden worden waren, wobei sich der Fiaker Nummer 62 befand.

„Wo hat man diesen Fiaker gefunden?" fragte der Agent.

„Straße de la Tour in Passy."

„Sie sehen wohl," sagte Rabourdin zu Balthasar, „daß wir noch lange nicht die richtige

Spur haben, wie Sie soeben noch hofften; im Gegentheil verwirrt sich das Chaos immer mehr, aber ich habe einen Leitfaden, der mich hoffentlich durch dieses Labyrinth führen wird, ohne mich weit vom richtigen Wege abzulenken."

Balthasar verließ die Präfectur, nachdem er dem Agenten auf dessen Wunsch seine Karte hinterlassen hatte.

Madure, welcher ihn im Wagen erwartet hatte, sah ihn mit gesenktem Kopfe und enttäuschter Miene zurückkehren. „Nun," sagte er zu ihm, „Du scheinst keine guten Neuigkeiten mitzubringen."

„Leider, nein! Der arme Saurel befindet sich in den Händen einiger Banditen. Dies ist Alles was man mit Gewißheit sagen kann; aber wo ihn finden, das ist es was man nicht sagen kann. Trotzdem habe ich noch nicht alle Hoffnung verloren und setze in den Agenten, mit dem ich gesprochen habe, alles Vertrauen und wenn irgend Jemand einen Menschen in Paris ausgraben kann, so ist es der gewiß. Was jetzt übrigens am Besten für uns sein wird, ist nach Hause zurückzukehren und zu warten."

Eine Viertelstunde später langten sie wieder in der Weststraße an.

Bei der Thürhüterin in ihrer Wohnung fanden sie den Deutschen Hartmann, welcher gewöhnlich als Modell saß und der sie dorten mit der kleinen Angelina erwartet hatte.

Balthasar vergötterte das Kind; er nahm es in seine Arme und trug es die Stiege hinauf in das Atelier.

Dort von Madure aufs Neue befragt, erzählte er demselben ausführlich alles, was sich im Hotel Rougemare, sowie auf der Polizeipräfectur zugetragen hatte.

„Eine Thatsache ist dem Agenten Rabourdin besonders aufgefallen," sagte Balthasar zum Schluß; „nämlich, daß Fräulein Jane von Rougemare schon am Tage nach dem Verschwinden Leon Saurels versprochen hat, den Vicomte d'Hasty zu heirathen, während sie doch den Ersteren am zweiten Tage vorher selbst zum Gatten erwählt hatte."

„Wenn es uns gelingen sollte, den armen Saurel wieder aufzufinden, so wird ihm dies das Herz brechen."

„Das ist grade was ich gedacht habe, aber sei nur ruhig, ich werfe mich schon dazwischen. Ich weiß zwar noch nicht wie ich dies anfangen werde, aber zum Glücke Saurels muß es enden; er ist nicht selbst da, um in den Kampf zu gehen, wir müssen ihn deshalb ersetzen und ich will gehenkt werden, wenn ich diese Heirath nicht verhindere."

Hartmann, welcher bis jetzt wie gewöhnlich stumm und unbeweglich in einer Ecke gesessen war, erhob sich und trat zu Balthasar.

„Herr Balthasar," sagte er zu diesem, „ich habe von Ihnen die Adresse des Herrn Vicomte d'Hasty verlangt, haben Sie dieselbe?"

„Ja; er wohnt auf dem Boulevard des Capucins Nro. 35."

„Ich danke." Der Deutsche ergriff seinen Hut und auf Angelina deutend, sagte er: „Behalten Sie das Kind hier, in zwei Stunden werde ich zurück sein."

Schon unter der Thüre drehte er sich wieder um.

„Herr Balthasar", sagte er zu dem Künstler, „nehmen Sie die Versicherung, daß der Vicomte d'Hasty das Fräulein von Rougemare nicht heirathen wird."

XVII.

Der Vicomte d'Hasty, in elegantester Toilette, war soeben im Begriffe auszugehen, als ihm sein Diener die Ankunft eines Besuches meldete.

„Wer ist es?" fragte er in augenscheinlicher Ungeduld.

„Der Herr verweigert seinen Namen zu nennen."

„Es wird ein Aufdränglicher sein; sagen Sie ihm deshalb: ich wäre nicht zu Hause und er möge später wiederkommen."

„Verzeihung, dazu habe ich keine Zeit," sagte der Fremde, welcher ohne Weiteres eintrat.

„Sie!" rief der Vicomte.

Als der Diener das Gemach verlassen hatte, sagte der Eingetretene in einem Tone, der einen leisen Anflug von Ironie hatte:

„Wenn ich mich weigerte meinen Namen zu nennen, so geschah es nur aus der Ursache, weil man die Namen d'Hasty und Marescot nicht allzuoft wiederholen soll."

„Herr Marescot," sagte der Vicomte stolz, „ich habe die Anmaßung zu glauben, daß der Name d'Hasty nichts zu fürchten hat, vor —"

„Aber, mein Gott, ich kenne ja nichts von Ihrer Vergangenheit," antwortete Marescot, „ahnen kann ich sie wohl ziemlich und glaube, daß sich in dieser Beziehung viele ähnliche Punkte mit meiner Vergangenheit auffinden ließen. Doch verlassen wir dieses Thema."

Auf die stumme Einladung des Vicomte nahm Marescot einen Sitz und fuhr fort: „Herr Vi-

comte, Sie sind mit einer Gewandtheit und Willenskraft begabt, die außerordentlich ist; der Baron Chevillard und ich hatten uns dafür entschieden, daß Leon Saurel der Gemahl des Fräuleins von Rougemare werden sollte. Außer unsrer Hülfe standen dem jungen Manne noch die Vortheile zur Seite, daß er von Jane geliebt wurde und er sie selbst liebt, und dennoch ist es Ihrer Energie gelungen, alle diese Hindernisse zu beseitigen, so daß diese millionenreiche Hand nun Ihnen zu Theil wird."

„Sie wissen, Herr Marescot, daß dieses das einzige Mittel war, unser Vermögen zu retten; Sie wissen, daß Leon Saurel sich entschlossen hatte, Jane von Rougemare oder eigentlich der Waise Louise Alles zu enthüllen, worauf diese ohne allen Zweifel auf die Erbschaft der Herzogin verzichtet hätte, die dann uns entschlüpft und in die Hände der Familie gefallen wäre."

„Ich gratulire Ihnen nicht allein zu Ihrer Geschicklichkeit, welche Sie in dieser Angelegenheit bewiesen haben, sondern will Ihnen auch eine Idee mittheilen, die Ihnen als Beweis meines Vertrauens auf Sie dienen wird."

Der Vicomte warf einen forschenden Blick auf Marescot, aber dessen Züge bekundeten eine solche Aufrichtigkeit, daß er sich dadurch beruhigt fühlte.

„Herr Vicomte," ergriff Marescot wieder das Wort, „da Leon Saurel von nun an nicht mehr zu unserem Bunde gehört, so sind wir nur noch unserer Drei, um die Millionen der Herzogin zu theilen."

„Das ist so," antwortete Herr d'Hasty.

„Nun, Herr Vicomte, meiner Ansicht nach sind drei noch zu viel."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Vicomte verwundert.

„Der Baron Chevillard ist nicht der Unserige, seine hohe geehrte Stellung in der Gesellschaft setzt zwischen ihn und uns eine unübersteigliche Schranke. Außerdem glaube ich, daß er Angst vor uns hat und Verrath gegen uns spinnt."

„Wie, Sie glauben?"

„Ja, in seinen Gedanken hat er uns schon hintergangen; betrachten Sie doch die Rolle, welche er uns gegenüber spielt, wir haben Alles gethan, wir beide Alles ausgeführt und er sich in nichts compromittirt. —

„Außerdem habe ich noch andere Ursachen, die jeden Zweifel an seinen Verrath verschwinden machen. Wir dürfen denselben sonach nicht zur Ausführung kommen lassen."

Nach einer Pause fuhr Marescot weiter: „Was uns anbelangt, so ist dieß eine andere Sache; wir sind von derselben Raçe, von derselben Familie und haben das gleiche Interesse uns zu unterstützen; umgeben von Klippen, von tausend Feinden zu gleicher Zeit verfolgt, können wir allen diesen Gefahren nur mit Hülfe von Millionen ausweichen, wir müssen uns des Barons entledigen, wie es mit Leon Saurel geschah, worauf die Hinterlassenschaft der Herzogin von Rougemare nur uns Beiden zufällt. Um Ihnen diesen Vorschlag zu machen, kam ich hierher."

Nach einigem Nachdenken antwortete der Vicomte: „Der Baron ist ein zu fürchtender Gegner."

In dieser Antwort lag eine Zustimmung zu dem eben gemachten Vorschlage.

„Ganz richtig, ein nicht zu unterschätzender Gegner," sagte Marescot, „denn er hat eine Ueberlegenheit, welche die unserige übertrifft. Wir müssen uns deshalb beeilen diesen gefährlichen Gegner los zu werden, wenn wir von ihm nicht zerschmettert werden wollen."

„Die Aufgabe ist schwierig."

„In drei Tagen muß sie vollzogen sein, wir laufen sonst Gefahr in dem Kampfe unterzugehen."

„Wir werden einen Kampf zu bestehen haben, das ist wahr; einen fürchterlichen ja vielleicht blutigen Kampf, aber wir werden ferne von demselben bleiben und ihm nur als einfache Zuschauer beiwohnen; Niemand wird die Hand ahnen, welche das Feuer an die Mine gelegt hat."

„Wie hoffen Sie, daß dieses ausgeführt werden kann?"

„Dies soll Ihnen alles später erklärt werden; haben Sie jetzt die Güte mir Schreibzeug zu geben." Der Vicomte öffnete seinen Schreibtisch, wo sich alles Nöthige befand.

Marescot schrieb einen Brief, versiegelte ihn und zeigte dem Vicomte die Adresse:

„An Madame Baronesse Chevillard, No. 15 Straße der Petites-Ecuries."

„Die Baronin wird diesen Brief morgen gegen zwei Uhr empfangen," sagte Marescot, „und an demselben Tage von 4 Uhr an wird der Baron sich in einer solchen Verlegenheit und in solchen Zweifeln befinden, daß er sich unmöglich um uns,

ja selbst nicht um die Erbschaft bekümmern kann. Das Drama ist dann bereits gesäet und wir haben nur ruhig abzuwarten, bis wir die Ernte einheimsen können."

Als ihn der Vicomte mit einem Blicke der Bewunderung anschaute, fuhr Marescot mit ganz besonderer Betonung fort: „Sie werden wohl einsehen, daß für mich die Rolle eines Geprellten keine passende wäre und daß es ein gefährliches Unternehmen ist, mich hintergehen zu wollen."

„Was? Wie? Ich verstehe Sie nicht," sagte der Vicomte, welcher plötzlich beunruhigt wurde.

„Herr Vicomte, ich wäre begierig zu erfahren aus welchem Grunde Sie den Notär Blandin gebeten haben, sich von heute an damit zu beschäftigen, das ganze Vermögen Ihrer Zukünftigen in Werthpapiere zu verwandeln."

„Ich?" rief der Vicomte, „ich habe nie etwas derartiges gesprochen."

„Sind Sie dessen ganz sicher?"

„Ich kann es bestätigen mit meiner Ehr —"

Marescot unterbrach ihn mit einer Handbewegung, worauf er ein Papier aus seiner Tasch zog.

„Hier," sagte er, es demselben vorhaltend, „hier ist die Copie Ihres Briefes an Herrn Blandin."

Der Vicomte warf einen Blick auf das Schreiben und stand da wie versteinert.

„Das wundert Sie," ergriff Marescot nach längerem Schweigen wieder das Wort: „Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich Ihnen bei unserm ersten Zusammentreffen das Testament der alten Herzogin brachte, denn wenn ich eine Sache angreife, so entgeht mir nichts; versuchen Sie deshalb dieses Spiel nicht mit mir, ich warne Sie."

„Mein Herr," sagte endlich der Vicomte, der sich schämte wie ein Schulbube behandelt zu werden, „Sie nehmen einen Ton an —"

„Schätzen Sie sich glücklich, daß ich nur in diesem Tone mit Ihnen spreche."

Darauf zeigte er ihm die an seiner Uhrkette hängende Berlocke.

„Was sagen Sie zu diesem miscroscopischen Siegel? derselbe ist von Platina, die Arbeit daran ist unübertrefflich, nicht wahr?"

„Sehr hübsch, aber —"

„Nun, wenn die Spitze dieses kleinen Siegels nur das Oberhäutchen ritzt, so ist dies der Tod, ein wie durch den Blitz ähnlicher Tod."

Er fuhr fort: „Untersuchen Sie den Smaragd dieses Ringes. Dieser Smaragd endigt in einer Spitze anstatt in einer Fasette. Wie der Zahn der Viper ist dieser Smaragd ausgehöhlt und durch einen sinnreichen Mechanismus giebt er bei dem Drucke ein tödtliches Gift von sich. Will ich mich eines Feindes entledigen, so brauche ich nur den Ring zu drehen, seine Hand in die meinige zu drücken, die Spitze des Smaragds dringt in das Fleisch und durch das dann eindringende Gift fällt der Mensch todt nieder."

Er sah dem Vicomte fest in's Auge; „nun, Herr Vicomte, ich habe einen Augenblick daran gedacht, den Tag ausfindig zu machen, an welchem Sie mit Ihren 20 Millionen Paris verlassen wollten, um mich Ihnen mit der freundschaftlichsten Miene vorzustellen und Ihnen die Hand mit meinem Ringe zu drücken."

Herrn d'Hasty überlief es eiskalt bei dem Gedanken an die Gefahr, welche er gelaufen war. Marescot erhob sich.

„Also darüber sind wir einverstanden," sagte er, „daß unsere Verbindung nur noch zwei Mitglieder zählt, und ich glaube, daß Sie nun nicht mehr daran denken, diese Zahl ferner zu reduciren. Auf Wiedersehen, Herr Vicomte, und vergessen Sie nicht, daß ich zu jeder Zeit dasselbe mit Ihnen thun kann, was mit Leon Saurel geschah."

„Teufel!" murmelte Herr d'Hasty als er allein war, „das ist ein furchtbarer Bundesgenosse."

Er war eben damit beschäftigt noch einige Papiere in seinem Schreibtisch zu ordnen, als man an die Thüre klopfte.

„Eingetreten!" rief er, indem er glaubte es sei sein Diener.

Es trat Jemand ein, aber der Vicomte achtete nicht darauf, sondern fuhr fort seine Papiere zu ordnen, worauf er den Schreibtisch schloß.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Guten Tag, Pitard!"

Bei diesem Namen taumelte Herr d'Hasty zurück, als wenn ihn ein Blitzschlag getroffen hätte; sich dann umdrehend erbleichte er bei dem Anblick Desjenigen, welcher ihm diesen fremden Namen gegeben hatte. Es war Hartmann, das Modell.

Der Deutsche schloß die Thüre doppelt und sagte, zu Herrn d'Hasty zurückkehrend: „Nun, Herr Vicomte, jetzt zu einer Erklärung zwischen uns!"

XVIII.

„Diesen Besuch haben Sie wohl nicht erwartet, Herr Pitard?“ sagte Hartmann nach einem Augenblicke des Schweigens.

„Mein Herr,“ rief der Vicomte, „ich weiß nicht was Sie mit dem Namen Pitard wollen.“

„O, geben Sie sich keine Mühe ferner noch Comödie mit mir spielen zu wollen, denn Sie sind soeben gar zu verständlich aus der Rolle gefallen. Ich gestehe ein, daß Sie sich so verändert haben, daß Sie am Ende selbst an die Illusion glauben. Pitard hatte das Aeußere und Benehmen eines gewöhnlichen Abenteurers, der Vicomte d'Hasty dagegen hat die Manieren eines vollkommenen Gentlemans und was noch wunderbarer ist: Pitard war blond und die Haare des Herrn Vicomte d'Hasty sind vom schönsten Braun. Sie konnten sich schon deshalb dem Gedanken hingeben, daß ich Sie nicht wieder erkennen würde, als uns der Zufall bei dem Maler Balthasar zusammenführte; aber ich habe gar zu gewichtige Gründe, Sie in meinem Gedächtniß zu behalten und habe ich Sie sofort wieder erkannt.“

Als der Vicomte in einem verächtlichen Schweigen verharrte, fuhr Hartmann fort: „Da Sie es so wünschen, muß ich wohl Ihrem Gedächtnisse ein wenig nachhelfen, indem ich Ihnen die Geschichte Pitards erzähle.“

Der Vicomte sah auf seine Uhr. Er hatte seine ganze Kaltblütigkeit und Zuversicht wieder gewonnen.

„Ich habe nur noch zehn Minuten Zeit, beeilen Sie sich deshalb.“

„Diese Geschichte geht bis auf acht Jahre zurück,“ begann nun Hartmann, der plötzlich sehr ernst geworden war, „und ereignete sich in Californien, dem Lande der Goldminen mit seinen häufigen Vermögenswechseln und blutigen Dramas. Dort befinden sich der Auswurf und die Abenteurer aller Nationen; der Held und zu gleicher Zeit der Schrecken dieser Bevölkerung war damals ein junger Mann, der sein Leben in den Kneipen und Spielhäusern verbrachte und jede Nacht irgend eine Gewaltthat verübte. Wenn er sich an einen Spieltisch niedersetzte, legte er einen Haufen Gold auf die eine Seite, einen Revolver auf die andere und es verging selten eine Nacht, daß er nicht den Revolver entlud. Dieser junge Mann, ein hübscher Bursche, der das Gold mit vollen Händen ausstreute, nannte sich Pitard.“

„Weiter,“ sagte der Vicomte d'Hasty.

„Derselbe war ein Franzose und hatte sein Vaterland verlassen, um den Händen der Gerechtigkeit zu entgehen. Ich wohnte damals in San Franzisco, wo ich mit meiner Frau, einer jungen und schönen Italienerin, eines der luxuriösesten und besuchtesten Kaffeehäuser der Stadt hielt; auch ich hatte sieben Jahre früher Paris verlassen müssen, wegen einer Sache, welche sonderbarer Weise in directer Verbindung mit Ihren Projekten steht. Dies mag Ihnen unglaublich scheinen, doch könnte ich Ihnen mit einem Worte beweisen, daß es nur von mir abhängt, ob sich Ihre Träume realisiren oder daß diese 20 Millionen sich wie ein Rauchwölkchen verziehen.“

Bei Nennung der Ziffer 20 Millionen warf der Vicomte einen verwunderten Blick auf Hartmann. Dieser fuhr weiter: „Eines Tages als ich mit einigen meiner Gäste im Café plauderte, höre ich in der Ferne einen Lärm. Ich lausche, das Getöse näherte sich rasch und als wir nach der Ursache forschen wollten, erschien plötzlich ein junger Mann unter uns, mit flammendem Auge, mit verwirrtem Haar und in jeder Hand einen Revolver. Auf den Fersen folgte ihm eine wüthende Menge, die in das Café stürzte, heulend, brüllend, Alles im Wege zertrümmernd, mit dem steten Rufe nach dem Lynchgesetz, diesem furchtbaren Todesurtheil, vor welchem die stärksten Herzen erzittern. Die Menge war nur noch drei Schritte von dem Unglücklichen entfernt und schon streckten sich zwanzig Arme nach ihm aus, als ein furchtbarer Knall ertönte.

„Der Flüchtling hatte mit den beiden Revolvern auf seine Feinde gefeuert und zwei Männer wälzten sich im Blute auf dem Boden; nach einem Augenblicke Stillstandes warf sich das Volk aufs Neue gegen sein Opfer, aber wieder fielen zwei Schüsse, gefolgt von noch zweien, wodurch selbst die Kühnsten zurückgeschreckt wurden.

„Jetzt aber fielen mehrere Schüsse aus der Menge und der junge Mann stürzte mit einer Kugel in der Brust nieder. In seiner Wuth wollte ihn das Volk durch die Straßen schleppen, um ihn außerhalb der Stadt aufzuhängen, aber es gelang meinen Bitten und denen meiner Frau die Männer zu bewegen, ihn liegen zu lassen; Jedermann war übrigens überzeugt, daß er todt sei.

„Dies war jedoch nicht der Fall; einige Tage später war er schon außer jeder Gefahr und in Folge unserer aufmerksamen Verpflegung bald wieder ganz hergestellt.

„Nun, Herr Vicomte, dieser junge Mann, den wir auf so wunderbare Weise vor einem fürchterlichen Tode retteten, war Pitard.

„Pitard hatte versucht eine Frau auf offener Straße zu entführen, unter den Augen des ganzen Volkes, und da der Mann auf das Schreien seiner Frau ihr zu Hülfe eilen wollte, so schoß er mit seinem Revolver auf ihn, und die erste Kugel streckte ihn schon todt nieder; dies war die Ursache weshalb ihn das Volk lynchen wollte."

„Gestehen Sie ein, daß derselbe nicht gestohlen hat."

„Ich habe es seitdem gar oft bereut, daß ich der Gerechtigkeit des Volkes nicht ihren Lauf ließ, aber wie es nun eben dort bei der zusammengewürfelten Menge der Fall ist, das Volk hatte bald die Verbrechen des Abenteurers vergessen und derselbe bewegte sich wieder ganz frei in San Franzisco.

„Seit diesem Tage besuchte er täglich unser Café und zeigte mir und meiner Frau die lebhafteste Dankbarkeit.

„Ungefähr einen Monat nach diesem Drama war ich gezwungen San Franzisco zu verlassen, um einige Geschäfte, zwanzig Meilen von der Stadt abzumachen.

„Meine Abwesenheit dauerte fünf Tage.

„Ich kam voller Freude zurück, denn ich hatte ein Vermögen erworben und wir standen auf dem Punkte Californien zu verlassen und uns nach Deutschland zu begeben. Mich unserer Wohnung nähernd, war ich nicht wenig verwundert, dieselbe geschlossen zu sehen; von einer trüben Ahnung ergriffen, stürze ich durch eine offen gelassene Thüre in dieselbe, ich rufe, ich durchlaufe das Haus von oben bis unten, ich höre nichts, ich finde Niemand. Endlich entdecke ich einen Brief, der mir meine trübe Ahnung bestätigte; meine Frau war mit Pitard entflohen und sie hatten mein ganzes Vermögen mitgenommen."

„Das war ein schlechter Streich; aber Sie müssen eingestehen, daß dieser Teufelskerl Pitard vieles Glück hatte."

„Alle meine Nachforschungen blieben erfolglos und nach Verlauf einiger Monate glaubte ich sie beide in Europa, als ich erfuhr, daß Pitard allein Californien verlassen hatte, nachdem er vorher seine Mätresse ermordete, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Ich beweinte die Unglückliche, welche ich so sehr geliebt hatte und die für ihren Fehler so grausam bestraft worden war; darauf kehrte ich nach Frankreich zurück, wohin mich zwei Hoffnungen zogen. Diejenige: einen von mir begangenen Fehler wieder gut zu machen, dessen Andenken mich stets verfolgte und dann Diejenige: Pitard aufzufinden, um meine Entehrung und den Tod Paulinens zu rächen. Und jetzt glaube ich Ihnen genug gesagt zu haben, um Sie zu überzeugen, daß Pitard und der Vicomte d'Hasty ein und dieselbe Person sind?"

„Nicht im Geringsten."

„Da dies so sehr schwierig ist, so werde ich Jemand zu Hülfe rufen müssen, der die Gabe hat Sie zu überzeugen."

„Und wer soll dies sein."

„Der kaiserliche Staatsprocurator, der sich freuen wird mit Ihnen über ein Urtheil zu sprechen, wodurch ein gewisser Peter Pitard zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde."

Bei diesen letzten Worten erhob sich der Vicomte, der bis dahin lächelnd zugehorcht hatte und machte eine Bewegung um sich auf Hartmann zu stürzen. Aber dieser schien darauf vorbereitet zu sein und mit einem Messer in der Hand, das er rasch aus der Tasche gezogen hatte, erwartete er den Vicomte.

„Ah!" sagte er, „ehe ich zu Ihnen kam, habe ich Vorsichtsmaßregeln ergriffen."

Es entstand ein längeres Schweigen, das der Vicomte endlich mit den Worten unterbrach:

„Und was ist der Schluß von allem diesem, es ist Geld, nicht wahr? Wie viel wollen Sie, um mich Ihres Schweigens zu versichern?"

„Nichts."

„Wie?"

„Ich verlange nur zwei Sachen."

„Welche?"

„Zuerst daß Sie Ihrer Absicht entsagen, Fräulein Jane von Rougemare zu heirathen."

„Niemals!"

„Ferner, daß Sie Leon Saurel wieder auffinden; denn ich bin überzeugt, daß Sie bei dessen Verschwinden eine Hand im Spiele hatten."

„Kennen Sie denn diesen Leon Saurel ebenfalls?"

„Wenn derselbe wieder erschienen ist, wenn

derselbe der Gemahl des Fräuleins Jane von Rougemare geworden ist, dann mache ich mich verbindlich, Pitard für todt und begraben zu betrachten. Fräulein von Rougemare soll sich am 22. dieses Monats verheirathen und wenn sie an diesem 22. nicht Madame Saurel wurde, so werden Sie sicherlich am 23. verhaftet. Leben Sie wohl, Herr Vicomte, wenn Sie mich zu sprechen wünschen, so diene Ihnen, daß ich Straße de Nevers No. 9 wohne." Darauf entfernte er sich.

Als er sich wieder allein befand, murmelte der Vicomte: „Du weißt zu viel, mein guter Mann, und verlangst zu viel, das wird Dir Unglück bringen."

XIX.

Leon Saurel berechnete, daß acht Tage verflossen sein müßten, seit er in sein Gefängniß geworfen worden war. Dieses Gefängniß war so finster, so vollständig überall geschlossen, daß auch nicht der geringste Schein hineindringen konnte und der Unglückliche keine Idee mehr hatte, von dem Uebergange vom Tag zur Nacht; seine Zeitberechnung war sonach eine sehr mangelhafte und beschränkte sich auf Bemerkungen, deren Gefangene sich bald zu bedienen lernen.

Während eines ganzen Tages hatte er sich allein geglaubt, verlassen in einem Hause und vielleicht zum Hungertode verurtheilt. Im Finstern umhertappend hatte er dann seine Gruft durchforscht, in der Hoffnung eine Thüre, eine Spalte oder irgend eine Oeffnung zu finden, die ihm mit Hülfe seiner Energie und Geduld Hoffnung auf die Flucht geboten hätte; endlich fand er eine Stiege, er kletterte zehn Stufen hinauf und seine Hände berührten eine Thüre, aber dieselbe war so fest in allen ihren Theilen in die Steine gefügt, daß er auch nicht den geringsten Zwischenraum entdecken konnte, um dieselbe anfassen zu können. Er schlug mit den Füßen und den Fäusten dagegen, aber sie gab einen so schweren Ton von sich, daß sie ihm eben so solid erschien als die Mauer selbst.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß hier bis ins Kleinste gehende Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, dachte er an einen andern Versuch; er fing an laut zu schreien, in der Hoffnung, daß dies von einem Vorübergehenden oder in einem benachbarten Hause gehört würde, oder auch daß ein Wächter ihm Schweigen geböte; im letzteren Falle war er entschlossen, sich auf denselben zu werfen, ihn niederzuschlagen und zu entfliehen.

Aber man ließ ihn klopfen und schreien.

Nach ungefähr 24 Stunden hörte er Schritte; das Haus mußte sonach bewohnt sein.

Mit Anstrengung seiner ganzen Geisteskräfte gelang es ihm dann, durch die Art der Geräusche, die zu ihm drangen, die Stunden der Mahlzeit zu erkennen und dadurch wieder den Morgen, den Abend und die Nacht zu erfahren und nach diesem berechnete er die bereits verflossene Zeit. Er spähte lange auf die Thüre, mußte sich aber schließlich überzeugen, daß dieselbe nie geöffnet wurde und daß das Brod und Wasser ihm durch eine Oeffnung im Plafond zukam.

Er war also ganz hilflos in den Händen der Elenden, welche ihn entführt hatten und glaubte die Lösung seiner Zukunft bestehe nur in den beiden Fragen: ob ihn dieselben tödten würden oder ob sie ihn nach dem Tode Janes und der Theilung der Millionen in Freiheit setzten. Sobald ihm der Gedanke vorschwebte, daß Jane durch diese Elenden gemordet würde, begann er wie ein Löwe zu wüthen und endigte damit wie ein Kind zu weinen. Gegen das Ende des achten Tages seiner Gefangenschaft, also eilf Tage nach dem Tode der Herzogin von Rougemare und nur vier Tage vor dem Zeitpunkte, welcher von derselben für die Trauung Janes festgesetzt war, lag Saurel wieder auf dem Boden seines Gefängnisses mit dem Ohre an der Thüre, als er zwei Stimmen hörte; es war die Stimme einer Frau und die Stimme eines Kindes. Eine Frau! ein Kind! Die mußten doch Gefühl, Herz, Mitleiden haben; eine letzte Hoffnung drang in seine Seele und belebte sein ganzes Wesen.

Die Frau gab dem Kinde Befehle und aus einigen Worten lernte Saurel, daß dieselbe im Begriffe war, auszugehen.

Er zitterte vor Freude bei dem Gedanken, daß das Kind allein bleibe, daß er mit demselben vielleicht sprechen und einige Erkundigungen einziehen könne.

Er wartete noch geduldig eine halbe Stunde, als er aber dann kein Geräusch, keine Stimme mehr hörte, war er überzeugt, daß sich das Kind allein befand.

Zuerst schlug er leise an die Thüre, dann etwas stärker, dann rief er: „Mein Kind, komme näher, ich bitte Dich, und höre mich an!"

Das Kind antwortete nicht.

Saurel klopfte abermals und erneuerte seine Bitte.

Darauf hörte er, wie sich Schritte der Thüre näherten, die aber in einiger Entfernung still standen.

„Komme noch näher, ich bitte Dich, mein Kind," sagte Saurel.

„Ich kann nicht," antwortete das Kind.

„Was hindert Dich daran?"

„Ich bin angefesselt."

„Weshalb? Warst Du ungehorsam gegen Deine Mutter?"

„O die Gotton ist nicht meine Mutter."

„Wer ist denn diese Gotton?"

„Es ist ein böses Weib, welches mich schlägt, mich Tag und Nacht am Fuße angebunden hält, mir nur Wasser und trocknes Brod giebt und die stets sagt, daß sie erst dann glücklich sein wird, wenn sie mir einen Flügel entzwei geschlagen habe."

„Großer Gott," murmelte Saurel, „wo bin ich und was mag dies alles zu bedeuten haben." Darauf frug er weiter: „Bist Du allein hier mit dieser Frau?"

„Nein, es sind noch zwei Männer da, die Isidor und Carcasson heißen, aber häufig ausgehen. Dieselben befehlen der Gotton stets da zu bleiben, aber dieselbe geht oft fort, um Branntwein zu holen."

„Sage mir, mein Kind, wo wir uns befinden."

„In einem kleinen alleinstehenden Hause, inmitten einer großen Ebene."

„Kennst Du den Namen dieser Ebene?"

„Ich habe ihn nennen hören; man heißt sie die Ebene von Montrouge."

„Weißt Du, wer mich hierhergebracht hat?"

„Isidor und Carcasson."

„Aber wie kommt es, daß Du Dich bei diesen Leuten befindest, da sie doch nicht Deine Eltern sind."

„Sie haben mich gewaltsam aus dem Walde geraubt, wo ich mit Papa und Mama spazieren ging."

Saurel schlug sich an die Stirne; er erinnerte sich an die Entführung des kleinen Albert von Savignac.

„Sage mir, mein Kind," frug er mit vor Aufregung bebender Stimme weiter, „heißt Du nicht Albert?"

„Ja, mein Herr."

„Dein Vater ist der Graf von Savignac?"

„Ja, mein Herr."

„Nun, mein liebes Kind, so laß uns Gott anflehen, daß ich von hier befreit werde; wir wollen zu diesem Zwecke unsere Kräfte vereinigen und in zwei Stunden nach meiner Befreiung, wirst Du Deine Mutter wieder sehen."

„Meine Mutter," schluchzte das Kind, „ich habe sie wieder gesehen seit ich hierhergebracht worden bin."

„Wie, Du hast Deine Mutter gesehen! aber wo?"

„Hier in diesem Hause."

„Und sie hat Dich hier gelassen?"

„O, sie hat mich nicht gesehen."

„Warum hast Du nicht geschrien; warum hast Du sie nicht gerufen?"

„Ich wagte es nicht; ich sah sie von Weitem mit Papa kommen und stieß einen Freudenschrei aus, aber die Gotton hat mich so geschlagen, daß ich schwieg und darauf haben sie von dem getheerten Dache gesprochen, welches dieses Haus bedeckt und da habe ich verstanden, daß es ein Doppeldach ist, dessen man sich früher bediente, um Tabak zu verbergen und daß es unmöglich sei, uns dort aufzufinden. Dorthin haben sie mich gebracht und sich auch alle drei verborgen und Carcasson drohte, daß wenn ich schreien würde, er Mama mit einer Pistole, die er in der Hand hielt, tödten werde. Darauf sind Papa und Mama in das Haus getreten und haben mich überall gesucht, worauf sie wieder fortgingen. Ich habe viel geweint, aber ganz leise, daß Mama nicht getödtet würde."

„Höre, mein Kind; weiß Du wo sich der Schlüssel zu dieser Höhle befindet?"

„Carcasson nimmt ihn jeden Tag."

„So muß also diese Höhle irgend eine Oeffnung haben, welche man in aller Eile verstopfte, um jeden Fluchtversuch von mir zu vereiteln."

„Ja, ja, es besteht eine solche Oeffnung."

„Sage mir, wo sich dieselbe befindet, ich werde bald dadurch meine Freiheit wieder gewinnen und Dich in die Arme Deiner Mutter zurückbringen."

„O, mein Herr, welches Glück wäre dieß! — suchen Sie am Fuße der Mauer, gerade der Thüre gegenüber nach einem eisernen Ringe."

„Gut und dann?"

„Dann suchen Sie auf der linken Seite."

Hier schwieg das Kind plötzlich und Saurel hörte einen schweren Schlag, gefolgt von einem Schmer-

zensschrei, darauf verdoppelten sich die Schläge und die durchdringenden Schmerzensrufe des Kindes machten das Blut in Leons Adern gerinnen.

„Ah, Krüppel" schrie zu derselben Zeit eine rauhe und heisere Weiberstimme. „Ah Du willst uns verrathen! Dein Maaß ist nun voll und heute werde ich mir noch das Vergnügen machen, Dir eine Tatze zu zerhauen!"

Die Schreie des Kindes waren so herzzerreißend, daß Saurel an allen Gliedern erbebte, überzeugt, daß das Scheusal seine Drohung ausführen werde.

XX.

Nachdem er einen Augenblick an die Möglichkeit gedacht hatte, aus seinem Gefängnisse entfliehen und Jane noch retten zu können, sah Saurel nun plötzlich jede Hoffnung abgeschnitten und keine Aussicht zur Flucht mehr vorhanden. Er warf sich in eine Ecke seines finstern Gefängnisses nieder, sich seiner Verzweiflung hingebend.

Er mochte wohl einige Stunden so gelegen haben, als er das Bedürfniß fühlte seine Lage zu verändern. Bei dieser Bewegung stieß sein Kopf auf einen harten Körper, wodurch er nicht unerheblich verletzt wurde.

In diesem Körper erkannte er den eisernen Ring, von dem das Kind gesprochen hatte.

Auf die freilich unverläßliche Angabe desselben gestützt, untersuchte er nun die Mauer, in der Hoffnung endlich die Oeffnung zu finden, welche erst einige Tage und zwar unvollkommen geschlossen sein konnte.

Während der Gefangene sich nun mit aller Vorsicht an die Ausführung machte, wurde die Aufmerksamkeit der Banditen unten durch ein Ereigniß in Anspruch genommen.

Dieselben empfingen einen Besuch.

Es mochte kaum 4 Uhr des Morgens sein; der Tag begann eben zu grauen.

„Nun was macht unser Gefangener?" fragte der Neuangekommene.

„Welcher?"

„Derjenige, welcher mich am meisten interessirt, Leon Saurel."

„Brav wie ein Heiligen Bild," antwortete Carcasson.

„Er könnte sich auch höchstens den Kopf an den Mauern zerschellen," sagte Isidor, „etwas anders sehe ich nicht ein, was er thun könnte."

„Er muß noch drei Tage hier verbleiben."

„O fürchten Sie nichts, er ist wohl verwahrt."

„Obwohl ich keine Befürchtung habe, dachte ich doch an eine Vorsichtsmaßregel, die mich vollständig beruhigen würde."

Dabei zog er ein Fläschchen aus der Tasche.

„Schüttet den ganzen Inhalt in sein Trinkwasser und er wird dadurch drei Tage vollständige Ruhe bekommen, das heißt er wird so lange schlafen."

„Und — weiter nichts?" fragte Carcasson beunruhigt, „denn sehen Sie, einen Menschen kurze Zeit auf die Seite zu schaffen, macht mir nichts aus, aber ihm zur Ader zu lassen, nie! Dies führt zu weit, das heißt zu hoch."

„Das Fläschchen enthält nur eine starke Mohnabkochung; drei Tage Schlaf das ist Alles."

„Dann bin ich damit einverstanden."

Seit der Vicomte eingetreten war, hatte sich der Blick der Gotton fest auf ihn geheftet und ihre großen schwarzen Augen schienen Flammen zu sprühen.

„Gebt mir das Fläschchen, das geht mich an," sagte sie, die Hand ausstreckend.

Der Vicomte überreichte ihr dasselbe, ohne das Weib auch nur anzusehen.

„Vergeßt also nur meine Anordnung nicht," sagte d'Hasty zu ihr; „mein Vermögen, meine Zukunft, mein ganzes Leben hängt davon ab."

„Nicht mehr als das?" fragte die Gotton mit eigenthümlicher Betonung und den Blick immer noch auf Herrn d'Hasty gerichtet. Nach einigem Nachdenken fuhr sie fort: „Ja, ich sehe wohl ein, es wäre dies ein großes Unglück für Sie."

„Ihr sollt dafür auch gebührend belohnt werden," sagte der Vicomte; „in einigen Tagen werde ich zurückkehren und jedem von Euch 1000 Francs geben."

„Geben Sie nichts auf Abschlag?" fragte Isidor.

„Nein, aber ich biete Euch Gelegenheit, noch weitere tausend Francs zu verdienen."

„Das läßt sich hören."

„Findet Euch beide morgen Abend in der Straße Nevers ein, neben der Neuen Brücke."

„Um welche Zeit?"

„Eilf Uhr."

„Einverstanden!"

Der Tag brach rasch herein und der Herr Vicomte beeilte sich, das Haus wieder zu verlassen.

Während dieser Zeit fuhr Saurel in seinen Untersuchungen weiter; mit Hülfe eines kleinen

Stückchens Eisen, welches er auf dem Boden gefunden hatte, sondirte er alle Theile der Mauer, leise anklopfend und mit der größten Aufmerksamkeit lauschend, aber überall war der Ton derselbe, nämlich dumpf, anzeigend daß sich Erde hinter den Steinen befand.

Er war nahe daran einen Freudenschrei auszustoßen, als sich ein heller klingender Ton vernehmen ließ; der Ausweg mußte also hier sein, er schlug mehrere Male auf den Umkreis von ungefähr zwei Fuß und erhielt immer denselben Ton, es konnte sonach nur eine dünne Scheidewand hier sei. Mit den Fingern suchte er die Umrisse der Backsteine, worauf er sich daran machte, den Cement dazwischen zu entfernen, wozu ihm das gefundene Stückchen Eisen ein kostbares Hilfsmittel gab.

Nach zwei Stunden hatte er bereits einen ganzen Backstein losgelöst.

Seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, denn zwanzigmal hatte er seine Arbeit verlassen, um das Ohr an die Thüre seines Gefängnisses zu legen und sich zu überzeugen, daß die Banditen noch immer ihr Gespräch fortführten.

Nach zehnstündiger mühseliger Arbeit und unaussprechlicher Bangigkeit war es ihm gelungen sechs Backsteine loszulösen. Er ruhte nun aus um die Zeit zu berechnen, denn davon hing der Erfolg seines Fluchtversuches ab. Nur während der Nacht konnte er es wagen die Steine zu entfernen, indem andernfalls die gemachte Oeffnung den Augen der Banditen sicher nicht entgangen wäre. Außerdem konnte er es auch nur während der Dunkelheit wagen, über die Ebene zu eilen, da seine Wächter dieselbe mit einem Blicke übersehen konnten.

Er dachte wohl, daß sich der Tag seinem Ende zuneige, aber er konnte sich um eine oder zwei Stunden täuschen und zitterte bei dem Gedanken, daß durch diesen Irrthum der Tod Janes erfolgen könnte.

Er hielt es schließlich für das Beste, noch einige Zeit zu warten und legte sich wieder an der Thüre nieder, um zu lauschen.

Die beiden Männer plauderten noch, aber das Weib nahm keinen Antheil an dem Gespräche.

„Ist das Wasser zubereitet?" fragte sie einer der Banditen.

„Ich bin eben daran," antwortete sie.

„Das dauert aber lange."

„Dazu ist auch Zeit nöthig."

„Beeile Dich, denn es ist Zeit sich niederzulegen!"

Saurel sprang in die Höhe.

„Es ist also Nacht," murmelte er, „und bald werden sie eingeschlafen sein. Ich muß sonach noch eine Stunde Geduld haben."

Bald darauf hörte er das Guckfensterchen öffnen, durch welches ihm das Wasser und das Brod zukam. Die Lebensmittel wurden wie gewöhnlich herabgelassen, worauf sich die Oeffnung wieder schloß.

Er wartete noch eine Stunde, die ihm wie ein Jahrhundert vorkam; doch auch sie verfloß endlich.

Nun näherte er sich mit klopfendem Herzen dem Gange, selbst den Athem zurückhaltend, aus Furcht er möge ihn verrathen; dann stieß er die abgelösten Backsteine hinab.

Die leichte Mauer gab nach unter dem vorsichtigen Drucke, bis sie endlich zusammenfiel.

Dies war für Saurel ein Augenblick unaussprechlicher Freude.

Er hatte sich also nicht getäuscht, ein frischer Luftzug spielte um sein Gesicht, vor ihm entrollte sich die Ebene und er konnte den Himmel mit seinen Millionen Sternen sehen.

In dem Uebermaß seines Glückes hielt er sich einen Augenblick ruhig, dann aber trat das Bild Janes vor ihn.

„O," murmelte er, „Gott sei es gedankt, jetzt ist sie gerettet." Er erhob sich und steckte den Kopf durch die Oeffnung — blieb aber wie versteinert stehen.

„Halloh, will man auf diese Weise das Haus armer Leute verlassen?" rief eine höhnische Stimme. Es war die Stimme Carcassons.

„Das ist der Dank, wenn man gegen solche Leute Gastfreundschaft übt," fügte Isidor bei.

„Vorwärts, schicke ihn in seine Nische zurück!"

In demselben Augenblick empfing der unglückliche Saurel einen so heftigen Fußtritt auf den Kopf, daß er bis in die Mitte seines Gefängnisses zurückfuhr.

Dort lag er lange Zeit besinnungslos. Als er wieder zu sich kam, konnte er sich an nichts mehr erinnern, verspürte aber einen heftigen Schmerz am Kopfe und einen großen Durst.

Er suchte nach seinem Wasserkruge und trank eine große Quantität daraus. Indem er den Krug wieder auf den Boden niedersetzte, ließ sich

ein Geräusch vernehmen, als ob derselbe einen Kiesel berührt hätte.

Er suchte aufmerksam nach und fand einen Gegenstand, der sich höchstens eine Stunde daselbst befunden haben konnte, denn zwanzigmal waren wohl seine Hände über die Stelle gefahren, wo er stets das Wasser und sein Brod fand.

Er ergriff den Gegenstand, er glaubte zu träumen, worauf er einen Schrei der Verwunderung ausstieß: „So hat Gott endlich Mitleid mit mir gehabt!“ flüsterte er.

XXI.

Die Straße Nevers, eine der letzten Reste des alten Paris, ist eine enge und feuchte Passage, in die nie ein Sonnenstrahl gedrungen ist; dieselbe beginnt am Quai Conti und endigt jenseits der Straße d'Anjou-Dauphine.

Durch die Strahlen des Mondes wurde der obere Theil hell erleuchtet, während unten in der Straße das tiefste Dunkel herrschte. An einer Mauer lehnten zwei Männer, in der Finsterniß unbemerkbar, die bereits seit einer Stunde dorten auf etwas zu warten schienen und ihre Gegenwart weder durch ein Wort noch eine Bewegung kund gaben.

Endlich trat ein Mann in die Straße Nevers und wandte sich gegen die beiden Individuen; vorsichtig hielt er sich einige Schritte von denselben entfernt und wartete.

„Nur keine Furcht, Herr Vicomte, wir sind's,“ sagte einer der beiden Männer mit heiserer Stimme.

„Euere Namen?“

„Isidor und Carcasson.“

Sich den Banditen nähernd, sagte Herr d'Hasty: „Vor Allem, was bringt Ihr für Neuigkeiten von Saurel?“

„Ganz gute,“ antwortete Carcasson mit cynischem Lachen; „derselbe hat ein äußeres und inneres Beruhigungsmittel empfangen, wie man im Hospital sagt, und seitdem ist er geduldig wie ein Lamm.“

„Und das Kind?“

„Ist ein wahrer Engel, nur daß beinahe nichts von ihm übrig bleibt; daß es blaß wird wie der Tod und daran ist verrückt zu werden; es hält ihm eben schwer sich an die Hausordnung der Gotton zu gewöhnen, die im Grunde genommen ein ausgezeichnetes Wesen aber etwas strenge mit den Kindern ist.“

„Ganz gut; hört mich jetzt beide aufmerksam an: Seht Ihr dort jene kleine Thüre?“

„Ganz genau.“

„Durch diese wird der Mann treten, wegen dem ich Euch hierherbeschieden habe.“

„Was soll mit ihm geschehen?“

„Ihn gehen lassen.“

„Pah!“

„Und ruhig seine Wiederkehr abwarten.“

„Und dann.“

„Dann durchsucht Ihr ihn, nehmt ihm alle seine Papiere ab und bringt sie mir.“

„Wohin?“

„An die neue Brücke bei der Statue Heinrich des Vierten.“

„Ah!“

„Die Gegend scheint Euch dort nicht zu gefallen!“

„Es sind zu viele Laternen dort.“

„Was weiter?“

„Nun, am Ende hat jeder seine eigenen Liebhabereien; wir gleichen den hübschen Frauen, denen das allzuhelle Licht nicht günstig ist.“

„Ihr müßt Euch trotzdem demselben auf zwei Minuten aussetzen, das heißt während der Zeit, um die Papiere die Ihr dem Manne abnehmen werdet gegen die tausend Francs auszutauschen, welche ich Euch versprochen habe.“

„Aber wenn unser Client Schwierigkeiten machen sollte, bei der Auslieferung seiner Papiere?“

„Gleichviel ob er solche macht oder nicht, plaudern wird er doch nachher; deshalb scheint es mir am besten zu sein —“

„Ihm den Dudelsack durchzuschneiden und dadurch das Pfeifen zu verhindern?“

„Und da dadurch größere Gefahr für Euch entstände, wäre ich gerne bereit, das Doppelte der versprochenen Summe zu zahlen.“

„Also zwei Noten zu tausend Francs! Genug gesagt, das ist nicht in das Ohr eines Blinden gefallen.“

„Ich aber halte dabei nicht mit,“ sagte Carcasson.

Isidor zupfte seinen Kameraden an der Jacke, dieser verstand das Zeichen und schwieg.

„Ich sage Ihnen, die Sache ist so gut wie abgemacht,“ bemerkte Isidor dem Vicomte.

„Vielleicht ist er schon ausgegangen,“ sagte dieser; dabei richtete er seine Blick auf die obern Etagen des Hauses das er den beiden Banditen

bezeichnet hatte. In demselben waren zwei Fenster beleuchtet, eins der vierten Etage und eins der fünften, ein Mansardezimmer unter dem Dache.

„Eine von diesen beiden ist seine Wohnung," sagte Herr d'Hasty.

„Dann muß es im vierten Stocke sein," bemerkte Isidor, „denn in der Mansarde wohnt der Vater Mathäus, ein öffentlicher Schreiber, der meine Liebescorrespondenz führte, als ich noch in diesem Quartier wohnte."

„Der ist es nicht; der Mensch mit dem wir es zu thun haben, heißt Hartmann: es ist eine Person von ungefähr fünfzig Jahren, deutschem Aussehen und grauem Barte; betrachtet ihn genau, damit Ihr ihn bei seiner Rückkehr wieder erkennt. Beobachtet meine Befehle auf das Genaueste: laßt ihn vorübergehen, dann rührt Euch nicht bis zu seinem Wiederkommen."

„Genug gesagt, man wird sich nicht rühren," sagte Carcasson.

„Er wird nicht länger als höchstens eine halbe Stunde ausbleiben und sobald Ihr ihm seine Papiere abgenommen habt, verliert Ihr keine Minute mir dieselben zu überbringen und Ihr erhaltet dagegen Eure zweitausend Francs."

„Werden keine Minute verlieren, darüber können Sie ruhig sein," sagte Isidor.

Der Vicomte verschwand darauf nach der Seite des Quais.

Er war kaum fort, als sich die von ihm bezeichnete kleine Thüre leise öffnete und eine Person heraustrat, in welcher die beiden Banditen den Mann erkannten, der ihnen beschrieben worden war.

Derselbe schloß die Thüre hinter sich; als er einige Schritte von dem Hause entfernt war, warf er noch einen Blick auf das Fenster, wo das Licht nun erloschen war und wandte sich gegen den Quai, die Worte murmelnd, „sie schläft ruhig."

„Folgen wir ihm schnell," sagte Isidor zu seinem Kameraden.

„Wie!" antwortete dieser, „Du weißt doch, daß uns der Bürger befohlen hat, keinen Schritt von hier zu weichen."

„Tölpel," entgegnete Isidor die Schultern zuckend. Darauf bemerkte er, dem Deutschen nachfolgend: „Man kann nicht genug wissen, folge mir deshalb; wir müssen um jeden Preis das Geheimniß dieser beiden Kunden kennen lernen."

Hartmann überschritt den Quai, dann die neue Brücke und begab sich in eine Winkelschenke, die das Ecke der Straße Pretres-Saint-Germain und Auxerrois bildete.

Er trat in dieselbe.

„Was nun?" sagte Carcasson zu Isidor, der unbeweglich auf der Schwelle stehen geblieben war.

„Sehe durch die Fensterscheiben, wo sich dieselben hingesetzt haben," antwortete Isidor nach einigem Nachdenken.

Carcasson näherte sich dem Fenster und warf einen Blick in das Café, in dem sich beiläufig ein Dutzend Gäste befanden.

„Nun," fragte Isidor, „wo sind sie?"

„Nirgends."

„Bist Du dessen sicher?"

„Ueberzeuge Dich selbst."

„Es ist so," sagte Isidor, nachdem er ebenfalls hineingeschaut hatte.

„Nun, Herr Pfiffikus," bemerkte Carcasson in ironischem Tone, „was sagst Du jetzt?"

„Ich sage, daß ich sie dennoch habe," antwortete Isidor sich an die Stirne schlagend.

„Ich bin zwar sonst nicht neugierig, wäre aber doch begierig zu sehen, wie Du dieses anfängst?"

„Dieselben haben ohne Zweifel ein geheimnißvolles Geschäft mit einander abzuschließen und haben sich zu diesem Zwecke in das kleine Cabinet zurückgezogen, welches für die Stammgäste bestimmt ist, wenn sich in dem gewöhnlichen Locale zu viele Gäste einfinden; folge mir."

Er zog Carcasson in einen Tabaksladen, welcher einen Theil des Caféhauses bildete und in dessen Hintergrund ein kleines Trinkstübchen eingerichtet war.

Dieses Trinkstübchen war eine kleine kreisförmige Räumlichkeit, geschmückt mit weißen Vorhängen und stand durch eine Glasthüre mit dem Cabinet der Stammgäste des Caféhauses in Verbindung.

In diesem Cabinet befanden sich im Augenblicke, wie Isidor richtig berechnet hatte, der Vicomte und Hartmann.

Dieselben saßen Seite bei Seite und mit dem Rücken gegen die Glasthüre des Trinkstübchens, so daß man durch die mit weißen Vorhängen bedeckte Glasthüre alles sehen konnte, was dieselben machten, und selbst einen Theil ihres Gesprächs hören konnte.

Das Trinkstübchen war endlich leer geworden,

wodurch Isidor und Carcasson die willkommene Gelegenheit fanden, zu thun was ihnen beliebte.

„Was sagst Du jetzt?“ fragte Isidor.

„Ich sage, daß Du ein Hauptpfiffikus bist,“ antwortete Carcasson.

„Jetzt gehe und hole eine Flasche Branntwein und schließe die Thüre; denn sehe, alter Kamerad, in dem Geheimniß dieser beiden Männer ahne ich einen bedeutenden Gewinn für uns, und daß ich es gehörig ausbeuten werde, davon kannst Du sicher sein.“

Carcasson wollte antworten.

„Stille, die Herren fangen an zu plaudern, wir dürfen kein Wort von ihrem Gespräche verlieren.“

Isidor kauerte sich an der Glasthüre nieder, an welche Hartmann und der Vicomte gelehnt waren und Dank seines feinen Gehörs und der Schärfe seiner Augen die er in seiner gefährlichen Profession erworben hatte, ging ihm nichts von allemdem verloren, was sich auf der andern Seite zutrug.

XXII.

Der Vicomte d'Hasty beobachtete Hartmann einige Augenblicke.

„Sie scheinen sich sehr für Herrn Saurel zu interessiren?“

„Ich kenne ihn kaum.“

„Was kann Ihnen sonach daran gelegen sein, ob derselbe Fräulein von Rougemare heirathet oder nicht?“

„Daran ist mir sogar sehr viel gelegen.“

„Und was ist die Ursache?“

„Ich habe deren zwei: Zuerst mein Haß gegen Sie, dann meine Freundschaft für Herrn Balthasar, dessen Anhänglichkeit an seinen Freund Saurel mich tief gerührt hat und dem ich das Versprechen gab, daß Sie Fräulein von Rougemare nicht heirathen werden.“

„Diese Gründe sind sehr hübsch, aber ob dieselben auch vernünftig sind, das ist eine andere Frage.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich Herrn Saurel nicht einen großen Dienst erweise, indem ich diese Heirath verhindere?“

„Das wäre sehr schwer mich glauben zu machen.“

„Gut, ich will Ihnen den Beweis dafür liefern. Sie kennen das Vermögen, welches Fräulein von Rougemare von ihrer Großmutter geerbt hat?“

„Zwanzig Millionen, wie ich gehört habe.“

„Und glauben Sie, daß eine reiche und mächtige Familie ein solches Vermögen, ohne einen Kampf aufgiebt?“

„Trotzdem wenn das Testament in Ordnung ist —“

„Das Testament ist unglücklicherweise für Fräulein Jane von Rougemare und Herrn Leon Saurel in aller Form Rechtens.“

„Dies ist wieder ein Räthsel für mich.“

„Die Erklärung ist folgende: Durch die Rechtsgültigkeit des Testamentes gezwungen, greift die Familie der Herzogin die Herkunft des Fräuleins von Rougemare an, für deren legitime Abstammung freilich nur sehr zweifelhafte Beweise bestehen.“

„Das hätte nicht viel zu bedeuten,“ sagte Hartmann lächelnd. „Im Gegentheil habe ich alle Ursache zu glauben, daß über diesen Punkt sehr bald Licht erscheinen wird und vielleicht wird es sich zeigen, daß ich selbst der Entwicklung dieses Knotens nicht ferne stehe.“

Der Deutsche betonte die Worte der Art, daß der Vicomte erstaunt aufschaute.

„Das wäre also Alles, was das junge Mädchen betrifft,“ ergriff Hartmann wieder das Wort, „gehen wir nun zu Leon Saurel über.“

„Ist Saurel einmal der Gemahl Janes, so wird er naturgemäß deren Beschützer; man muß sich sonach seiner zu entledigen suchen, und hat man aus diesem Grunde, seiner Vergangenheit nachgeforscht und Folgendes gefunden.“

Dabei zeigte er Hartmann den gefälschten Wechsel, dessen er sich bereits bei Jane von Rougemare mit so gutem Erfolge bedient hatte.

Der Deutsche war sprachlos vor Erstaunen.

„Man hat dies unter die Augen Saurels gehalten, ihm gerathen Paris zu verlassen, indem man es Fräulein Jane von Rougemare schrieb und da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, so hat er Gehorsam geleistet. Nun was sagen Sie jetzt? Ist dieses unlösbare Räthsel Ihnen hinlänglich klar geworden und zweifeln Sie immer noch?“

Hartmann war durch diese Beweise wie niedergeschmettert.

Der Vicomte glaubte schon seines Sieges gewiß zu sein, als jener wieder das Wort ergriff.

„Das mag nun alles sein, wie es will, nun bleibt aber noch meine Rache übrig.“

Der Vicomte erbebte.

„Ja meine Rache, die endlich dadurch gesättigt werden kann, indem ich Sie wieder in Ihr abenteuerliches und elendes Leben zurückwerfe.“

Das Auge des Vicomte warf wuthsprühende Blitze, aber er hatte die Kraft sich zurückzuhalten.

„Ich gestehe es ein, daß Ihr Rachegefühl ein gerechtes ist, und versuche ich es auch nicht, mich demselben zu entziehen,“ sagte er mit der möglichst ruhigsten Stimme, „aber ich frage Sie, ob es nicht in Ihrem eigenen Interesse läge, statt eines befriedigten Rachegefühls aus Ihrem Vortheile soviel Nutzen zu ziehen, daß Ihre Zukunft dadurch eine gesicherte würde. Es scheint mir, dies wäre doch der vernünftigere Weg, und wenn Sie mit 200,000 Francs zufrieden wären —“

Der Vicomte hielt an, um den Effect dieses Anerbietens zu beobachten.

Es entstand eine lange Pause.

In dem Herzen des Deutschen ging wohl ein heftiger Kampf vor sich.

„Hören Sie mich,“ sagte er endlich, „hätten Sie mir nicht bewiesen, daß Saurel unter den obwaltenden Umständen unmöglich noch daran denken kann, Jane von Rougemare zu heirathen, so würde ich Ihren Vorschlag zurückgewiesen haben; stände ich allein in dieser Welt, wiese ich ihn ebenfalls zurück, da dies aber nicht der Fall ist —“

Nach einigem Nachdenken fuhr er weiter:

„Eines Tages war ich daran, meinem zweck- und hoffnungslosen Leben ein Ende zu machen, als ein Kind, ein Mädchen von zwei Jahren bei mir eintrat und zu mir sagte: „Mein Herr, Mama athmet nicht mehr und ist so kalt.“ Die arme Mutter war todt! Das Kind eine Waise. Ich habe es angenommen, ich habe mein Leben an das seinige gekettet und im Interesse dieser Kleinen entsage ich selbst meiner Rache.“

„Sie nehmen also meine 200,000 Francs an?“

„Ich nehme sie an.“

„Ich werde Ihnen darüber einen Schuldschein auf Stempelpapier ausstellen, zahlbar am 23. dieses Monats, d. h. am Tage nach meiner Hochzeit.“

„Es sei so.“

Der Vicomte rief dem Kellner und verlangte Schreibzeug und einen Stempelbogen.

In diesem Augenblicke flüsterte Isidor, dem kein Wort dieses Gespräches entgangen war, seinem Kameraden in das Ohr:

„Carcasson, man verkauft hier Stempelpapier.“

„Wie weißt Du das?“

„Es steht an den Fenstern des Ladens angeschrieben. Ich sehe es von hier aus. Hier sind zehn Sous, kaufe damit ein Stempelblatt und begebe Dich rasch zu dem Vater Mathäus.“

„Zu dem öffentlichen Schreiber, ich verstehe; und dann?“

„Du giebst ihm das Blatt und sagst ihm, sich bereit zu halten, dann erwartest Du mich in der Straße Nevers, wo ich dem Deutschen auf dem Fuße folgen werde.“

„Aber nur keine Dummheiten, kein Blutvergießen; ich will wegen meinem Halse nicht beunruhigt werden.“

„Darüber sei beruhigt. Wir werden uns damit begnügen, ihn zu betäuben und der Vicomte wird sich wohl hüten nachzusehen.“

Zehn Minuten später fand ein stiller, aber gräßlicher Kampf inmitten der Straße Nevers statt. Drei Männer, eine fürchterliche Gruppe bildend, rollten ineinander verschlungen auf dem Straßenpflaster; es war ein wilder Kampf, bei dem sich nur hin und wieder ein Schrei des Schmerzes oder des Zornes hören ließ, der alsbald wieder erstickt wurde; das Handgemenge dauerte nur einige Augenblicke, ungefähr nur zwei Minuten, worauf sich von den drei Körpern die vorher noch eine unzertrennliche Masse schienen, zwei wieder erhoben.

Der Dritte lag unbeweglich, wie in sich selbst zusammengerollt auf dem Pflaster.

„Beim Teufel,“ murmelte Carcasson keuchend, „wie sich der Kamerad wehrte! Er hat mir in den Backen gebissen, daß ich das Mal noch in sechs Monaten tragen werde.“

„Und mir,“ sagte Isidor, „war er nahe daran die Nase abzubeißen! Man hätte dann zwischen seinen Zähnen ein Ueberführungsmittel gefunden, das hinreichend gewesen wäre, mich an den Strick zu liefern.“

Darauf machte er sich daran die Taschen des Deutschen zu durchsuchen.

„Er ist doch nur ohnmächtig, nicht wahr?“ fragte Carcasson.

„Weiter nichts,“ antwortete Isidor, fügte aber leise bei: „es ist aber sein Leben, das ohnmächtig geworden ist.“

Mit den Papieren des Deutschen in der Hand

sich erhebend, sagte er zu Carcasson: „In zehn Minuten bringe ich Dir Deine 1000 Francs."

Isidor übersprang dann den Leichnam, öffnete die kleine Pforte des Hauses, in welchem der öffentliche Schreiber wohnte und befand sich im nächsten Augenblicke bei demselben.

„Hier Vater Mathäus," sagte er zu dem Greise, „hier handelt es sich darum, rasch und mit der größten Aehnlichkeit dieses Schreiben nachzuahmen."

Die Arbeit war in fünf Minuten beendigt.

Isidor gab dem alten Manne zehn Francs, worauf er das Original in eine Tasche, die gefälschte Abschrift in die andere steckte und davon eilte.

An der Statue Heinrichs IV. erwartete ihn der Vicomte. Er gab ihm die durch Mathäus copirte Schuldverschreibung und erhielt dagegen zwei Banknoten zu je tausend Francs. Bald darauf traf er in der Straße d'Anjou Carcasson, dem er seine tausend Francs mit den Worten gab: „Jetzt gehe Du Deinen Weg und ich den Meinigen; es ist dies das Gescheiteste für uns Beide!"

Die Straße Nevers bot in diesem Augenblick folgende Scene dar:

Auf dem schmutzigen, jetzt durch das Mondlicht hell erleuchteten Boden lag als eine unförmliche Masse neben einer Blutlache der Körper des Deutschen.

An dem schmalen Fenster in der vierten Etage zeigte sich der Kopf eines Kindes, dessen blonden Haare, um seine Rosenwangen fallend, in den Strahlen des Mondes beinahe weiß schienen.

Es war Angelina, welche die Augen gegen den Himmel gerichtet, leise sang und den Sternen zulächelte.

XXIII.

Der zur Vermählung des Vicomte d'Hasty und Jane von Rougemare bestimmte Tag, mit so vieler Ungeduld erwartet von der einen Seite und mit Bangigkeit von der andern, war endlich angebrochen.

Bis zum letzten Augenblicke hatte Jane diese Verbindung wie einen fürchterlichen Traum betrachtet, von Stunde zu Stunde hatte sie gehofft, daß ein Ereigniß eintreten werde, welches sie verhindern würde, aber nichts derartiges geschah, und so fand denn die Vermählung an dem bestimmten Tage zu Meudon statt.

Bei der Rückkehr aus der Kirche konnte der Vicomte einige Worte mit Marescot wechseln, den er vergebens seit dem Morgen zu sprechen gesucht hatte.

„Wie stehts mit Leon Saurel?" fragte er hin.

„Derselbe befindet sich immer noch in dem Hause zu Montrouge."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ich war selbst heute morgen um 6 Uhr dorten; er hatte den Versuch gemacht durch eine Oeffnung zu entfliehen, aber Carcasson hat ihn mit einem Fußtritte wieder in sein Gefängniß zurückgeworfen. Die Oeffnung wurde sofort und zwar fester als vorher zugemauert und als ich eben da war, zog man seinen Krug mit dem Schlaftrunke in die Höhe, der vollständig geleert war; wir haben also von dieser Seite nichts zu fürchten."

„Auch von keiner andern, hoffe ich?" fragte der Vicomte unruhig.

„Das hoffe ich ebenfalls; nur ist es mir aufgefallen, daß ich während der letzten 24 Stunden dreimal den Polizeiagenten Rabourdin angetroffen habe, wie er um das Hotel Rougemare strich."

„Pah," sagte der Vicomte, „das geht uns nichts an."

„Was mag ihn aber so oft in diese Gegend führen?"

„Nun das ist doch leicht verständlich, es ist wegen des Kindes Albert von Savignac."

„Das wäre möglich, trotzdem kommt mir die Sache aber doch zweideutig vor."

Mit gedämpfter Stimme fuhr Marescot weiter: „Und der Trank?"

„Ich habe ihn bereits gestern an Marie gegeben, die Kammerfrau, welche Sie für Jane in Diensten genommen haben. Dieselbe besitzt bereits das vollständige Vertrauen Janes und hat es übernommen ihr den Trank beizubringen, unter der Ausrede, daß es ihre Gesundheit verlange; übrigens glaubt sie selbst nur, daß es ein Schlaftrunk sei."

„So wäre dies Alles geordnet; gehen Sie nun zu Ihrer schönen Vicomtesse, die ohne Zweifel über Ihre Abwesenheit beunruhigt sein wird."

Man bewegte sich in Gruppen in dem ungeheueren Park umher, der sich hinter dem Schlosse hinzog. Um sechs Uhr begab man sich zur Tafel.

Das Mahl war traurig; die blassen und melancholischen Züge Janes, ihr starrer Blick, in dem sich die ganze Verzweiflung ihrer Seele widerspiegelte; dann die auffallende Befangenheit des Vicomte, welcher trotz seiner Anstrengung fröhlich zu scheinen, stets das fürchterliche Bild vor sich sah, das er selbst heraufbeschworen hatte, nämlich die blasse und leblose Jane in ihrem Brautbette, alles dies wirkte auf die Gesellschaft zurück, und gab der Versammlung mehr das Aussehen eines Todtenmahles.

Endlich verließ man die Tafel und Jedes zog sich zurück.

Jane wurde durch ihre Tanten, die Baronin von Chevillard und von Clamare in ihr Zimmer geführt.

Der Graf und die Gräfin von Savignac, die nichts aus ihrer Verzweiflung reißen konnte, hatten es abgelehnt, der Hochzeit beizuwohnen.

Als Jane mit ihrer Kammerfrau allein war, warf sie sich in einen Sessel und begann bitterlich zu weinen.

Nachdem sie sich wohl eine halbe Stunde so ihrem Schmerze überlassen hatte, gelang es den Bitten Mariens, daß sie sich entkleiden ließ und zu Bette ging.

„Hier, Madame Vicomtesse," sagte das Mädchen zu ihr, „hier ist ein herzstärkendes Mittel."

„Ich danke, ich will nichts," antwortete Jane, die ihr dargebotene Tasse sanft zurückweisend.

„Verzeihen Sie, Madame," fing Marie wieder an, „aber der Arzt hat dieses Mittel ganz ausdrücklich verordnet und ich habe den Befehl darauf zu dringen, daß Sie es nehmen. Es ist ja für Ihre Gesundheit, Madame, weigern Sie sich deßhalb nicht länger, ich bitte Sie."

Jane griff nun gleichgiltig nach der Tasse und trank ungefähr die Hälfte der darin enthaltenen Flüssigkeit.

Fünf Minuten darauf schlief sie ein und Marie verließ das Zimmer, wie es ihr der Vicomte befohlen hatte.

Eine halbe Stunde später trat dieser in das Brautgemach. Die Lampe durch eine milchweiße Glocke gedeckt, verbreitete nur ein schwaches Licht, ein dicker Teppich verhinderte jedes Geräusch der Schritte, ein tiefer Schatten verhüllte die an den Wänden hängenden Portraits, die aus ihren Rahmen gar trüb herniederblickten; ein einziger Gegenstand drängte sich nur in den Vordergrund und schien mit magischer Gewalt die Blicke des Vicomte auf sich zu ziehen, der sich derselben vergebens zu entziehen suchte: es war die Lagerstätte des jungen Mädchens, dessen engelgleicher Kopf auf dem Spitzengewebe lag.

Er näherte sich dem Bette und lauschte.

Er erbebte.

Man hörte nichts, nicht den geringsten Athemzug.

Vielleicht zum Erstenmale in seinem Leben empfand der Vicomte etwas, was Gewissensbissen ähnlich war.

Nach langem Zögern trat er endlich näher und legte seine Hand auf die Stirne Janes.

Er prallte zurück und murmelte mit bebender Stimme: „Todt, todt."

In diesem Augenblicke legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Er sprang zurück und sich umdrehend stieß er einen Schrei des Schreckens aus.

Wer könnte die Bestürzung und jähe Angst schildern, die ihn ergriff, als er mit über die Brust gekreuzten Armen und starrem Blicke, Leon Saurel vor sich sah! Leon Saurel, den er in dem einsamen Hause von Montrouge eingeschlossen wähnte.

Er fuhr mehrere Male mit der Hand über seine Stirne und murmelte: „Es ist unmöglich, ich bin wahnsinnig."

Saurel machte einige Schritte gegen ihn und mit der Hand gegen das Bett deutend, sagte er: „Ja todt und durch Sie gemordet."

„Es ist falsch," rief der Vicomte, das Haupt vor Dem beugend, der sein Sclave gewesen war und der ihn jetzt in der Größe seiner Verzweiflung beherrschte.

„Es ist falsch?" wiederholte Saurel nach längerem Schweigen.

Er ergriff die Tasse deren Inhalt Jane zur Hälfte getrunken hatte und zeigte sie dem Vicomte mit den Worten:

„So liegt Ihnen also wenig daran, wenn ich allen Bewohnern dieses Schlosses zeige, was sich auf dem Boden dieser Tasse befindet. Gut! das will ich sogleich thun."

Er streckte die Hand nach der Klingelschnur aus.

Die über ihm schwebende Gefahr gab dem Vicomte seine ganze Energie wieder; sein schwarzes Auge strahlte einen Blitz und er machte eine Bewegung sich auf Saurel zu stürzen, der gewiß

bei dem schwachen Zustande, in welchem er sich befand, in dem ungleichen Kampfe unterlegen wäre.

Aber dieser zog eine Pistole aus der Tasche und deren Mündung auf den Vicomte richtend, rief er:

„Bei der ersten Bewegung sind Sie verloren!"

Der Vicomte stand wie versteinert.

„Und jetzt, Herr Vicomte, will ich Gnade über Sie ergehen lassen!"

Dieser betrachtete ihn erstaunt. „Ich will den Inhalt dieser Tasse nicht den Bewohnern des Hotels zur Kenntniß bringen, aber nur unter einer Bedingung."

Der Vicomte wartete mit höchster Spannung.

„Sie haben ein Papier bei sich, das Sie, wie Sie mir selbst erklärten, nie verläßt und dessen Sie sich auf so grausame Weise gegen mich bedienten; liefern Sie es mir aus."

„Ich habe es gewöhnlich bei mir, das ist wahr," stammelte der Vicomte, „aber heute —"

„Dann steht es um so viel schlimmer für Sie, Herr Vicomte, denn in diesem Falle —"

Er griff aufs Neue nach der Klingelschnur.

„Halten Sie ein," rief der Vicomte, dabei zog er ein Papier aus der Tasche und überreichte es Saurel.

Dieser betrachtete es, zündete es an der Lampe an und warf es in das Kamin, wo er dessen letztes Aufflackern beobachtete.

„Endlich!" murmelte er tief aufathmend.

Sich zu dem Vicomte wendend, sagte er zu diesem: „Jetzt, mein Herr, ziehen Sie sich zurück und lassen Sie mich bei ihr beten."

Diese Worte wurden durch eine Handbewegung begleitet, die so befehlend war, daß der Vicomte nicht zu widerstehen wagte.

Er entfernte sich und ließ den jungen Mann allein bei der Todten.

Ende des ersten Theils.

Zweiter Theil.

Marescot.

I.

Am Tage nach der Vergiftung Janes befand sich der Vicomte in seinem Zimmer, damit beschäftigt seinen Koffer in Ordnung zu bringen, als Marescot bei ihm eintrat.

„Nun, was machen Sie da?" fragte dieser.

„Wie Sie sehen, ordne ich meinen Koffer."

„Weßhalb?"

„Weil ich verreisen will, natürlich."

„Und wie steht's mit unserer Erbschaft?"

„O reden Sie mir nicht davon, ich schätze mich schon glücklich, wenn ich nur mit meinem Kopfe davonkomme und hege für den Augenblick gar keinen andern Wunsch."

„Also Sie wollen jetzt feiger Weise entfliehen, wo wir nur noch die Früchte eines wohlberechneten und glücklich durchgeführten Planes zu pflücken haben."

„Ich läugne es nicht, daß ich fürchterliche Vorahnungen habe und daß es mir scheint, als ob sich ein gräßlicher Sturm über meinem Haupte zusammenziehe."

„Wo sehen Sie diesen Sturm aufdämmern?"

„Ueberall, von allen Seiten rückt er gegen uns. Sehen Sie selbst, des Morgens waren Sie noch in eigener Person zu Montrouge, Saurel befand sich noch daselbst wohlverwahrt in einer Höhle ohne Oeffnung und des Abends steht er mir gegenüber bei dem Leichname Janes.

„Ich gestehe ein, daß dieses ein Geheimniß ist, welches für mich sowohl als für die drei Wächter Saurels unerklärlich ist. Ich war selbst am folgenden Tage dorten, sie haben mir das Gefängniß gezeigt; Alles war verschlossen, kein Backstein fehlte, das Kind war auch nicht einen Augenblick allein gelassen worden, die Thüre war noch immer verschlossen und dennoch hatte Saurel seine Flucht bewerkstelligt; durch wen oder wie ist noch heute ein Räthsel."

„Und zwar für mich ein besonders gefahrdrohendes. Aber das ist noch nicht Alles: Ich habe seit diesem Morgen bereits zweimal Rabourdin in der Nähe gesehen, Sie selber haben ihn öfters während der letzten drei Tage bemerkt, es sind dies traurige Vorbedeutungen."

„Und ich wiederhole Ihnen nochmals, Rabourdin bemüht sich nur wegen Albert von Savig-

nac, geben Sie deßhalb Ihre tollen Befürchtungen auf."

„Also welchen Rath geben Sie mir?" fragte der Vicomte.

„Den: heute Nacht abzureisen."

„Das ist's was in meiner Absicht lag."

„Aber erst, nachdem Sie aus dem Hotel Rougemare die drei Millionen geholt haben, welche am Abend vor der Hochzeit deponirt wurden und nach welchen Sie nur die Hand auszustrecken brauchen. Mit einer und einer halben Million Francs können wir beide mit einander abreisen. Um jedoch keinen Verdacht zu erregen, müssen Sie unter allen Umständen dem Begräbniß Ihrer Frau beiwohnen, wo Sie Jedermann in Schmerz aufgelöst sehen kann."

„Nein, nein, das kann ich nicht! Ich befürchte jeden Augenblick, daß die Wahrheit an den Tag kommt. Ich will fort, rasch fort!"

„Sie werden nicht fortgehen!" sagte Marescot, ihm einen gebieterischen Blick zuwerfend; „Sie werden nicht wegreisen, ehe Sie mir die Hälfte der Summe gegeben haben, die ich Ihnen anzeigte."

„Aber," ergriff der Vicomte im verzweiflungsvollen Tone wieder das Wort, „wer giebt mir die Versicherung, daß Jane auch wirklich todt ist, — wenn ich sie noch lebend finden sollte! Denn es wäre doch unglaublich, daß Saurel betend am Fußende des Bettes liegen geblieben wäre; jedenfalls hat er ärztliche Hilfe gesucht."

„Gut, so reisen Sie ebenfalls mit einem Arzte, und Jedermann wird Ihren Schritt gutheißen, und aller Verdacht verschwinden."

Der Vicomte d'Hasty mußte sich unter die Herrschaft dieses Menschen beugen.

Marescot bemerkte es und fuhr weiter: „Unter allen Umständen haben wir noch 24 Stunden zu unserer freien Benützung. Wir begeben uns in das Hotel Rougemare, nehmen dort das Bewußte, fahren dann nach Meudon und wenn Alles nach Wunsch geht, können wir vielleicht sogar in Paris bleiben."

Als die Beiden eben zu diesem Entschlusse gekommen waren, ließen sich im Vorzimmer rasche Schritte hören, denen ein lebhafter Wortwechsel folgte, worauf der Diener eintrat.

„Was giebts?" fragten der Vicomte und Marescot zugleich, die sofort zu ihren Waffen gegriffen hatten.

„Ein Mann in einer Blouse verlangt den Herrn Vicomte zu sprechen."

„Ein Mann in einer Blouse! hat er seinen Namen genannt?"

„Er verweigert es sich zu nennen, erklärte aber, dem Herrn Vicomte sehr wohl bekannt zu sein."

„Er möge eintreten."

Der Diener verließ das Zimmer und bald darauf trat ein Mann in großer Aufregung herein. Es war Isidor.

„Ihr!" rief Marescot, „was wollt Ihr hier, was ist geschehen?"

„Was wird geschehen sein!" sagte Isidor sich in einen Sessel werfend. „Man versucht es überall uns Kummer zu bereiten."

„Erklärt Euch: was giebts?" wiederholte der Vicomte.

„So hört: Ich sitze ruhig bei einem Schoppen Weißwein an der Barriere d'Enfer, als zwei Individuen in das Wirthslocal traten, deren Aussehen mir nichts Gutes verkündet. Ich sage sogleich zu mir, hier sind deine politischen Gegner und lege meinen Kopf auf den Tisch, als ob ich eingeschlafen wäre, um ihnen mein Gesicht zu verbergen. Die beiden Kameraden ließen sich einen Liter geben und erkundigten sich bei dem Wirthe nach einem kleinen einsamstehenden Hause auf der Ebene von Montrouge."

„Beim Teufel!" fuhr Marescot auf.

„Ich sah wohl ein, daß sie dabei unsere Wohnung meinten, und Sie können sich wohl denken, daß ich mit allen Ohren lauschte. Der Wirth antwortete, daß er schon von dem Hause gehört habe, aber wenig Gutes, doch wisse er nichts Gewisses; darauf zeigte er ihnen den kürzesten Weg und nachdem die Polizei-Agenten ihren Liter getrunken hatten, gingen sie davon. Daß ich bald darauf erwachte, können Sie sich wohl denken, und so bin ich hierhergelaufen um Ihnen Alles zu erzählen und zu erfahren, was nun zu thun sei?"

„Was können wir thun?" fragte der Vicomte.

„Ohne Zweifel sind die beiden Agenten jetzt schon auf der Ebene angelangt und Gotton und Carcasson verhaftet; wir können nichts mehr für sie thun."

„Das wäre schlimm," sagte Isidor, „denn in dem Falle können sie viel gegen uns thun; außerdem hat Herr Marescot, als er uns das Kind

übergab, ausdrücklich erklärt, daß so lange wir mit dieser Angelegenheit zu thun hätten, er uns aus jeder Gefahr erretten würde. Wir haben auf ihn gerechnet und sollte er sein Wort brechen, so werden Carcasson und Gotton sicherlich plaudern."

„Er hat Recht," rief Marescot, „sie würden uns anzeigen und in einer Stunde wären wir verhaftet."

„Was also thun?" fragte der Vicomte in höchster Bestürzung; „sie zu retten ist unmöglich, da sie sich jetzt ganz sicher in den Händen der Polizei befinden."

„Unmöglich, freilich," sagte Marescot, „aber dennoch muß es geschehen oder wir sind verloren."

Der Vicomte d'Hasty war wie niedergeschmettert.

Isidor, sanft in seinem Sessel ruhend, suchte nach einer Idee an der Zimmerdecke, leise murmelnd: „Erwischt, beim Teufel wir sind verloren!"

Marescot erhob sich plötzlich.

„Nein, noch ist nicht Alles verloren," rief er mit entschlossener Miene. Er wandte sich an den Vicomte: „Begeben Sie sich sofort in das Hotel Rougemare, in zwei Stunden werde ich Sie dort treffen und in drei Stunden müssen wir außerhalb Paris sein; beeilen Sie sich aso und verlieren Sie keinen Augenblick, denn unsere Minuten sind gezählt."

„Aber wo gehen Sie hin?"

„Nach dem Hause von Montrouge;" sich an Isidor wendend sagte er zu diesem: „Ihr könnt davongehen, man hält Euch nicht zurück."

„Ich will mich nur fünf Minuten ausruhen, bis der Herr Vicomte bereit ist, fortzugehen."

„Gut, es sei so."

Hätte der Vicomte den finstern Blick gesehen, welchen ihm Isidor zuwarf, so hätte er es wohl abgelehnt, mit demselben allein zu bleiben.

„Ich habe einen Wagen unten," sagte Marescot; „in einer halben Stunde bin ich zu Montrouge und eine Stunde später im Hotel Rougemare."

Darauf stürzte er hinaus.

II.

Nach dem Weggehen Marescots beeilte sich Herr d'Hasty seinen Koffer und seine Papiere noch vollends in Ordnung zu bringen. Darauf ergriff er seinen Hut und sich gegen die Thüre wendend, sagte er zu Isidor, der noch immer in seinem Sessel lag:

„Wenn es Ihnen gefällig wäre."

„Bitte um Entschuldigung," sagte Isidor sich erhebend, „ehe wir weggehen, haben wir noch eine kleine Angelegenheit zu ordnen."

„Eine Angelegenheit zwischen uns?" rief der Vicomte.

„Ja," antwortete Isidor. „Eine kleine Rechnung, die Sie vergessen haben zu berichtigen."

„Eine Rechnung? Ich verstehe Sie weniger und immer weniger. Sagen Sie mir in kurzen Worten um was es sich handelt, denn Sie haben soeben gehört, daß ich keine Minute zu verlieren habe."

„Es handelt sich darum," sagte Isidor, ein Papier aus seiner Hosentasche ziehend, das er dem Vicomte vorhielt, der erstaunt einen Schritt zurücktrat, als er die folgenden Zeilen gelesen hatte:

„Ich erkenne hierdurch von Herrn Hartmann die Summe von 200,000 Francs empfangen zu haben, welche ich bei der ersten Forderung sofort zurückzuerstatten verspreche."

Paris 18. April 186—

Vicomte d'Hasty."

„O gehen Sie doch," rief er endlich. „Die Verschreibung ist falsch und die Unterschrift nachgeahmt."

„Sie irren sich, Herr Vicomte," antwortete Isidor ruhig, „die gefälschte Schuldverschreibung ist in Ihrem Besitze, Sie haben es wahrscheinlich vernachlässigt, sich von der Aechtheit derselben zu überzeugen, als ich sie Ihnen unlängst auf der neuen Brücke übergab."

„Das ist unmöglich," rief Herr d'Hasty.

Er lief nach seinem Schreibpult und suchte nach der Schuldverschreibung, die er durch die beiden Banditen dem Deutschen hatte abnehmen lassen.

Dieselbe war Derjenigen, welche Isidor nun präsentirte, ganz ähnlich, aber bei aufmerksamerem Vergleiche erkannte er doch, daß die gefälschte Schuldverschreibung Diejenige war, die sich in seinem Besitze befand.

„Was hat dies Alles zu bedeuten," rief er endlich.

„Das hat zu bedeuten, Herr Vicomte, daß ich ebenfalls ein Stückchen von dem großen eroberten Vermögen haben will und daß ich diesen Schuldschein durch den Vater Mathäus copiren ließ

in der leicht erklärlichen Absicht, etwas von der ungeheueren Summe zu erbeuten, die Ihnen und Marescot aus den Wolken zugefallen ist."

„Und glauben Sie, daß ich so dumm sei, mir einen solchen Betrag stehlen zu lassen?"

„Warum nicht; da Sie doch die Millionen der Herzogin von Rougemare gestohlen haben."

„Uebrigens, selbst wenn ich diese Summe hergeben wollte, so habe ich doch keine tausend Francs bei mir."

„Sind Sie dessen ganz sicher, Herr Vicomte?"

„Ganz sicher."

„Das thut mir sehr leid, aber ich gehe nicht eher von hier weg, bis ich meine 200,000 Francs habe," dabei ließ er sich wieder in seinen Sessel nieder.

Der Vicomte zitterte vor Zorn und Aufregung, er dachte an Marescot, der ihn in zwei Stunden im Hotel Rougemare erwartete; an Leon Saurel wie an Carcasson, die ihn vielleicht in demselben Augenblick anzeigten; er sah ein, daß seine Rettung vielleicht von fünf Minuten abhänge, und hier taucht ein Elender auf der sich zwischen ihn und ein fürstliches Vermögen stellt und ihn von der erklommenen Höhe auf die Galeere zu bringen vermochte.

Bei diesem Gedanken überkam ihn eine solche Wuth, daß er einen Dolch aus der Tasche zog.

„Elender," rief er, „gebe sofort das Papier her und entferne Dich oder Du bist des Todes!"

Aber Isidor ohne aus seiner Fassung zu gerathen, zog ein großes Messer mit langer und scharfer Klinge aus der Brusttasche.

„Herr Vicomte," sagte er, „bei diesem Spiele werden Sie wohl schwerlich gewinnen!"

„Aber," rief der Vicomte außer sich, „ich wiederhole es Ihnen, daß ich keine 200,000 Francs bei mir habe noch haben kann. Lassen Sie mich weggehen und ich eile nach dem Hotel Rougemare, von wo ich Ihnen in einer Stunde diese Summe überbringe."

„Wirklich?" höhnte Isidor, „halten Sie mich für so einfältig?" nach einer Pause fuhr er fort: „Gut, es sei so, gehen Sie, ich erwarte Sie hier."

Als ihn der Vicomte mit zweifelndem Blicke ansah, fügte Isidor bei: „Sie denken also in einer Stunde wieder zurück zu sein, nicht wahr?"

„In einer Stunde ganz sicher."

„Ich werde eine Stunde und eine halbe warten, aber —"

„Nun?"

„Aber wenn Sie in einer und einer halben Stunde nicht zurückgekehrt sind, so wird in zwei Stunden der Polizeipräfect ein Billet empfangen, in welchem zu seiner Kenntniß gebracht wird, daß der Vicomte d'Hasty Niemand anders ist, als ein gewißer Pitard, der vor acht Jahren zu einer fünfjährigen Galeerenstrafe verurtheilt wurde."

Der Vicomte erblaßte bei diesen Worten, „es ist dies eine elende Verläumdung," rief er.

„Wenn es eine Verläumdung ist, weßhalb sind Sie denn soeben erbleicht?" erwiederte Isidor. „Weshalb haben Sie denn diesen Schuldschein von 200,000 Francs an den Deutschen Hartmann übergeben, als nur um sein Schweigen über den Namen Pitard zu erkaufen."

Der Vicomte ging in der größten Aufregung in dem Zimmer auf und nieder, die Zeit verlief und der Sturm, den er über seinem Haupte fühlte, konnte ihn jeden Augenblick zerschmettern.

„Sie müssen wohl nun eingestehen, Herr Vicomte," sagte Isidor zu ihm, „daß Sie nicht daran dachten, wieder hierher zurückzukommen. Lassen Sie sich doch durch mich nicht abhalten, gehen Sie nur; ich mache während der Zeit eine kleine Promenade nach der Richtung der Präfektur."

Er machte einen Schritt gegen die Thüre.

„Nein, bleiben Sie hier," rief der Vicomte.

„Weshalb?"

„Ich werde Ihnen die 200,000 Francs geben."

„Ah! So haben Sie also doch diesen Betrag hier?"

„Ja."

„Sie haben sich gerade noch zur rechten Zeit daran erinnert."

Ein Gedanke stieg plötzlich in dem Vicomte auf, er warf einen finstern Blick auf Isidor und begab sich dann an sein Schreibpult.

„Ich muß meinen Bedienten rufen, um die Schlüssel zu bekommen," sagte er.

„Bitte um Entschuldigung," entgegnete Isidor. „Aber es könnten Feuerwaffen im Schreibpulte sein, und — kurz und gut ich habe kein Vertrauen und wenn Sie erlauben, werde ich selbst Ihren Diener rufen.

„Einverstanden."

Isidor sah überallhin um sich.

„Was suchen Sie?" fragte d'Hasty.

„Eine Schelle.“

„Hier, schlagen Sie auf dieses Glöckchen.“

Isidor streckte die Hand aus und ließ sie auf die Glocke fallen.

Er zog sie rasch zurück, denn eine scharfe Spitze war ihm in die Hand gedrungen und hatte ihm eine leichte Wunde beigebracht.

„Was ist das?“ sagte er.

„Das?“ antwortete der Vicomte einen Blick wilder Freude auf ihn werfend, „das ist der Tod!“

„Wie?“ fragte Isidor, der glaubte falsch gehört zu haben.

„Ich sage, daß es der Tod ist. Diese Stahlspitze, welche Ihre Haut geritzt hat, war in ein tödtliches Gift getaucht und nichts in der Welt kann Sie mehr retten.“

Isidor erbleichte.

„Sehen Sie dort auf diese Uhr,“ fuhr der Vicomte weiter, „der Zeiger deutet auf ein Uhr weniger drei Minuten; Sie werden die volle Stunde nicht ausschlagen hören, denn in zwei Minuten sind Sie eine Leiche.“

„So will ich denn wenigstens nicht ungerächt sterben!“ rief Isidor.

Er machte eine Bewegung um sich mit seinem Messer auf den Vicomte zu stürzen; dieser erwartete ihn unbeweglich dastehend, die Arme über die Brust gekreuzt und ein Lächeln auf den Lippen.

„Elender,“ rief er, „der Tod hat Dich schon erfaßt und lähmt Deinen Arm.“

Es war so, Isidor versuchte vergebens nach dem Vicomte zu stoßen — mit einem durchdringenden Schrei stürzte er zu Boden.

Der Vicomte beugte sich über ihn und nachdem er einen Augenblick die verzerrten Züge des Todten betrachtete hatte, murmelte er: „Jetzt kennt Niemand mehr den Namen „Pitard!“ — Nun fort in das Hotel Rougemare!“

III.

Eine Stunde früher, das heißt also zu derselben Zeit, als sich Isidor wie er erzählt hatte mit zwei Polizeiagenten bei einem Weinwirthe an der Barriere d'Enfer saß, ereignete sich eine furchtbare Scene in dem einzeln stehenden Hause auf der Ebene von Montrouge.

Durch das Verschwinden Saurels war Carcasson in eine unbeschreibliche Wuth gerathen, die sich endlich in eine finstere Stimmung auflöste, in eine Art unterdrückter wilder Wuth, deren Ausbruch nur etwas gräßliches sein konnte.

Wie der Vogel bei dem ersten Anzeichen des nahen Sturmes schweigend zittert, so verstand auch das arme gestohlene Kind was im Geiste Carcassons vorging und hatte sich in eine Ecke niedergekauert, wo es unbeweglich saß und mit erschrecktem Blicke allen Bewegungen seines fürchterlichen Wächters folgte.

Die Furcht des armen Kindes war nur zu sehr gegründet.

Als man die Flucht Leon Saurels bemerkt hatte, richtete sich der Verdacht sogleich auf Albert.

Den Schlüssel, welcher der Gotton anvertraut war, hatte diese zwar stets außer dem Bereiche des Kindes verborgen, was also dessen Theilhaberschaft unmöglich machte, aber Carcasson kam stets zu einem und demselben Schlusse: — „Saurel konnte nur mit Hülfe eines Mitschuldigen entfliehen und dieser Mitschuldige konnte nur der Knabe sein.“

Albert ahnte wohl den auf sich ruhenden Verdacht und unterdrückte selbst seinen bittern Hunger, damit er nicht durch sein Verlangen nach Brod die Aufmerksamkeit Carcassons auf sich ziehe.

Die Gotton lag, nachdem sie ihren Schoppen Branntwein consumirt hatte, in einer Ecke im leisen Selbstgespräche. Aber ihr Erwachen konnte furchtbar sein, denn nach ihrer Trunkenheit dachte sie an nichts als Mord und Todtschlag und schien mehr eine wilde Bestie, als ein Weib.

„Zum Henker,“ rief endlich Carcasson mit Donnerstimme; „ich wette, daß dieser Lump von Saurel uns angezeigt hat und daß es nicht lange dauern wird, bis die Vögel des Polizeipräfekten bei uns einfliegen.“

„Das glaube ich nun nicht,“ sagte die Gotton mit verächtlichem Achselzucken, „denn Herr Marescot hat uns zu wissen gethan, daß Saurel seine Geliebte beweint und das nimmt Zeit; das verstehst Du freilich nicht. Aber ich, die ich geliebt habe,“ fuhr das schreckliche Weib fort, sich auf die Brust schlagend, „ich habe die Liebe gekannt. Es war freilich ein Hallunke, der die Frauen schlug und ermordete, aber ich habe ihn trotzdem geliebt.“

Den Ton plötzlich ändernd, sprach sie mit düsterer Stimme weiter: „Heute ist es freilich anders, ich würde es nicht gerne sehen, daß man

mich mordete; man will auch seine Rache haben und ich werde sie haben. Uebrigens habe ich schon damit begonnen und das Ende wird sich finden."

Carcasson näherte sich ihr und sie derb schüttelnd, rief er ihr zu: „So höre mich doch, alter Schwamm, wenn Du noch im Stande bist, mich zu verstehen."

„Alter Schwamm," murmelte das Weib mit weinerlicher Stimme; „das sind die Complimente, die man mir heute macht, während man mich früher mit der Lilie und mit der Rose verglich."

„Alte Närrin, so höre! Willst Du Deinen Kopf auf das Schaffot tragen?"

„Das Schaffot wird nicht mein, sondern Dein Schicksal sein. Ah! ah! hast Du nicht den armen Teufel von einem Deutschen ermordet, den armen Hartmann, der Dir nie etwas zu Leide gethan? dergleichen Sachen werden schon einmal bezahlt, und ich sehe schon den Tag, an dem das Messer der Guillotine mit dem Kopfe des Papa Carcasson in Berührung kommen wird."

Der Bandit erbebte bei dieser schrecklichen Prophezeihung.

„Ist es vielleicht nicht wahr, daß der Vicomte d'Hasty dafür 1000 Francs gegeben hat? Zum Teufel, man kann auch nicht alles haben: 1000 Franken in der Tasche und seinen Kopf auf den Schultern, das ist zu viel auf einmal; ein Opfer muß gebracht werden, Du verlierst den Kopf und alles ist zu Ende."

„Verfluchte Säuferin," schrie Carcasson den die Furcht wüthend machte, „schweige oder ich tödte auch Dich."

Mit lauter Stimme sprach er weiter: „Es ist dies ja nur ein Grund mehr, da ich doch einmal auf das Schaffot soll, so will ich mich auch nicht fassen lassen, wie ein geduldiges Schaaf; wir müssen uns um jeden Preis zu retten suchen, höre mich deshalb an."

„Man hört," antwortete Gotton ruhig.

„Isidor ist weggegangen, ohne uns die Ursache zu sagen; ich glaube, daß er durchgegangen ist und nicht wiederkommt."

„Isidor ist ein Hallunke, das ist bekannt," sagte Gotton mit besonderer Betonung.

„Er hat sich der Bekanntschaft von den Brüdern der Straße Jerusalem entzogen, wir wollen seinem Beispiele folgen."

„Ja," stotterte Gotton, „wir wollen schlechte Bekanntschaften zu vermeiden suchen."

„Aber ehe wir weggehen," sagte Carcasson die Augenbrauen zusammenziehend, „muß Rache geübt werden."

„Was willst Du damit sagen?" fragte die Gotton.

„Ich will damit sagen, daß diese Kröte hier die Ursache unseres Unglücks ist und daß sie dafür büßen muß."

„Damit bin ich vollständig einverstanden; Du scheinst also keine Angst mehr für Deinen Hals zu haben."

„Mein Hals! der hängt seit der Affaire mit Hartmann doch nur noch an einem Faden; auf Einen kommt es nicht an, meine Rechnung ist gemacht, wenn man mich erwischt. Ich will mich deshalb an dem Lumpenkerl rächen, der uns verrathen hat, außerdem ist es nur eine Vorsichtsmaßregel."

„Wie so?"

„Das ist sehr einfach: wir können den Jungen nicht mit uns nehmen, er wäre ein Hinderniß für uns, eine sichere Fährte für unsere Verfolger; lassen wir ihn lebendig hier, so wird er uns verrathen; vor Gericht würde er von seinen Leiden sprechen, die Richter würden weinen, das Publikum schluchzen und das würde uns noch ganz den Hals brechen, man würde die Guillotine für zu gelind halten."

Bei dem Weibe kehrte allmählig die Vernunft zurück und damit erwachten auch wieder seine wilden Instinkte. Es erhob sich und auf Albert einen Blick werfend, der dem armen Kinde Schaudern erregte, murmelte Gotton: „Es ist wahr, es wäre gefährlich für uns ihn hier zurückzulassen."

Sie näherte sich dem Kinde dessen Augen durch die Furcht sich übermäßig geöffnet hatten und mit Thränen gefüllt waren.

„O nein, nein," rief Albert, der an allen Gliedern zitterte und dessen Zähne laut aneinander schlugen, „nein nein, ich war es nicht, der die Thüre des Verstecks geöffnet hat."

„Kannst Du dies bei dem Leben Deiner Mutter schwören, kleiner Elender?"

„Ja, bei Allem was Ihr wollt, ich war es nicht, ich war es ganz gewiß nicht."

„Wir müssen zu Ende kommen," rief Carcasson, „wir haben keine Zeit Deine Lügen und Jere-

miaden anzuhören." Sich an die Gotton wendend, fragte er: „Hast Du einen Strick?"

„Hier ist einer," antwortete das Weib.

„Der ist zu gut, wir haben ihn ohnehin nöthig, um damit ein Bündel unserer unumgänglich nothwendigen Sachen zu schnüren, suche etwas Anderes."

Gotton fand eine starke Schnur.

„Gut," sagte Carcasson, „die reicht schon hin, für sein Alter ist sie stark genug. Werfe ihm diese Cravatte um den Hals, ich werde sie dann schon zuziehen, worauf wir ihn in den Steinbruch hinter dem Hause schleppen. Liegt er einmal dort, so wird es schon eine Zeitlang dauern, bis man ihn entdeckt."

Währenddem machte die Gotton eine Schlinge an die Schnur und wollte sie um den Hals des Kindes legen. Dieses in Todesfurcht erbebend warf sich vor dem Scheusale auf die Kniee und drückte seine Lippen auf dessen Hände und rief unter heißen Thränen;

„O Gnade, Gnade! tödtet mich nicht, ich werde nichts gegen Euch sagen, tödtet mich nicht!"

„Vorwärts," schrie Carcasson.

Das Kind schleppte sich auf seinen Knieen bis zu diesem hin.

„Herr Carcasson," rief der Knabe, „ich habe Ihnen nichts gethan, ich habe Sie nicht verrathen, ich werde nichts sagen, o tödten Sie mich nicht, Herr Carcasson."

„Zum Teufel mit diesen Ceremonien!" rief dieser und dann sich an die Gotton wendend: „Komm, gebe mir die Schlinge und halte ihm die Hände, während ich sie ihm um den Hals ziehe."

Im Instinkte der Selbsterhaltung wälzte sich das Kind dann auf der Erde, seinen Hals mit beiden Händen bedeckend und Hülferufe ausstoßend.

„O Du hast gut schreien," sagte Carcasson den Knaben in die Höhe hebend, während Gotton sich bemühte dessen Hände zu halten; „Dein Hülferufen stört doch Niemand als uns und bei uns hat es denselben Effekt, als ob Du ein Liedchen fängest."

Die Kraft des Kindes war erschöpft, seine Hände fielen herab, der Strick wurde um seinen Hals gelegt, es wollte noch einen letzten Schrei ausstoßen, ein letztes Lebewohl vielleicht an seine Mutter, aber seine Stimme erlosch plötzlich.

„Es ist geschehen," sagte Carcasson.

In diesem Augenblick wurde das Haus durch einen heftigen Stoß erschüttert; die äußere Thüre flog in Stücke und zwei Männer erschienen auf der Schwelle.

IV.

Nachdem sie die Thüre erbrochen hatten, warfen sich die beiden Polizeiagenten auf Carcasson, dessen herkulische Gestalt ihnen andeutete, daß es ihrer vereinigten Kräfte bedürfe, um ihn zu überwältigen.

Trotz seiner Ueberraschung wehrte sich Carcasson auf das Aeußerste und brachte seinen Gegnern mächtige Schläge bei, doch diese waren auch kräftig und kampfgeübt und es gelang ihnen bald, den Banditen zu überwältigen und ihm die Hände auf den Rücken zu binden.

Gotton wollte zwar ihrem Kameraden zu Hülfe eilen, ein kraftvoller Fußtritt machte sie aber sofort kampfunfähig.

Als Carcasson bemeistert war, blieb einer der Agenten als Wächter neben ihm, während der Andere dem Kinde zu Hülfe eilte, das todtenblaß und leblos auf dem Boden lag.

Seine erste Sorge war, die ihm um den Hals gelegte Schnur zu durchschneiden, worauf er seinen Mund an den des Kindes brachte, um demselben Luft einzuhauchen.

Albert immer noch kalt und starr, gab kein Lebenszeichen.

„Das ist verlorene Mühe," sagte Gotton, „da ist nichts mehr zu hoffrn, der letzte Athemzug ist dahin."

Der Agent ließ sich aber von weiteren Anstrengungen nicht abhalten, während sein College die beiden Verbrecher überwachte.

Plötzlich erhob er sich mit dem Rufe: „Es athmet."

Eine kaum bemerkbare Röthe begann sich auf den Wangen des Kindes zu zeigen, seinen halbgeöffneten Lippen entstieg ein leiser Hauch und endlich öffnete der Kleine die Augen und warf einen Blick umher.

„Sei nur beruhigt, mein Kind," beeilte sich der Agent den Kleinen zu trösten, „Du bist gerettet; wir haben Dich den Händen dieser Banditen entrissen und bringen Dich, noch ehe eine Stunde vergeht, zu Deiner Familie zurück."

„Mein Vater und meine Mutter, so werde ich Euch doch wiedersehen," flüsterte Albert vor Freude strahlend.

„Ja, mein Kind, Du wirst bald in ihren Armen liegen."

Sich an Gotton und Carcasson wendend, befahl der Agent: „Nun vorwärts, nach Paris!"

Gotton erhob sich.

„So lassen Sie mich doch wenigstens meine Kleider und Familienpapiere mitnehmen," sagte Carcasson.

„Seine Papiere!" lachte der Eine der Agenten, „vergessen Sie auch die Pergamente nicht, Herr von Carcasson. Höre, Vignot, biete der Madame Deinen Arm und begleite sie auf die Präfectur."

Vignot näherte sich dem Weibe mit den Worten: „Vorwärts meine Schöne! der Herr Untersuchungsrichter wünscht Ihnen seine Huldigung darzubringen."

Gotton warf dem Agenten einen verächtlichen Blick zu und bemerkte: „Ich bin bereit."

In diesem Augenblicke hörte man das Geräusch eines Wagens.

„Wie kommt ein Wagen hierher? Was hat das zu bedeuten?" fragte Vignot.

„Es wird ohne Zweifel Rabourdin sein, denn er sagte mir, daß er uns wahrscheinlich folgen würde."

Nach Verlauf weniger Minuten hielt der Wagen vor der Thüre. Ein Mann verließ denselben und betrat das Haus; es war ein Commissär mit seiner Schärpe.

Die Haare desselben waren schneeweiß und er trug eine goldene Brille, hinter welcher man zwei blitzende Augen sah. Im Eintreten begrüßte er die beiden Agenten, worauf er sich an Gotton und Carcasson wandte: „Aha, da haben wir die Vögel!" Darauf sagte er zu den Agenten: „Rabourdin war verhindert und hat mich an seiner Statt gesandt."

Den kleinen Albert bemerkend, der sich nun wieder vollständig erholt hatte, sagte er zu demselben:

„Dies ist wohl das Kind, der kleine Albert von Savignac, den diese Elenden so grausam behandelten?"

„Ja, Herr Commissär," antwortete Vignot.

„Ich dachte es, denn ich bin dieser Sache mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt;" er durchsuchte dann das Haus in allen Winkeln, worauf er sich an die beiden Agenten wandte:

„Bleiben Sie hier und nehmen Sie genaue Notiz von allen Gegenständen im Hause und bringen Sie Dasjenige zur Seite, was zu der Ueberführung dieser Verbrecher beitragen kann; machen Sie eine genaue Beschreibung von der ganzen Wohnung und kommen Sie dann zu mir auf die Präfectur."

Die Agenten verneigten sich.

„Ich will die beiden Elenden selbst mit mir nehmen; legen Sie denselben aber vorher die Handschellen mit aller Vorsicht an."

„Möchte wohl sehen, wie sie sich derselben entledigten," sagte Vignot.

„Trotz der Handschellen," bemerkte der andere Agent, „halte ich es doch nicht räthlich für Sie, in einem Wagen allein mit solcher Gesellschaft zu fahren; nehmen Sie besser einen von uns mit, Herr Commissär."

Ein Paar Pistolen zeigend, antwortete dieser: „Mit Hülfe dieser Waffen getraue ich mich schon dieselben in Respect zu halten. Außerdem bin ich nicht allein, denn der Kutscher ist beauftragt, mir bei dem ersten Alarm zu Hülfe zu kommen."

„Nun mit diesen Vorsichtsmaßregeln können Sie wohl fortgehen," sagte Vignot; „aber wer soll das Kind zu seiner Familie bringen? Wollen Sie dies übernehmen, Herr Commissär?"

„Ja, das ist meine Sache; ich habe bereits Jemand zu seinen Eltern geschickt, um dieselben auf die Polizeipräfectur zu bescheiden, wo sie mich jedenfalls jetzt schon erwarten. — Bringt mir also das würdige Paar in den Wagen und setzen Sie das Kind neben den Kutscher."

Die beiden Agenten stießen Carcasson und Gotton vor sich her und zwangen sie, in den Fiaker zu steigen.

Der Commissär folgte ihnen; Albert wurde auf den Bock gehoben neben den Kutscher, worauf sich der Wagen in Bewegung setzte und in der Richtung nach Paris davon fuhr.

Carcasson saß finster brütend in einer Ecke; die fürchterliche Vision, welche ihn während seines ganzen Lebens verfolgt hatte, nämlich das Schaffot, stieg vor ihm auf und schon sah er sich auf der Richtstätte umgeben von einer gaffenden Menge.

Er schien wie die Gotton sehr niedergeschlagen zu sein, trotzdem hätte man bemerken können, daß seine Hände fortwährend in Bewegung waren.

Der Comissär sah dies und verstand die Ursache.

„Wir scheinen sehr aufgeregt zu sein, Meister Carcasson," sagte er zu dem Banditen.

Carcasson antwortete nicht.

Der Comissär zog eine Pistole aus der Tasche und zog auf die ruhigste Weise den Hahn.

„O, genieren Sie sich gar nicht, entledigen Sie sich der Handschellen wenn Sie können, ich mache dieselben durch eine Kugel durch Euern Kopf bald überflüssig."

Der Fiaker fuhr noch einige Zeit rasch dahin, als er plötzlich stille stand.

Der Comissär streckte den Kopf durch das Thürfenster und sah, daß sie sich in der Mitte der Ebene befanden, in einer ziemlich großen Entfernung von den Häusern und daß sich Niemand im Augenblicke in der Umgegend zeigte.

Er öffnete die Thüre und stieg aus.

„Vorwärts, herausgekommen!" befahl er seinen beiden Gefangenen.

„Hier inmitten der Ebene, weshalb das?" fragte Carcasson trotzig.

„Nur herausgekommen, man wird es Euch schon sagen."

Carcasson entschloß sich endlich zu gehorchen und die Gotton machte es ebenso.

„Niemand in der Nähe?" fragte der Commissär den Kutscher, welcher von seinem Platze aus, die ganze Gegend übersehen konnte.

„Niemand," antwortete dieser.

Es lag hier ein Geheimniß zu Grunde, das Carcasson lebhaft beunruhigte.

„Es scheint mir, daß man uns hier massacriren will," sagte er leise zu Gotton.

„Möglich," antwortete diese, „mit Leuten unseres Schlages macht man eben nicht viel Federlesens."

Carcasson erbleichte.

Plötzlich schlug ihm der Commissär auf die Schulter und richtete einen festen Blick auf ihn:

„Dummkopf!" sagte er; „so hast Du mich also nicht erkannt?"

Und sich in einem Momente der Schärpe, der Brille und seiner weißen Perrücke entledigend, zeigten sich den erstaunten Blicken Carcassons und der Gotton die wohlbekannten Züge Marescots.

„Sie, Herr Marescot?" rief der Bandit.

„Ich selbst."

„Aber wie geht dies Alles zu?"

„Habe ich Euch nicht versprochen, Euch zu retten? Ich habe Wort gehalten."

„Ich kann meinen Sinnen kaum trauen."

„Jeder Augenblick ist kostbar; reicht mir rasch beide Euere Hände, um die Handschellen zu entfernen."

Marescot mochte diese Operation schon öfter vorgenommen haben, denn in weniger als fünf Minuten waren die Hände von Gotton und Carcasson frei.

„Jetzt gebe mir das Kind," rief Marescot dem vorgeblichen Kutscher zu.

Dieser reichte ihm den Knaben herab.

„So dies wäre nun in Ordnung," sagte Marescot zu Carcasson; „ich habe versprochen Euch zu retten und habe mein Wort gehalten; Ihr seid nun frei, das Uebrige geht mich nichts an. Guten Abend und viel Glück auf den Weg."

In den Fiaker springend, rief er dem Kutscher zu: „Nach den Champs-Elysees!"

„Mein Herr, mein Herr," schrie Albert in Thränen, „nehmen Sie mich mit, lassen Sie mich doch nicht hier."

Aber der Fiaker war schon weit und das Kind befand sich wieder in der Gewalt von Gotton und Carcasson.

V.

Es war Nacht; eine tiefe Stille herrschte über dem Lande.

Das Schloß, in welchem die Trauung Janes von Rougemare mit dem Vicomte d'Hasty stattgefunden hatte, war beinahe verödet; es waren nur noch einige Diener daselbst geblieben, welche alle zu dieser späten Stunde im tiefen Schlaf lagen.

Ein einziges Licht brannte nur im Schlosse. Es war dies in einem Zimmer, in welchem an dem offenen Fenster ein junger Mann saß und den silbergleichen Nebel beobachtete, der in dem Mondlichte über das Gehölz von Meudon zog.

Dieser junge Mann war Leon Saurel. Sein Gesicht zeigte von der tödtlichen Verzweiflung, die ihn beherrschte. Von Zeit zu Zeit wandten sich seine Blicke mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Angst gegen eine Thüre; dann richteten sie sich wieder auf das Land, als ob sie die Stille und das Halbdunkel der Nacht durchdringen wollten.

Endlich öffnete sich die Thüre und ein Greis trat ein.

„Nun, Doctor?" fragte ihn der junge Mann mit bebender Stimme.

„Nun," antwortete der Greis die Hand Leon Saurels erfassend, „ich kann nichts Neues melden,

sie befindet sich immer noch in demselben Zustande."

„Wie, Sie verzweifeln daran sie wieder ins Leben zurückzurufen?"

„Nicht ganz, aber ich will es Ihnen auch nicht verbergen, daß ich nur wenig Hoffnung habe."

„O mein Gott! mein Gott!" seufzte Saurel.

Der Doctor ergriff wieder das Wort: „Da wir nun Zeit zum Plaudern haben, so sagen Sie mir Alles bis in das geringste Detail; es ist unbedingt nothwendig, daß ich Alles erfahre."

„So hören Sie," sagte Saurel. „Ich wußte, daß ein Elender, der Vicomte d'Hasty, einen todtbringenden Trank für Jane bereitet hatte und daß deren Vergiftung in der Hochzeitnacht stattfinden sollte, deren Zeit in dem Testamente der Herzogin von Rougemare festgesetzt war. Weil ich dies wußte, so hielten mich der Vicomte und seine Genossen in einem Gefängniß eingeschlossen, wo mich der Tod sicherlich erwartete, indem die Verbündeten sich wohl denken konnten, daß ich nach Erlangung meiner Freiheit sie sofort anzeigen würde. Was ich gelitten habe, als der unglückselige Tag immer näher kam und dann in dieser gräßlichen Hochzeitnacht, kann ich Ihnen mit Worten nicht beschreiben. Als ich meinen ersten Fluchtversuch gemacht hatte, der so unglücklich ausfiel, gab ich alle Hoffnung auf, Jane retten zu können, als ich an demselben Tage, welcher für die Hochzeit und für das Verbrechen bestimmt war, einen Gegenstand auf dem Boden fand, der mit meinem Brode gekommen sein mußte. Ich befühlte ihn, ich glaubte mich getäuscht zu haben, dann stieß ich einen Jubelruf aus, denn der gefundene Gegenstand war ein Schlüssel!"

„Ein Schlüssel! Wer mochte Ihnen den wohl zugesandt haben?"

„Es kann nur der Knabe Albert von Savignac gewesen sein."

Saurel machte eine Bewegung der Verzweiflung. „Armes Kind und Dich habe ich vergessen können! In meiner Angst zu spät zu kommen und Alles außer Acht lassend, was nicht Jane war, entschwand auch das Kind aus meinem Gedächtniß, dessen Vater und Mutter es noch jetzt beweinen. Vielleicht bin ich selbst die Ursache seines Todes! Ah! Doctor, wenn dies der Fall wäre, so würden mich die Gewissensbisse tödten."

Nach einer Pause fuhr er weiter: „Aber mein Schreiben muß Balthasar zugekommen sein, er ist jung, muthig, hochherzig und mein warmer Freund; er wird den Knaben erretten; ich muß mich an diesen Gedanken anklammern, wenn ich nicht den Verstand verlieren soll. Ja, er wird ihn retten."

„Daran zweifle ich nicht," entgegnete der Arzt, „aber kommen Sie zu Ihrer Erzählung zurück; es war dies wahrscheinlich der Schlüssel zur Höhle."

„Ja, Doctor, und fünf Minuten später als ich ihn gefunden hatte, war ich frei."

„Frei und glücklich."

„Nein, denn ein neuer Schrecken bemächtigte sich meiner; es war Nacht! denken Sie sich meine Angst, um welche Zeit mochte es sein? Mitternacht, vielleicht schon zwei Uhr! und dann war es zu spät. Einen Augenblick niedergeschmettert durch diese Angst fand ich bald meine ganze Energie wieder und ich lief nach der Richtung des Waldes von Clamart, indem ich mich glücklicherweise erinnerte, wie die Herzogin sebst noch verfügt hatte, daß unsere Vermählung in ihrem Schlosse zu Meudon gefeiert werden sollte. Nachdem ich drei Viertelstunde gelaufen war, betrat ich dieses Dorf; es war zehn Uhr, durch einen glücklichen Zufall waren mir die Bestandtheile des Giftes bekannt, das Jane beigebracht werden sollte; ich theilte dies einem Apotheker mit, dem ich von einem Unfall sprach, worauf er mir ein Gegengift mitgab. Ich lief nun zum Schlosse, dessen Mauer ich auf der Seite des Parks überstieg, einige Augenblicke später drang ich in ein Cabinet das zu dem Zimmer Janes führte, und als ich in dieses trat verließ es eben eine Kammerfrau. Eine halbgeleerte Tasse stand neben dem Bette und Jane schlief; sie war todtenbleich und kalt. Wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung öffnete ich ihre Lippen und goß ihr den Inhalt des Gegengifts ein, was sie, in einer schwachen Dosis genommen, retten sollte, das aber nun beinahe ihr vollständig beigebracht ein ebenso tödtliches Gift wurde, als das erste."

Sich auf die Stirne schlagend, rief er: „Und so hatte Gott mein Gebet erhört, er hatte mich aus dem Gefängniß befreit, er gab mir ein Hilfsmittel und ich! Ich habe sie getödtet! O Jane, meine theuere Jane!"

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und verfiel in heftiges Schluchzen.

Ein langes Schweigen trat ein; als Saurel wieder den Kopf erhob, ergriff er die Hand des Arztes.

„Hören Sie mich, Doctor," sagte er, „ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit; so grausam, so fürchterlich sie auch sein mag, ich will sie kennen, denn diese Ungewißheit tödtet mich."

Der Arzt schwieg und drehte sich um.

„Ah!" rief Saurel, „so haben Sie alle Hoffnung aufgegeben — es ist vorüber! Ich habe sie getödtet! Ich habe sie getödtet!"

Nach einigen Augenblicken fuhr er aber wieder auf: „Vielleicht, Doctor, verzweifeln wir aber zu frühe, theilen Sie mir Ihre Ansicht mit."

„Nun," sagte der Arzt ernst, „so will ich Ihnen die Wahrheit sagen: Nach meiner Berechnung sollte zwischen Mitternacht und ein Uhr eine Krisis bei der Kranken eintreten; diese Krisis allein konnte sie retten und nach Verlauf dieser Stunde war keine Hoffnung mehr."

„Nun?" fragte Saurel sich erhebend.

„Als ich ihr Zimmer verließ, schlug es eben ein Uhr."

„Und die Krisis hat stattgefunden, Doctor," flüsterte eine zarte und schwache Stimme hinter den beiden Männern.

Diese stießen einen Schrei aus und sich umdrehend, blieben sie stumm, unbeweglich vor einer wunderbaren Erscheinung stehen, die so schön, so weiß und zart war, daß sie einem Traumgebilde glich.

„Jane, Jane!" rief endlich Saurel und auf seine Kniee fallend, ergriff er ihre Hände und bedeckte sie mit Thränen und Küssen.

„Leon, mein Freund," sagte das junge Mädchen mit einer so schwachen, so reinen und doch so harmonischen Stimme, als ob sie vom Himmel käme.

„So reichen Sie ihr doch einen Stuhl," sagte der Arzt, „diese Verliebten denken nie an das Nöthigste."

Als sich die Kranke in einen großen Sessel niedergelassen hatte, setzte er sich zu ihrer Rechten, Saurel kniete zu ihrer Linken, worauf der Doctor wieder anfing:

„Zuvörderst, meine schöne Patientin, wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihr Arzt war?"

„O ich hörte und verstand Alles, was in meinem Zimmer vorging; ich war Zeuge Ihrer Bemühungen und der Verzweiflung des Herrn Saurel."

„Da Sie sich nun stark fühlen, so wollen wir doch nun ernstlich Ihre Lage prüfen und sehen was zu thun ist."

„O vor Allem laßt mich fort von hier!" rief Jane, „denn hören Sie mich, Doctor, ich habe Furcht vor diesen Menschen und will fort, was ja ein Leichtes ist, da mich Jedermann für todt hält; führen Sie mich weit weg von hier, ich bitte Sie, nehmen Sie mich mit."

„Nein, Sie können nicht weg von hier," sagte der Arzt mit ernster Miene.

„Weshalb nicht?" fragte Jane unruhig.

„Durch ihre Geldgierde getrieben, haben diese Elenden Ihr Leben nehmen wollen, nicht wahr?"

„Ja!" stöhnte die Braut.

„Nun von demselben Gefühle getrieben, giebt es Andere, welche jetzt Ihre Ehre angreifen."

„Großer Gott, was kann man gegen mich sagen?"

„Ihre Feinde, der Baron Chevillard an deren Spitze, behaupten, daß der Vicomte unter den verlorenen weiblichen Creaturen der Stadt eine Intriguantin wählte, um aus ihr eine Jane von Rougemare zu machen und mit ihrer Hilfe die ungeheuere Erbschaft zu erlangen, und dieser Scandal, der Sie mit unauslöschlicher Schande bedecken würde, käme vor das Gericht."

„O jetzt," rief Jane erröthet vor Zorn und Unwillen, „jetzt wo es sich darum handelt, meine Ehre zu vertheidigen, so bleibe ich und trotze allen Gefahren."

„Arme Jane," murmelte Saurel; „Du bist verloren!"

VI.

Trotz seiner fortgesetzten Nachforschungen war es Balthasar nicht gelungen, irgend eine Spur seines verschwundenen Freundes Saurel aufzufinden. Ueber diese Sache mit Dodophe Madure plaudernd, saß er eines Tagns in seinem Atelier.

Es muß hier vorübergehend erwähnt werden, daß Madure seines schmierigen Ueberzuges endlich los war und wieder anständige Kleider trug.

„Was mir von all diesen unerklärlichen Angelegenheiten am wenigsten verständlich ist, ist das Betragen unseres Deutschen. Hartmann hatte sich verpflichtet, die Vermählung von Jane von Rougemare mit diesem verdammten Vicomte, der mir schon eines Tages vor die Klinge kommen soll, zu hintertreiben und dennoch hat die Hochzeit stattgefunden; die arme Jane ist gestorben und

zwar noch in der Brautnacht, aber das Wie? muß noch ausgefunden werden. O! Herr Vicomte, glauben Sie ja nicht, daß ich Sie in Ruhe lassen werde, denn hier giebt es wohl ein tiefes Geheimniß zu entschleiern und wir werden es entschleiern." — Er wollte in diesem Tone fortfahren, als ihn Madure mit der Bemerkung unterbrach, daß es an der Thüre klopfe.

Balthasar lauschte.

Zwei leise Schläge ließen sich hören.

„Wer zum Teufel klopft denn so leise bei uns an," sagte Balthasar; „es wird ohne Zweifel eine Katze sein, wir wollen doch übrigens nachsehen."

Er öffnete und trat erstaunt zurück bei dem Erblicken der Person, welche sich vor der Thüre befand. Es war die kleine Angelina, die angenommene Tochter des Deutschen, welche, da sie nicht auf andere Weise zu klopfen wußte, mit dem Fuße an die Thüre trat.

Sie war allein und ihr schönes blondes Haar fiel in goldenen Locken über ihre Schultern.

Balthasar hob die Kleine in die Höhe und warf einen Blick auf die Treppe.

„Wo ist denn Papa Hartmann?" fragte er.

„Er ist dort unten bei uns," antwortete das Kind, „er ist voller Blut und athmet nicht mehr. — Ich hatte Hunger und bin deshalb zu Ihnen gekommen."

„Madure," sagte Balthasar, „dem armen Hartman ist wohl ein Unglück zugestoßen. Er ist alt, mittellos und sonach ohne Freunde; Niemand wird ihm zu Hilfe kommen, darum will ich es thun. Was diesen kleinen Engel betrifft, so gebe ihm zu essen oder noch besser, bringe ihn zu Suavita und bitte sie etwas gutes herzurichten."

Auf der Straße angelangt, eilte Balthasar so rasch vorwärts, daß er schon nach einer Viertel Stunde in der Straße Nevers anlangte.

Er fand den armen Deutschen auf seinem Bette, wohin ihn die Nachbarn gebracht hatten. Die Thüre war halb geöffnet und er befand sich in diesem Augenblicke allein; seine vom herannahenden Tode schon verschleierten Augen konnten Anfangs Balthasar nicht erkennen.

„Ich bin es, mein alter Hartmann, ich Balthasar," sagte der Maler zu ihm, „erkennen Sie mich nicht?"

Ein Strahl des wiederkehrenden Geistes zeigte sich auf den blassen Zügen des Greises.

„Sie, Herr Balthasar, Sie," stöhnte er, „ah, wie glücklich ich bin! — Der Himmel hat Sie zu mir gesandt."

Mit großer Anstrengung fuhr er fort: „Vor langer Zeit, ungefähr vor fünfzehn Jahren, habe ich eine schlechte Handlung begangen — — ich wollte sie wieder gut machen, aber man hat mich gemordet — — hören Sie mich an, ich will Ihnen diese heilige Mission überlassen."

Er mußte sich unterbrechen; sein Athem wurde schwer und pfeifend.

„Sie leiden, mein guter Hartmann, was kann ich für Sie thun? Zuvörderst will ich aber zu einem Arzte laufen."

„Nein bleiben Sie, es wäre überflüssig, ich werde bald sterben," sagte Hartmann; „ich könnte beruhigt sterben, beinahe glücklich, doch hängt dies von Ihnen ab, Herr Balthasar."

„Reden Sie, Hartmann, was soll geschehen?"

„Zuerst das Verbrechen, welches ich früher begangen habe, wieder gut machen und dafür bedürfen Sie die Papiere — — dort in dem kleinen Schranke am Fuße des Bettes finden Sie eine alte Brieftasche."

Balthasar öffnete den Schrank und fand das Bezeichnete.

„Sie werden darin Alles finden, was Sie zu diesem Wiedergutmachen nöthig haben. Doch dies ist nicht Alles; Angelina — — aber wo ist sie denn?"

„Bei mir."

„Bei Ihnen?"

„Sie hat mir die Nachricht von Ihrem Unglücke gebracht."

„Armes Kind," sagte der Greis mit Thränen in den Augen; — „zum zweiten Male wird die arme Kleine allein in der Welt stehen, Herr Balthasar, ich würde ruhig, glücklich sterben, wenn ich sie beschützt wüßte und Herr Balthasar —"

Der arme Deutsche zögerte.

„Beruhigen Sie sich darüber, ich nehme die Kleine an; bei mir, Madure und Suavita soll ihr dann gewiß nichts mangeln."

Bei diesen Worten verklärten sich die Züge des Sterbenden.

„Aber wer hat Sie denn so zugerichtet?" fragte Balthasar.

„Elende, im Solde des Vicomte von —"

„Des Vicomte d'Hasty?"

„Ja, von ihm."

„Ich dachte mir es! O, er soll auch dafür bezahlen.“

Hartmann machte ihm ein Zeichen, sich zu nähern.

„Herr Balthasar,“ sagte er mit erlöschender Stimme, „vergessen Sie nicht — — Angelina — — die Papiere — — ich danke — — leben Sie wohl! —“

Es war vorüber, der arme Deutsche war todt.

Balthasar drückte ihm die Augen zu und sprach zu sich selbst: „Da bleibt nur übrig ihn der Mutter Erde zurückzugeben und das hat Zeit bis morgen. Was ich zuvörderst zu thun habe, ist diese Papiere zu durchgehen, dies schien dem Armen am meisten am Herzen zu liegen. Rasch nach Hause um eine klare Einsicht zu erlangen.“

Er schloß die Thüre des Zimmers, übergab den Schlüssel dem Portier und bat ihn den Tod Hartmanns zur Anzeige zu bringen, worauf er den Weg noch der Staße d'Enfer einschlug. Zu Hause angelangt sah er Angelina in der Loge der Thürhüterin bei Tische und von dieser bedient.

„Suavita,“ sagte er zu der Thürhüterin, „ich bin der Vater dieser Kleinen geworden.“

„Nicht möglich! Was ist aus Hartmann geworden?“

„Der arme Hartmann ist dahin gegangen, wohin alle Modelle kommen, der arme alte Mann!“

Balthasar stieg nun rasch die Stiege hinauf nach seinem Atelier; dort erzählte er Madure die Scene, deren Zeuge er gewesen war, worauf er die Brieftasche des Deutschen öffnete und sich an die Durchsicht von deren Inhalt machte.

Während einiger Zeit schien er nichts von dem Inhalte aller der vor ihm liegenden Papiere zu verstehen. —

Plötzlich wurde er durch einen Brief aufmerksam, worauf er mit fieberhafter Hast alle Papiere durchlief und sich erhebend ausrief:

„Madure, gebe mir schnell meinen braunen Paletot, ich muß fort.“

„Wohin gehst Du?“

„Ich muß hohe Personen sehen, ich begebe mich nach dem Hotel Rougemare.“

„Hast Du Neuigkeiten von Saurel?“

„Vielleicht das, vielleicht etwas anders, jedenfalls würde es zu lange dauern, Dir Alles jetzt zu erklären, wozu ich keine Zeit habe; so gebe mir doch rasch meinen braunen Paletot.“

Im Augenblick als Balthasar das Kleidungsstück anzog, klopfte es an der Thüre.

Madure eilte um zu öffnen.

Es war die Portiere, welche einen Brief brachte.

„Nicht möglich!“ rief Balthasar, „man könnte glauben, es wäre die Handschrift Saurels.“

Er riß die Couverte weg und sah nach der Unterschrift.

„Der Brief ist von ihm, er ist sonach nicht todt.“

Balthasar durchlief rasch den Brief und als er zu Ende war, rief er seinem Freunde zu: „Madure ziehe auch Deinen Paletot an.“

„Warum?“

„Du mußt mich begleiten.“

„In das Hotel Rougemare?“

„Es handelt sich jetzt um etwas anderes! Wir begeben uns nach Montrouge.“

„Zu wem?“

„Zu den beiden Hallunken, welche vielleicht schon in diesem Augenblicke daran sind, ein armes Kind umzubringen, den kleinen Albert von Savignac, den sein Vater und seine Mutter schon als todt beweinen.“

„Ich bin bereit.“

„Hast Du die Pistolen?“

„Nein, aber hier sind zwei Messer die auch ihren Werth haben.“

„Gebe mir das eine und Du behältst das andere. Wenn diese Herren uns Schwierigkeiten machen, so werden wir ihnen zeigen wer Balthasar ist verdoppelt durch Madure.

VII.

Das Hotel Rougemare war in tiefe Trauer gestürzt, man hätte sagen können, daß ein Todesschleier darüber ausgebreitet lag, so traurig und verödet sah es daselbst aus. Das Schicksal hatte auch mit eiserner Hand dort eingegriffen; in wenigen Tagen hatten drei Katastrophen diese Familie heimgesucht.

Zuvörderst der Tod der Herzogin von Rougemare, die hochgeehrte Ahnin des Hauses.

Dann die Entführung Alberts von Savignac, dessen Verschwinden die fürchterlichsten Folgen nach sich zu ziehen schienen, indem der Verstand seiner Mutter augenscheinlich durch den herben Verlust zu leiden begann.

Und dann endlich der unerwartete, wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel gekommene Tod

Janes von Rougemare, dem jungen so lange verlorenen Mädchen, das durch seine natürliche Grazie sich bald die Liebe der ganzen Familie erworben hatte.

Es herrschte sonach in dem weitläufigen Gebäude die tiefste Stille; Niemand als der Graf und die Gräfin von Savignac bewohnten noch dasselbe, und diese befanden sich stets auswärts bei den Nachforschungen für ihr Kind; außerdem noch die Dienerschaft, welche beinahe ebensosehr den Schmez fühlte, wie ihre Herrschaft.

Der Baron Chevillard fragte soeben mit augenscheinlich großem Interesse eine Kammerfrau der Gräfin:

„Man hat also noch Hoffnung das arme Kind wieder aufzufinden?"

„Ja, Herr Baron," antwortete das Mädchen, „der Polizeiagent Herr Rabourdin hat diesen Morgen einen Mann zu dem Herrn Grafen geschickt, um ihm zu sagen, daß er sich sofort nach Montrouge begebe, wo zwei Agenten sein Kind schon jetzt befreit hätten; und er bemerkte noch dazu, daß wenn dieselben das Haus zu Montrouge schon verlassen hätten, so würde er sie auf der Polizeipräfectur finden."

„Das sind ja kostbare Neuigkeiten," rief der Baron sich die Hände reibend und mit der Miene großer Freude.

„Darauf hat sich der Herr Graf sofort zu Pferde nach Montrouge begeben, während die Frau Gräfin nach der Präfectur eilte."

„So werden wir hoffentlich das theure Kind wiedersehen," rief der Baron im Fortgehen.

Aber kaum außerhalb des Hotels verfinsterte sich plötzlich seine Miene.

„Das geht schlecht," murmelte er, „unsere Angelegenheit nimmt eine schlechte Wendung. Saurel frei und das Geheimniß des Vicomte kennend, ist im Stande jeden Augenblick das Verbrechen zu enthüllen; Albert wieder aufgefunden, Carcasson und Gotton in den Händen der Polizei und ohne Zweifel nur allzu bereit den Vicomte und Marescot zu verrathen um für sich Gnade zu finden und diese endlich auch ohne Zweifel bereit, meine Theilhaberschaft in den beiden Angelegenheiten kund zu thun. Dieß ist ungefähr die jetzige Sachlage und ich muß gestehen, daß die Situation eben nicht rosenfarbig ist."

Er überlegte einige Augenblicke.

„Ich bin verloren," sagte er endlich, „wenn ich nicht rasch handle und dazu steht mir nur ein Mittel zu Gebot: Es ist dies mich zuerst gegen meine beiden Verbündeten zu wenden, welche es andernfalls sicher gegen mich thun werden."

Während sich der Baron Chevillard diesen Gedanken hingab, kam ein mit Schaum bedecktes Pferd vor das Hotel Rougemare, dessen Reiter sofort in das Haus eilte.

Derselbe war bleich und schien in großer Aufregung.

„Nun? Herr Graf," fragte ihn die Kammerfrau, welche ihn seit dem Morgen erwartet hatte.

„Nun, ich weiß nichts, gar nichts."

Mit großer Lebhaftigkeit fuhr er fort: „Aber meine Frau?"

„Die Frau Gräfin ist noch nicht zurück."

„Hat sie sich nach der Polizeipräfectur begeben?"

„Ja, Herr Graf."

Der Graf von Savignac sank auf einen Stuhl und sah so todtenbleich aus, daß die Kammerfrau befürchtete, er werde ohnmächtig.

„Um Verzeihung, Herr Graf, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, aber wir sind alle so beunruhigt über das Schicksal unseres jungen Herrn —"

Mit einem tiefen Seufzer antwortete der Graf: „So schnell als mich das Pferd nur bringen konnte, eilte ich nach dem Hause von Montrouge, wo ich glaubte mein Kind zu finden; dort angekommen, springe ich aus dem Sattel, stürze mich in das Haus — dasselbe war leer!"

„Das arme Kind war also nicht mehr dorten?"

„Es war verschwunden, ebenso wie die Banditen, die es gefangen hielten und die beiden Agenten, welche ich dort finden sollte. Ich glaubte es daher hier bei der Gräfin finden zu können und deshalb sehen Sie mich jetzt so überwältigt. Doch gebe ich mich noch der Hoffnung hin, daß die beiden Polizeiagenten das Haus vor meiner Ankunft dorten verließen und daß sie sich nun mit meinem Kinde auf der Präfectur befinden, von wo es bald mit seiner Mutter nach Hause kommen wird."

Plötzlich ließ sich das Geräusch eines Wagens vernehmen.

„Hier sind sie," rief der Graf sich erhebend und an das Fenster eilend.

Es war wirklich der Wagen der Gräfin, welcher in den Hofraum fuhr.

Die Wagenthüre wurde geöffnet, die Gräfin sprang heraus und eilte mit raschen Schritten in das Hotel.

„Und mein Kind! mein Kind!" stöhnte der Graf mit gebrochener Stimme.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin ein. Auf der Schwelle blieb sie stehen und warf einen vor Angst glühenden Blick auf ihren Gemahl:

„Albert! er ist hier, nicht wahr?"

„Du hast ihn also nicht gebracht?" rief der Graf.

Er eilte rasch zu seiner Frau, die von Schmerz übermannt, ohnmächtig umsank.

Als sie sich nach geraumer Zeit wieder etwas erholt hatte, fragte sie der Graf: „Lina, meine Freundin, was ist geschehen?"

„Ich wartete auf der Präfectur; Herr Rabourdin war bei mir und versicherte mich, daß ich nun endlich mein Kind wiedersehen würde, als wir nach Verlauf von zwei ewiglangen Stunden nur zwei Agenten eintreten sahen. Ich erbleichte und erzitterte an allen Gliedern als ich dieselben allein sah.

„Nun, wo ist das Kind?" fragte sie Herr Rabourdin.

„Das Kind? Nun wir haben es sammt den beiden Banditen dem Polizeicommissär überantwortet, welchen Sie uns zuschickten.

„Ein Polizeicommissär! ich habe Niemand gesandt; man hat Euch hintergangen, die beiden Banditen wurden durch einen ihrer Spießgesellen befreit und Gott weiß, wohin sie das arme Kind führen.

„Bei dieser grausamen Enttäuschung stieß ich einen Schreckensruf aus.

„Madame," sagte darauf Herr Rabourdin zu mir, „Ihr Kind war eine stete Gefahr und Hinderniß für diese Elenden; deshalb haben sie demselben seine Freiheit wieder gegeben und wer weiß ob Sie es nicht zu Hause finden, wenn Sie dahin zurückkehren.

„Darauf warf ich mich wieder in meinen Wagen und während des ganzen Weges lag ich darin auf den Knieen zu Gott flehend, für die Wiederkehr meines Kindes. Ich betete so viel, daß sich die Hoffnung in mein Herz stahl, ich würde mein Kind hier finden und dennoch ist es nicht hier, man hat es uns wieder entführt. O, mein Gott, mein Gott, was wird aus ihm werden!"

Sie warf sich aufs Neue in die Arme des Grafen, der ihr vergebens den Trost beizubringen versuchte, der ihm selbst fehlte.

Ganz ihrer Verzweiflung hingegeben, bemerkten sie kaum, daß die Thüre des Salons plötzlich geöffnet wurde, und zwei Männer von sonderbarem Aussehen eintraten.

„Verzeihung, Herr Graf, Verzeihung, Frau Gräfin," sagte der Größere der beiden Männer, wenn ich mir die Freiheit nahm mit meinem Freunde Madure unangemeldet bei Ihnen einzutreten, aber —"

Er trat auf die Seite und in diesem Augenblicke eilte ein Kind zu der Gräfin.

„Mutter!"

Es war Albert.

Die Gräfin wollte aufjubeln, aber der Ton erstarb auf ihren Lippen.

Das Kind bedeckte sie mit seinen Thränen und Küssen.

„Mein Kind, mein Albert," rief sie endlich, den Knaben leidenschaftlich umarmend. „Albert, Albert, Du bist es! o mein Gott! ist es denn auch kein Traum?"

Und die Mutter beinahe wahnsinnig vor Freude, die Augen voller Thränen und mit schluchzender Stimme, lachte und weinte zu gleicher Zeit, den Kopf ihres Kindes mit heißen Küssen bedeckend.

Darauf nahm es der Vater in seine Arme und die Drei bildeten eine Gruppe, deren Freudenthränen und Jubelrufe sich mit einander vermischten.

Balthasar bemerkte, daß Madure ebenfalls weinte.

„Dummkopf," rief er, sich aber selbst dabei eine Thräne abwischend, „macht mich das Kameel auch noch weinen!"

VIII.

Nachdem sich der Graf und die Gräfin endlich an ihrem verloren geglaubten Kinde satt geküßt hatten, bemerkten sie zuerst, daß der arme Kleine in Lumpen gehüllt war, daß seine schönen blonden Haare verwirrt, seine Augen geröthet und seine Züge erbleicht und abgemagert waren.

„O mein theueres Kind," sagte die junge Mutter, es auf's Neue in die Arme schließend, „die Elenden haben Dich wohl viel erleiden lassen."

„Ja, sie haben mich oft geschlagen," antwortete Albert sich an die Brust seiner Mutter nestelnd.

„Mißhandelt haben sie Dich!" rief die Gräfin mit thränenvollem Auge, „Du armer Kleiner!"

„O, das ist nicht Alles," sagte das Kind, „diesen Morgen wollten sie mich mit einem Stricke erwürgen."

„Das ist ja unmöglich!" rief der Graf; „sie wollten Dir wohl nur Furcht machen."

„Sieh nur hierher," sagte das Kind zu seinem Vater, wobei es auf seinen Hals deutete, wo eine bläuliche Linie den Beweis des Verbrechens lieferte, dem das Kind nur wie durch ein Wunder entronnen war.

Der Vater erbleichte bei diesem Anblicke und die Mutter verdoppelte unter Thränen ihre Liebkosungen.

„Als wir das Haus verlassen hatten," fuhr Albert fort, „und uns auf der Ebene befanden, sagten Gotton und Carcasson: Wir müssen Frankreich verlassen, wir nehmen das Kind mit nach England und dort werden wir schon unsern Vortheil daraus ziehen."

„Nach England!" rief die Gräfin, „dann wärest Du für immer für uns verloren gewesen."

„Aber plötzlich sehen wir zwei Herren auf uns zueilen — diese dort, Mama," sagte Albert auf Balthasar und Madure zeigend, welche noch immer an der Thüre standen.

Der Graf erhob sich und eilte zu denselben. „Mein Gott, Ihr Herren, ich muß Sie tausendmal um Entschuldigung bitten," sagte er auf Albert deutend, „aber Sie verstehen wohl die Ursache, nicht wahr? Wir sind in einer und derselben Minute aus der tödtlichsten Verzweiflung zum unbegrenztesten Jubel übergegangen; — die Freude hat uns den Kopf verdreht!"

„Keine Entschuldigung nothwendig, Herr Graf, geben Sie sich nur ungestört Ihrer Vaterfreude hin."

„Aber so kommen Sie doch, Ihr Herren," sagte der Graf zu den beiden Künstlern, „und erzählen Sie uns, wie es Ihnen gelang, unser theures Kind zu retten," dabei zwang er die Beiden aufs herzlichste sich bei ihnen niederzusetzen.

Balthasar folgte sofort der Einladung, Madure dagegen sträubte sich linkisch bis ihn endlich ein Blick seines Freundes auch dazu brachte.

„Wie sich dieses Alles ereignete, will ich Ihnen mittheilen, Frau Gräfin," sagte Balthasar „Ich erhielt nämlich ein Schreiben, worin mir die Gefahr mitgetheilt wurde, in welcher dieses Kind stand und worin ich gebeten wurde, mich sofort zu seiner Befreiung aufzumachen. Ich sage zu meinem Freunde Dodophe Madure, der hier gegenwärtig ist: Wir müssen für eine kurze Zeit den Weg zur Unsterblichkeit verlassen und den nach Montrouge einschlagen. Eine Viertelstunde später waren wir schon auf der Ebene und suchten mit den Augen nach dem isolirt stehenden Hause, das uns bezeichnet worden war, als wir einen Mann, eine Frau und ein Kind uns entgegenkommen sahen; ich hatte meinen Blick auf dieselben gerichtet, welcher den Ruf hat, ein amerikanischer zu sein und sage zu meinem Freunde: Cocambo! — Verzeihung Madure — studire die Ausstaffirung der dort Kommenden und sage mir Deine Ansicht.

„Meine Ansicht, antwortete Madure, ist die, daß wenn ich Richter wäre, ich sie ohne Geständniß auf die Galeere schicken würde.

„So wollen wir auf dieselben zugehen und sie uns näher betrachten.

„Wir näherten uns nun den Individuen, welchen gar nichts daran zu liegen schien, unsere nähere Bekanntschaft zu machen, und ich sagte zu dem Manne:

„Wollen Sie mir erlauben, dies Kind zu fragen wie es sich nennt.

„Der Bandit erkannte die Gefahr.

„Was geht das Dich an, antwortete er, mir einen wüthenden Blick zuwerfend. Darauf gab er seiner Dame ein Zeichen und ohne nur zu sagen „aufgepaßt," warfen sie sich mit dem Messer auf uns."

„Großer Gott," rief die Gräfin, „die Elenden hätten Sie tödten können."

„Ja wohl, aber ich hatte ebenfalls einen Blick mit Madure gewechselt und in demselben Momente flogen zwei superbe catalonische Messer aus unseren Taschen. Die Schlacht war schwer, denn ich hatte es mit einer Art Herkules zu thun und Madure befand sich einer wahren Tigerin gegenüber; aber endlich gelang es mir meinem Gegner einen Finger abzuschneiden, wodurch ich seiner entledigt wurde und zu Madame Gotton lief, die ich mit einem Faustschlage in den Nacken niederwarf. Carcasson dachte nun daran durchzugehen, aber unser Gefecht hatte mehrere Arbeiter herangezogen, die mir beistanden, ihn zu arretiren; mehrere Polizeiagenten langten ebenfalls bald an

und übernahmen es unsern Gegnern den Weg zur Präfectur zu zeigen, während wir Ihr Kind hierherbrachten."

„Ah, mein Herr," rief die Gräfin, die Hand des Künstlers erfassend, „wie können wir uns Ihnen gegenüber je dieser Schuld entledigen."

„Mein Gott, Frau Gräfin," antwortete Balthasar bewegt, „Ihre Thränen und das Uebermaß Ihres Glückes haben uns soeben ein solches Entzücken verursacht, daß wir dadurch vollständig quitt sind."

„Nun, so müssen wir von etwas anderem reden," sagte der Graf, „Herr Balthasar, wie ich glaube, sind Sie Maler."

„Ja, Herr Graf, und hier ist mein Schüler."

„Nun, Herr Baltlasar, ich habe eine Bitte an Sie."

„Sprechen Sie, Herr Graf."

„Ich habe in der Gegend von Chelles ein Schloß, das ich längst durch Wandmalereien geschmückt sehen möchte, und habe für diesen Zweck 20,000 Francs bestimmt; wenn Sie so freundlich sein wollten, Sie und Herr Madure —"

„Herr Graf," sagte Balthasar, „Ihre Mauern sind rein, nicht wahr? Nun so wollen wir sie nicht beschmutzen. Mein Freund Madure und ich sind ehrlich, es ist unser Prinzip die Mauern unsers Nächsten zu respectiren. Die Aehnlichkeit, die halbe Aehnlichkeit und die Familienähnlichkeit sind unsere Spezialitäten, die Frescomalerei kommt vielleicht, aber jedenfalls etwas später."

„Gut, so verschieben wir diese Malereien bis zu gelegener Zeit, aber ich habe jetzt etwas anderes zu bitten."

„Ich stehe zu Befehl, Herr Graf."

„Ich habe hier noch eine ganze Reihe von Localitäten leer, unter denen es wohl leicht wäre, außer einer angenehmen Wohnung ein schönes Maleratelier zu finden. Sie würden mich wirklich verbinden, wenn Sie —"

„Nein, Herr Graf," sagte Balthasar, „es würde mich freuen, Ihnen gefällig zu sein, aber auf diese Art und Weise kann ich es nicht. Wenn Sie darauf bestehen sich Ihrer Schuld gegen uns, die überhaupt nicht existirt, zu entledigen, so kann es auf diese Weise sicher nicht geschehen."

Es entstand ein peinliches Schweigen, worauf der Graf wieder das Wort ergriff:

„Sie haben mich nicht aussprechen lassen, mein lieber Herr Balthasar und wissen sonach nicht unter welchen Umständen ich Ihnen eine Wohnung und ein Atelier anbiete."

„Ich bin begierig, Herr Graf."

„Wenn Sie zu bescheiden sind, Frescomalereien zu unternehmen, so werden Sie doch diese Bescheidenheit nicht so weit treiben, zu glauben, daß Sie unfähig wären, das Zeichnen zu lehren."

„Ja, was das anbelangt!"

„Nun gut, hier ist ein Schüler, dessen künstlerische Erziehung Sie hoffentlich nicht ablehnen werden."

„Nein, gewiß nicht."

„Also so sind wir darüber einig, daß Sie von heute an der Lehrer Alberts sind und in dieser Eigenschaft werden Sie wohl nun keinen Anstand mehr nehmen, nebst Ihrem Freunde Madure bei mir zu wohnen, der Ihre Stelle einnimmt, wenn Sie durch wichtigere Arbeiten abgehalten sind."

Madure verbeugte sich.

„Wir haben uns also nur noch über einen Punkt zu verständigen," fuhr der Graf weiter, „über Ihren Gehalt und wenn Sie mir erlauben, eine Summe zu fixiren —"

„Fixiren Sie nur zu, Herr Graf, ich werde schon wissen, ob Ihre Ansicht mit der meinigen harmonirt."

„Nun, Herr Bathasar, glauben Sie daß 6000 Francs nebst Wohnung und Tisch, den Sie gefälligst bei mir annehmen werden, ein annehmlicher Preis wäre?"

„Nein, Herr Graf," antwortete Balthasar.

„Ah!"

„Ich finde, daß dies ein übertriebener Preis wäre, und daß, wenn wir 3000 Francs annehmen, wir schon nicht mehr wissen werden, was damit anzufangen."

„Gut, so sei es. Die Wohnung ist vollständig möblirt, Sie haben sonach nur Ihre Gestelle, Ihre Pinsel und Paletten in das Atelier schaffen zu lassen, das bereits morgen für Sie in Ordnung sein wird."

„Also auf Morgen," sagte Balthasar, sich erhebend.

„Wollen Sie uns schon verlassen?" rief die Gräfin.

„Ja, Frau Gräfin, ich eile nach Hause um dorten Papiere zu holen, die, wie ich hoffe, für ein gewisses Mitglied Ihrer Familie von großem Interesse sind."

Er grüßte den Graf und die Gräfin und ging mit Madure weg, zu dem er auf der Straße sagte:

„Nun, mein Alter, glaube ich, daß es mit der Poesie und dem Elend bei uns zu Ende ist.“

IX.

Als der Vicomte d'Hasty seine Wohnung verlassen hatte, wo sich die Leiche Isidors befand, warf er sich in den Wagen, der ihn erwartete und ließ sich in das Hotel Rougemare bringen.

Dort heuchelte er die tiefste Traurigkeit und ließ sich durch eine alte Dienerin der Herzogin nach dem Zimmer Janes führen, wo er einige Andenken an Diejenige zu sich nehmen wollte, wie er bemerkte, die ihm auf so grausame Weise entrissen worden war. In diesem Zimmer angelangt, schloß er die Thüre, unter dem Vorwande, um sich ungestört sammeln zu können; als er jedoch allein war, eilte er auf den Schrank zu, in welchem einige Tage vorher die drei Millionen eingeschlossen worden waren.

Aber der Schrank war geschlossen, der Schlüssel nicht vorhanden und die eichene Thüre sehr stark.

Doch der Vicomte hatte alle diese Schwierigkeiten vorhergesehen und sich mit einem Bunde Nachschlüssel versehen.

In diesem Augenblicke hatte der elegante Vicomte d'Hasty die Manieren des Gentlemans, die er stets zur Schau trug, bei Seite gelegt und an seine Stelle war der alte Abenteurer getreten, es war Pitard in seiner wahren Gestalt.

Mit besonderer Fertigkeit handhabte er die falschen Schlüssel und in weniger als einer Minute war der Schrank geöffnet.

Ein Gefühl der Bangigkeit übermannte den kühnen Räuber, als er sich so nahe dem angestrebten Schatze sah. War es nicht möglich, daß er in diesem lang ersehnten Augenblicke überrascht wurde?

Aber nein, nichts störte die Stille, das Hotel Rougemare war noch immer in Trauer gehüllt.

Nach kurzem Zögern bemächtigte sich der Vicomte des Portefeuilles, öffnete es mit fieberischer Hast, durchsah die Werthpapiere, welche es enthielt, steckte es vorsichtig in die Tasche seines Paletots, legte alle Sachen wieder genau auf dieselben Stellen, an denen sie sich vorher befunden hatten, worauf er die Zimmerthüre wieder aufschloß.

„Jetzt fort nach Begien!“ sagte er. „Dieser arme Marescot hielt mich wahrlich für dumm genug, daß ich ihn erwartete!“

Er wollte eben den Weg wieder einschlagen, auf welchem er gekommen war, als er das Geräusch von Schritten in der Vorhalle hörte. Er hielt rasch an.

„Möglicherweise, daß er es ist,“ murmelte er, „denn um diese Zeit wollte er mich hier treffen; es wäre dies eine unangenehme Begegnung und wollen wir lieber eine andere Richtung einschlagen.“

Wieder zurückkehrend suchte er einen Ausweg am andern Ende des Ganges; endlich erblickte er eine Thüre und glaubte dieselbe führe auf eine Gallerie und von dieser auf eine Stiege; er öffnete sie daher ohne Zögern.

Er war nicht wenig erstaunt sich in einem großen Salon zu sehen, in welchem ungefähr zwanzig Personen versammelt waren, in denen er die Hauptmitglieder der Familie Rougemare erkannte.

Bei diesem Anblick wollte er rasch wieder umkehren, doch eine ihm wohlbekannte Stimme, die des Barons Chevillard, rief ihm zu:

„Bleiben Sie nur, Herr Vicomte, Sie sind hier nicht zu viel, im Gegentheil ist Ihre Anwesenheit bei uns sehr erwünscht.“

Hier war an ein Weggehen nicht mehr zu denken und trotz seines Widerwillens, mußte der Vicomte in dem Zirkel Platz nehmen, der sich um den Notär niedergelassen hatte.

„Herr Vicomte,“ sagte der Baron zu ihm, „in Anbetracht aller Umstände, welche mit Derjenigen in Verbindung stehen, die man Jane von Rougemare nannte, in Anbetracht der ungenauen Beweise über ihre Geburt, und bei allem was wir über das Leben und den Character Desjenigen in Erfahrung gebracht haben, der sie entdeckte, sind in meinem Geiste schwere Zweifel über die beiden Persönlichkeiten von Marescot und Jane von Rougemare aufgestiegen und kam ich schließlich zu der Ueberzeugung, daß wir es mit zwei Abenteurern zu thun hatten.“

Die Frechheit des Barons Chevillard überraschte den Vicomte derart, daß er keines Wortes mächtig war.

„Vor allen Dingen,“ fuhr der Baron lebhaft fort, „verlange ich von dem Herrn Vicomte eine Erklärung, ob er diese Ansicht über die beiden Persönlichkeiten theilt.“

„Und ich,“ antwortete der Vicomte, „bitte vor

allen Dingen, den Herrn Baron mir zu erklären, ob er die Anklage des Betrugs, dessen er diese beiden Persönlichkeiten bezüchtigt, auch auf mich ausdehnt?"

„Keineswegs," antwortete der Baron.

„Gut!" dachte der Vicomte. „Der Baron Chevillard hält es augenscheinlich für das Beste mich auf seine Seite zu ziehen und durch mein Zeugniß die Anklage Marescots zu entkräften. Es war dies wohl berechnet."

„Nun, Herr Vicomte?" fragte der Baron.

„Nun, mein Herr, ich muß gestehen, daß mir Herr Marescot stets zuwider war und daß ich denselben für fähig halte, eine derartige Comödie in Scene gesetzt zu haben; dies kann ich jedoch nicht von Fräulein Jane von Rougemare sagen, vor der ich bei unserer Vermählung die höchste Achtung hatte."

„Die Liebe hat Sie verblendet, das ist leicht verständlich," sagte der Baron mit einem leisen Anflug von Ironie, „aber ich habe nicht dieselben Gründe um mich verblenden zu lassen und es besteht bei mir auch nicht mehr der geringste Zweifel über die Schuld dieser beiden Individuen. Welchen Beweis haben wir überhaupt, daß dieses junge Mädchen Jane von Rougemare war? Sein übereinstimmends Alter mit dem des gestohlenen Kindes? Dies wäre ein lächerlicher Beweis, denn in Paris giebt es tausend Mädchen von demselben Alter. Dann der Umstand, daß man es in seinem dritten Jahre aufgefunden hat? Ebenfalls ein nichtssagender Beweis, der nicht stichhaltig ist und leicht zu erfinden war! Dies ist die Ursache, weshalb ich verlange, daß wir uns an die Gerichte wenden, damit das Testament der Herzogin vernichtet wird und ich schätze den Character des Herrn Vicomte d'Hasty viel zu hoch, um einen Zweifel zu hegen, daß er diesem Vorhaben entgegentreten würde."

„Sehr gut," dachte der Vicomte; „der Faden ist fein gesponnen, aber was kann mir daran liegen, ich bin mit meinen drei Millionen zufrieden."

„Der Herr Baron hat Recht," sagte er mit lauter Stimme „ich bin selbst zu zweifelhaft über meine gerechten Ansprüche, um dieselben gegen Sie aufrecht halten zu wollen; und da nun meine Ansicht der verehrten Gesellschaft bekannt ist, wird es mir wohl gestattet sein, mich zurückzuziehen."

Niemand antwortete und der Vicomte d'Hasty wollte eben weggehen, als sich die Thüre des Salons öffnete und ein Diener meldete:

„Herr Saurel!"

Bei Nennung dieses Namens drehten sich alle Köpfe nach der Thüre.

Das Verschwinden Saurels war der Gegenstand von tausend Vermuthungen gewesen und als sich seine Abwesenheit mehr und mehr verlängert hatte, hielt man denselben für das Opfer irgend eines Hinterhaltes. Später wurde das Gerücht seines Todes verbreitet, dem man auch allseitig Glauben schenkte; um so größer war sonach auch das Erstaunen aller Anwesenden, dessen Namen angemeldet zu hören.

Saurel trat ein. Er war blaß und schien sehr bewegt.

Zwei Männer in der Versammlung waren jedoch noch mehr bewegt. Es waren der Baron Chevillard und der Vicomte d'Hasty.

„Verzeihung, mein Herr," sagte der Baron zu ihm, „aber wir sind hier in Familienangelegenheiten versammelt, die nur für die Familienmitglieder von Interesse sind; erlauben Sie mir deshalb die Frage, mit welchem Rechte Sie sich hier einfinden!"

„Das werde ich Ihnen sagen, Herr Baron," antwortete Saurel, „und was ich bringe, wird der Familie Rougemare Ruhe und die Ehre wiedergeben."

Bei diesen Worten, welche mit der größten Sicherheit gesprochen waren, gab sich eine lebhafte Bewegung bei allen Anwesenden kund. Der Baron Chevillard aber und der Vicomte d'Hasty bebten unter dem Blicke ihres Anklägers.

Saurel wandte sich an die Familie:

„Ich kenne die wichtige Angelegenheit für deren Erledigung Sie der Herr Baron Chevillard hier versammelt hat. Er bringt eine Anklage gegen zwei Personen, die — wenn ihre Wahrheit bewiesen würde — das Andenken der Einen beflecken und die Andere auf die Galeere führen würde. Aber ich glaube nicht, daß Sie, bevor Sie den andern Theil gehört haben, ein Urtheil fällen; erlauben Sie daher, daß ich Ihnen Jemand vorführe, wodurch die Anklage des Herrn Baron Chevillard zurückgewiesen wird."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten.

„Diese Person kann eines freundlichen Empfanges sicher sein und sind wir alle bereit, sie

zu hören," sagte endlich der Graf Savignac; „sie möge eintreten."

Darauf erschien der Diener, welcher Saurel eingeführt hatte und meldete:

„Fräulein Jane von Rougemare."

Bei diesem Namen durchlief ein Schauer die ganze Gesellschaft und Jedes frug sich, ob dies wohl die neue Jane sein könne, denn die andere wurde von allen für todt gehalten.

X.

Jane trat ein.

Ein Frösteln überkam die ganze Gesellschaft, als sie Diejenige wieder erscheinen sahen, deren Tod man seit zwei Tagen betrauert hatte.

Die junge Braut stand einige Zeit mitten im Salon unbeweglich und schweigend da; sie war bleich und ihr reiner Teint schien die Durchsichtigkeit des Achates zu haben, so daß man wirklich hätte versucht sein können, ihr Erscheinen für das eines Geistes zu halten.

„Sind Sie es auch wirklich?" rief endlich der Baron Chevillard, der hier eine neue Gefahr aufdämmern sah.

„Ja, Herr Baron," antwortete Jane. „Ich bin es selbst, die man für todt hielt und die von dem Grabe nur durch die rechtzeitige Hülfe eines Freundes gerettet wurde."

Bei diesen Worten reichte Sie Saurel ihre Hand und nahm Platz in einem Sessel, den ihr derselbe gebracht hatte.

Als das erste Erstaunen verschwunden war, nahten sich ihr der Graf und die Gräfin von Savignac und drückten die Hand Janes, worauf der Graf sich mit erhobener Stimme an das junge Mädchen wandte: „Fräulein von Rougemare, dieser Todesfall war ein so plötzlicher und mit so außerordentlichen Umständen verknüpfter, daß viele unter uns sich der Ansicht hinneigten, Sie seien das Opfer eines Verbrechens geworden; sollte dies der Fall sein, so sprechen Sie ohne Furcht; Sie sind hier von Freunden umgeben, auf deren Schutz Sie rechnen können."

Jane warf einen Blick auf Leon Saurel; dann wandte sie sich gegen den Grafen, während die Gräfin zärtlich ihre Hand ergriffen hatte.

„Ja," sagte sie mit fester und ruhiger Stimme, „dieser Tod, dem ich nur durch ein Wunder und zwar durch einen Freund entrissen wurde, dem eine Stunde vorher noch dasselbe Schicksal drohte, dieser Tod war das Resultat eines Verbrechens."

Jedermann schaute entsetzt auf und ein Schauer des Schreckens durchlief die Gesellschaft.

„Und wie wurde dieses Verbrechen versucht?" fragte der Graf.

„Durch einen vergifteten Trank, der mir gegeben wurde, als ich kaum mein Zimmer betreten hatte und von welchem Tranke der Arzt, der mich behandelte, noch einen Theil aufgehoben hat, der in der Tasse verblieben war."

„Eine Vorsicht die uns zu Nutzen kommen kann;" die Hand Janes erfassend, sagte der Graf freundlich zu ihr: „Erholen Sie sich einen Augenblick, theures Kind, Sie sind noch schwach und bedürfen der Schonung."

Um die Leidende zu zerstreuen, fing die Gräfin ein Gespräch mit ihr an.

Während dieser Zeit hatte sich der Vicomte Saurel genähert und sagte mit leiser Stimme zu ihm: „Hören Sie, wenn Jane die Wahrheit kennt, wenn sie den Namen des Schuldigen weiß, so sorgen Sie dafür, daß sie nichts davon sagt."

Saurel warf einen Blick der Verachtung auf den Vicomte.

„O, Sie triumphiren noch nicht!" fuhr dieser immer noch mit gedämpfter Stimme fort; „denn ich bin der Gatte Janes, was nichts in der Welt mehr ungeschehen machen kann; sollte sie mich anklagen, so werde ich verurtheilt und es fällt die Schande ebensogut auf sie wie auf mich; oder wenn ich freigesprochen werde, so gehe ich mit ihr aus Frankreich und räche mich durch eine ewige Tortur an ihr."

Saurel überlegte einen Augenblick. „Und wenn sie schwiege?" sagte er.

„Dann mache ich mich verbindlich mit einer Rente von 20,000 Francs im Auslande zu bleiben und sie vollständig unbehelligt zu lassen."

„Welche Bürgschaft habe ich, daß Sie dieses Versprechen halten werden?"

„Mein Interesse; außerdem haben Sie noch zwei Zeugen gegen mich: das in der Tasse zurückgebliebene Gift, sowie die Kammerfrau, welche jeder Zeit vor Gericht erklären würde, daß ich ihr den Todestrank übergab."

„Das ist wahr," antwortete Saurel.

„Nun?" fragte der Vicomte begierig.

„Noch weiß ich nicht wie zu entscheiden," antwortete Saurel, „ich will es überlegen. Entfer-

nen Sie sich übrigens von mir, denn es ist nicht gut, daß man uns hier zusammen sprechen sieht."

Der Vicomte d'Hasty erkannte den vorsichtigen Rath und entfernte sich einige Schritte.

„Jetzt, Fräulein von Rougemare," sagte der Graf von Savignac zu Jane, „jetzt wäre der schwere, wichtige Punkt aufzuklären, welche Hand dieses Getränk gemischt hat."

Jane wandte wieder ihre Blicke auf Saurel.

Der Vicomte, ein Opfer furchtbarer Todesangst, richtete seine Blicke abwechselnd von dem Einen auf die Andere; das Zeichen welches Saurel nun machen würde, das Wort das von den Lippen Janes fiel, wäre sein Todesurtheil gewesen. Die Angst prägte sich auch in seinen Zügen aus, wurde aber glücklicherweise von Niemand bemerkt, da die Aufmerksamkeit Aller in diesem Augenblicke auf Jane gerichtet war. Diese hatte mit Saurel Blicke gewechselt.

„Herr Graf," sagte sie, „ich kenne diese Hand, auch den Namen des Schuldigen kann ich Ihnen sagen."

Der Vicomte fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Aber," fuhr das junge Mädchen fort, „in diesem Augenblicke kann ich ihn nicht bekannt machen."

Die auf das höchste gestiegene Neugierde aller Anwesenden wurde durch diese unerwartete Erklärung getäuscht, während dem Vicomte, dessen Blut noch eine Secunde vorher zu Eis geronnen war, jetzt zum Ersticken rasch nach seinem Herzen strömte; er athmete hoch auf. — Er war gerettet!

„Es steht bei Ihnen in dieser Beziehung zu handeln, wie es Ihnen beliebt," sagte der Graf von Savignac sich verneigend.

In einem andern Tone fuhr er jedoch fort: „Aber ich habe eine Bemerkung zu machen, eine einfache, ganz unschuldige und doch ganz auffallende Bemerkung, nämlich die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Vicomte d'Hasty das Auftreten seiner jungen Frau begrüßte, die er doch für verloren gehalten hatte und deren Tod wir ihn beweinen sahen."

Diese unerwartete Bemerkung überraschte den Vicomte so sehr, daß er kaum fähig war, einige Worte zu stammeln über seine Bewegung, sein Erstaunen und das Uebermaß seines Glückes.

Glücklicherweise kam ihm der Baron Chevillard, der in ihm eine Stütze sah gegen die zu erwartenden Schläge, zu Hülfe, indem er eine andere Frage aufwarf: „Meine Herren und sehr theuere Verwandten," sagte er, „wir haben eine wichtigere Sache zu verhandeln, als die Gleichgültigkeit des Herrn d'Hasty gegen seine Frau und dies ist: mit welchem Rechte sich diese Frau einen Namen aneignet, zu dem sie, nach meiner besten Ueberzeugung, kein Recht hat. Ich halte es für unsere erste Pflicht zu untersuchen, ob diese vorgebliche Jane von Rougemare, die von uns mit allzugroßer Leichtgläubigkeit aufgenommen wurde, nicht eine Intriguantin ist, die zur Erlangung einer ungeheueren Erbschaft gedungen wurde diese Rolle zu spielen. Kurz, um zu Ende zu kommen, verlange ich, daß in diesem Augenblicke und zwar in Gegenwart des Familiennotärs, welchen ich ebenso wie Sie hierher beschieden habe, wir zur Untersuchung der Ansprüche dieses jungen Weibes schreiten und daß, wenn es bewiesen ist, daß sich dasselbe frecher Weise den Namen und Titel Jane von Rougemare angemaßt hat, dasselbe sofort von hier weggejagt und den Händen des Gesetzes überliefert werde."

Jane erhob sich, sie wollte sprechen, aber sie war so bewegt, daß es ihr nicht möglich war, eine Sylbe hervorzubringen. Der Zorn hatte ihre Züge geröthet und den ganzen Charakter ihrer Schönheit verwandelt. Als sie endlich ihre Aufregung etwas überwunden hatte, wandte sie sich an den Herrn von Savignac; „Herr Graf," sagte sie, „ich verlange ebenso wie der Herr Baron Chevillard, daß es bekannt werde, wer ich in Wirklichkeit bin; aber möge das Resultat dieser Untersuchung sein, welches es wolle, so wird er, wie ich hoffe, der Einzige hier sein, der mich einer so unwürdigen Rolle bezüchtigt."

„Seien Sie überzeugt," sagte der Graf mit Güte zu ihr, „daß Sie in mir und der Frau Gräfin eine Familie gefunden haben, Herzen, welche Sie zu schätzen lernten nnd stets warm für Sie schlagen werden."

Er gab ihr ein Zeichen, ihren Platz neben der Gräfin wieder einzunehmen und wandte sich an den Notär.

„Herr Notär, wollen Sie nun gefälligst Ihre Fragen an das Fräulein stellen."

Dieser war eben im Begriffe es zu thun, als die Thüre des Salons plötzlich geöffnet wurde.

„Herr Balthasar," meldete der Diener.

Obwohl der Künstler bei dem Anblicke so vieler Personen im ersten Augenblicke etwas über-

rascht war, faßte er sich jedoch bald und wandte sich an den Grafen von Savignac.

„Herr Graf, ich kenne die Ursache, weshalb die Familie Rougemare jetzt hier versammelt ist und glaube zu rechter Zeit gekommen zu sein.“ Fortfahrend zog er ein Portefeuille aus der Tasche: „Hier sind Papiere, welche die genauesten, positivsten und in's Kleinste gehende Beweise über Jane von Rougemare enthalten, welche in einem Alter vor drei Jahren aus dem Schlosse von Rougemare gestohlen wurde.“

Der Baron Chevillard war im ersten Augenblicke verwirrt, heiterte sich aber bald auf, indem er dachte: daß diese Papiere über die wirkliche Jane von Rougemare unmöglicherweise mit der in Verbindung stehen konnten, die sie ja nur erfunden hatten; es mußte ja klar wie der Tag werden, daß die anwesende Jane nur eine Intriguantin war.

Sich zu dem Notär wendend, sagte er: „Meister Blandin, belieben Sie anzufangen!“

XI.

Der Notär ergriff das Wort: „Um Verzeihung, mein Fräulein,“ sagte er zu Jane, „aber Sie sehen wohl ein, daß es in Ihrem eigenen Interesse liegt, Ihre rechtmäßigen Ansprüche auf den Namen von Rougemare geltend zu machen, um so mehr da dieselben bisher nur auf einfachen Vermuthungen beruhten. Erlauben Sie mir daher, Sie einem Verhöre zu unterwerfen.“

„Ich bin bereit Ihnen Rede zu stehen, Herr Notär,“ antwortete Jane, „denn es liegt mir ebensoviel, ja noch mehr als allen Anwesenden daran, den Schleier der über meiner frühesten Kindheit liegt, gelüftet zu sehen.“

„Ehe wir zur Untersuchung der Papiere schreiten, welche allen Aufschluß über die Tochter des Grafen Rougemare geben sollen, die in ihrem dritten Lebensjahre geraubt wurde, bitte ich Sie uns mitzutheilen, was Sie aus Ihrer Kindheit wissen. Darauf werden wir Ihre Erklärungen mit den Enthüllungen, welche in dieser Brieftasche enthalten sind, vergleichen. Sie werden dagegen wohl nichts einzuwenden haben, da ja der Inhalt der Papiere uns so unbekannt ist wie Ihnen; aus der Uebereinstimmung oder der Verschiedenheit der beiden wird es ein Leichtes sein, Aufklärung zu erhalten.“

„Wohl gesprochen,“ sagte der Baron Chevillard, „man könnte nicht logischer oder unpartheiischer entscheiden.“ Leise fügte er aber bei: „ich hätte selbst nichts besseres vorschlagen können, sie als Betrügerin zu entlarven.“

Der Notär ergriff wieder das Wort: „Mein Fräulein, wollen Sie nun so freundlich sein uns zu sagen, was Sie noch von den ersten Jahren Ihrer Kindheit wissen.“

„Alles was ich von dieser Epoche in meinem Leben weiß,“ antwortete Jane, „wurde mir von Derjenigen mitgetheilt, welche die Mutterstelle bei mir vertrat. Es war eine Bäuerin, welche in dem Dorfe Lardy wohnte, einige Meilen von Etampes. Auf dem Wege zur Christmette, im Monat Dezember 185—, etwas mehr als vor 15 Jahren nun, sah sie bei dem Lichte ihrer Laterne mitten auf dem Wege etwas Weißes liegen. Sie hielt an und glaubte anfänglich, es sei ein Packet Weißzeug und Spitzen, fand aber inmitten des Bündels ein schlafendes halberfrorenes Kind. Dieses Kind war ich und Mutter Martha schätzte mich auf das Alter von drei Jahren.“

„Die gewichtige Frage, welche wir hier zu entscheiden haben,“ sagte Meister Blandin, „liegt vollständig in diesem Punkte und entscheidet über Ihr Schicksal. Versuchen Sie es daher uns wo möglich noch Spezielleres über den Tag und den Ort, wo Sie gefunden wurden, mitzutheilen.“

„Weiter weiß ich nichts,“ antwortete Jane.

„So wollen wir nun zu der Untersuchung der Papiere in diesem Portefeuille schreiten.“

Unter den Anwesenden entstand eine lebhafte Bewegung, denn in einigen Minuten mußte es sich entscheiden, ob Jane die rechtmäßige Erbin der Herzogin von Rougemare sei oder nur eine Abenteurerin.

Wenn Einige, wie z. B. der Graf und die Gräfin von Savignac, auf das Lebhafteste wünschten, die Rechtmäßigkeit Jane's anerkannt zu sehen, so dachte doch der größere Theil nur an das eigene Interesse und hoffte, daß Diejenige, durch die sie um mehrere Millionen gekommen waren, als eine Betrügerin entlarvt zu sehen.

Obwohl mit ganz entgegengesetzten Gefühlen, waren Alle auf die Verlesung der Papiere begierig.

Meister Blandin öffnete das Portefeuille, nahm ein vergilbtes Papier heraus, das er mit großer Vorsicht öffnete, da es an den Brüchen zerrissen

war und las dann mit lauter vernehmlicher Stimme:

„Ich war arm, ein Opfer aller Schrecken des Elendes, durch eine Krankheit noch vermehrt, als an einem Winterabende, es war am 20. Dezember 185—, ein Mann bei mir eintrat und zu mir sagte: „Ich kenne Ihre Lage, wollen Sie 20,000 Francs verdienen?" Es war dies ein Vermögen für mich und ich fragte den Fremden, was ich dafür zu thun hätte. „Nur wenig, lautete die Antwort, nämlich einen Kind von einem Platze auf den andern zu bringen.

„Ich bemerkte dem Unbekannten, daß der Raub eines Kindes ein Verbrechen sei und von den Gesetzen schwer bestraft würde und erklärte ihm, daß ich denselben nur unter der Bedingung ausführen würde, wenn er es mir schriftlich gäbe, daß mir die Entführung von ihm befohlen worden sei; er weigerte sich Anfangs, aber als ich ihm meine Absicht erklärte, alsbald nach der vollendeten That nach Californien zu reisen und dort das Papier zu vernichten, so willigte er endlich ein, und diese von dem Marquis von Rougemare gegebene Erklärung befindet sich unter meinen Papieren. Es war am 24. Dezember, als ich mich in das Hotel begab, welches die Marquise von Rougemare bewohnte, um dorten das Kind zu holen. Es war ungefähr 9 Uhr, als wir es beide in einem Wagen nach der Eisenbahn von Orleans brachten. Den Anordnungen des Marquis gemäß, löste ich ein Billet nach Lardy, einer Station in der Gegend von Etampes, und reiste ab. In Lardy angekommen, erinnerte ich mich, daß es der Abend vor Weihnachten sei, an welchem um die Mitternachtsstunde die Messe gefeiert würde und ich legte deshalb das Kind auf einen Weg der zur Kirche führt, indem ich nicht zweifelte, daß es dort bald aufgefunden und von einer guten Bauernfrau nach Hause gebracht würde.

„Dies ist das Verbrechen, welches ich begangen habe; ich habe es seitdem bitter büßen müssen, erkannte aber in allen Schicksalsschlägen, die mich trafen, die Hand der Vorsehung und lag es seitdem stets in meiner Absicht das Uebel wieder gut zu machen. Diese von mir unterzeichnete Erklärung, unterstützt durch das Schreiben des Marquis von Rougemare, wird es wohl ermöglichen, das seinen Eltern geraubte Kind wieder aufzufinden und ihm den Namen und die Stellung wieder zu geben, die man ihm rauben wollte.

Paris 20. April 186—. Hartmann."

Das Vorlesen dieses Schriftstücks machte einen tiefen Eindruck, denn alle die Einzelnheiten, welche darin Jane von Rougemare betrafen, die fünfzehn Jahre vorher durch den Marquis von Rougemare geraubt wurde, stimmte vollkommen mit den Erklärungen Derjenigen überein, die der Baron Chevillard als eine Abenteurerin angeklagt hatte. Hauptsächlich war es der Baron, welcher sich durch dieses Ereigniß niedergeschmettert fühlte.

„So hat also," dachte er, „als wir eine falsche Jane von Rougemare suchten, der Zufall — er wollte nicht Vorsehung sagen — uns die rechtmäßige Erbin dieses ungeheuern Reichthums zugeführt."

Meister Blandin noch weiter die Papiere Hartmanns durchstöbernd, wandte sich an die Familie:

„Das Dokument, welches ich die Ehre hatte, Ihnen vorzulesen, ist ein unwiderlegbarer Beweis, daß das jetzt anwesende Fräulein von Rougemare, das in einem Alter von drei Jahren aus dem Schlosse Rougemare geraubte Kind ist. Die Erklärung des Marquis übrigens, deren in dem Schreiben Hartmanns erwähnt wurde, wäre jedoch unumgänglich nöthig, diesem Beweise einen authentischen Charakter zu verleihen."

Der Notär fuhr fort in den Papieren zu lesen, aber je länger er suchte, desto mehr Zweifel zeigten sich in seinen Mienen.

Der Baron welcher dies bemerkte, fing wieder an zu hoffen.

„Meine Herren," sagte endlich der Notär, „ich muß Ihnen, sowie dem Fräulein leider mittheilen, daß sich unter diesen Papieren, welche weiter gar keinen Bezug mit dieser Angelegenheit haben, die Erklärung des Marquis von Rougemare nicht befindet.

Diese Worte erregten eine große Aufregung unter den Anwesenden.

Der Baron bebte vor Freude und sich erhebend rief er mit lauter Stimme: „Meine Herren, mir ist die Sache ganz klar: die falsche Jane von Rougemare erzählte diese Geschichte ihrem Mitschuldigen, dem Herrn Marescot, dieser, ein pfiffiger Kamerad, einigte sich mit Herrn Hartmann, der ebenfalls unter einer Decke mit den Andern spielte, und so erfanden sie ein Abenteuer, dessen Einzelnheiten, mit der Entführung der wahren Jane übereinstimmen; Hartmann hat eine Erklärung des Marquis von Rougemare erfunden, die nie existirte, also auch nicht auf-

zuweisen ist. Der Plan war ein schlau angelegter, aber ich hoffe, daß alle hier Anwesenden darin mit mir übereinstimmen, daß wir ohne diese Erklärung des Marquis von Rougemare das angebliche Fräulein von Rougemare hier anwesend, nur als eine pfiffige Abenteuererin betrachten können."

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten, ein Beweis, daß die Ansicht des Barons die vorherrschende war.

„Entscheiden Sie, wie es Ihnen beliebt," erklärte jedoch Graf Savignac, was mich anbelangt, so bin ich vollständig von der Unschuld und den rechtmäßigen Ansprüchen des Fräuleins von Rougemare hier überzeugt, und betrachte sie als Verwandte und bitte sie in dieser Eigenschaft meine Gastfreundschaft anzunehmen, bis die Erklärung des Marquis von Rougemare sich aufgefunden hat."

Nach diesen Worten erhoben sich sämmtliche Anwesenden und wollten den Salon verlassen, als zwei Männer eintraten.

Der Eine war Marescot —

Der andere Rabourdin.

„Herr Baron Chevillard," sagte der Polizeiagent auf diesen zugehend, „im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie."

XII.

Der furchtbare Effect, welchen die Worte Rabourdins auf die Familie machten, läßt sich leicht begreifen; es folgte denselben ein tiefes Schweigen und später einige leise geflüsterte Worte mit auf den Baron gehefteten Blicken.

Dieser war erbleicht und richtete die Augen bald auf die einzelnen Anwesenden, bald wieder auf Rabourdin, und schien kaum zu verstehen, was sich um ihn ereignete.

Das Schweigen wurde durch die Baronin Chevillard unterbrochen, welche sich gegen Rabourdin wandte:

„Was sagen Sie, mein Herr? Es muß wohl eine Verwechslung stattfinden. Wo denken Sie hin! Meinen Gemahl, den Baron Chevillard, zu verhaften!"

„Bitte um Verzeihung, Madame," antwortete Rabourdin sich verneigend, „es findet keine Verwechslung statt und das Erbleichen des Herrn Barons beweist, daß sein Gewissen nicht rein ist."

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen," rief hierauf der Baron; „wenn ich erbleichte, so geschah es in Folge meines Zornes und ich verlange von Ihnen die Ursache zu wissen, weshalb Sie mich arretiren wollen."

„Herr Baron, Sie sind der Theilhaberschaft bei der Entführung von Leon Saurel und des kleinen Albert von Savignac angeklagt."

„Dies ist eine infame und lächerliche Beschuldigung," sagte der Baron mit einem gezwungenen Lächeln, das aber durch seine von Angst verzerrten Züge widerlegt wurde, so daß Jedermann an die Wahrheit der Anklage zu glauben anfing.

„Er also einer der Henker unseres Kindes," murmelte die Gräfin von Savignac schaudernd.

Der Baron fühlte den Eindruck, welcher über die ganze Gesellschaft gekommen war, und senkte schamerröthend das Haupt.

Während die allgemeine Aufmerksamkeit durch den Baron von Chevillard in Anspruch genommen war, hatten sich zwei Personen einander genähert und flüsterten leise zusammen.

Diese beiden Personen waren Marescot und der Vicomte d'Hasty.

Der Vicomte hätte wohl gewünscht diesem Begegnen auszuweichen und so schnell als möglich sich mit seinen drei Millionen nach Belgien zu flüchten, aber er fürchtete Marescot und hielt es für klüger sich ihm zu nähern.

„Nun, wie sieht es aus?" fragte ihn Marescot.

„Ich habe die Summe bei mir," antwortete der Vicomte.

„So wollen wir fort ohne einen Augenblick zu verlieren."

„Das ist auch meine Ansicht."

„Welchen Weg wollen wir einschlagen?"

„Mit der Eisenbahn nach Havre."

„So eilen Sie, ich folge Ihnen in wenigen Minuten; an dem Depot von Saint Lazare treffen wir uns."

„Noch eine Frage, wie kamen Sie hierher?"

„Rabourdin hat mich hergebracht."

„Und wie ging das zu?"

„Ich traf denselben in einem Gange dieses Hauses als ich Sie suchte; nachdem er mich einen Augenblick betrachtet hatte, sagte er: „Sie sind ein Mitglied der Familie und suchen wohl den Salon, wo dieselbe versammelt ist, nicht wahr?"

„Ich antwortete bejahend."

„So kommen Sie mit mir," sagte er, „ich will Sie dahin geleiten, denn es ist nothwendig,

daß die ganze Familie anwesend ist, indem eine Sache von großer Wichtigkeit verhandelt wird."

„Ich folgte ihm und so kam ich hierher. Aber was hat sich in Betreff Janes ereignet?"

„Sie ist verloren und es war der Baron der alles enthüllte."

„Ich habe dies vorhergesehen."

„Aber wer hat ihn denuncirt?"

„Ich, denn ich habe an dem Tage, als ich das Bewußtsein hatte, daß er uns hintergehen würde, geschworen, dies zu thun. Doch jetzt fort, Herr Vicomte, und in einer halben Stunde treffen wir uns an dem Depot von Saint Lazare. Schließlich rathe ich Ihnen noch, keinen Versuch zu machen, mich zu hintergehen, dies wäre gefährlich für Sie."

Der Vicomte entfernte sich von Marescot und wandte sich an einen Diener, der vor der Thüre stand.

„Man lasse meinen Wagen vorfahren," befahl er mit lauter Stimme.

„Um Verzeihung, Herr Vicomte," wandte sich Rabourdin mit dem höflichsten Tone an denselben, „aber ich bitte alle hier anwesenden Personen noch einige Augenblicke hier zu verweilen."

„Zu was könnte Ihnen meine Anwesenheit noch ferner nützen?" fragte der Vicomte mit stolzem, verächtlichen Tone.

„Der Herr Vicomte werden es alsbald erfahren."

Dabei machte er einem Agenten der unter der Thüre stand ein Zeichen und rief demselben zu: „Lassen Sie die Leute eintreten."

Sich an den Vicomte wendend, sagte er: „Für das, was sich jetzt hier ereignen wird, bedarf ich vieler Zeugen und dies ist die Ursache, weßhalb ich so frei war, Sie zurückzuhalten."

Alle Blicke richteten sich nun gegen die Thüre, durch welche ein Agent Rabourdins eintrat, gefolgt von zwei Individuen, deren Anblick Erstaunen und Abscheu hervorrief.

Es waren Carcasson und Gotton.

Man hatte die Vorsicht gebraucht, denselben Handschellen anzulegen und das Widerstreben mit dem sie eintraten, machten ihr Aussehen noch finsterer und wilder.

Plötzlich ertönte ein herzzerschneidender Schrei und Albert warf sich bleich und zitternd in die Arme seiner Mutter. „Dort sind sie! Dort sind sie! Sie wollen mich tödten"!

„Aber mein Gott, was hast Du denn, mein Kind?" fragte die Gräfin.

„Das ist leicht erklärlich," ergriff Rabourdin das Wort, „er erkennt die Henker wieder, welche ihn während vierzehn Tagen gepeinigt haben und ihn auch umgebracht hätten, wären ihm nicht meine Agenten zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen."

„O theueres Kind," rief die Gräfin den armen zitternden Knaben an ihren Busen pressend.

„Um sie mit dem Knaben zu confrontiren, habe ich diese beiden Elenden hierher bringen lassen," sagte Rabourdin, „und alle Anwesenden sind Zeugen, welchen Eindruck ihr Erscheinen auf das Kind hatte."

Er wandte sich darauf an Carcasson: „Erkennt Ihr den Knaben?"

Carcasson antwortete nur mit einem Achselzucken.

„Und Ihr?" fragte Rabourdin das Weib.

„Ja," antwortete Gotton, „und wenn ich etwas zu bedauern habe, so ist es, daß ich den Jungen nicht schon einen Tag früher erwürgte, wie es in meiner Absicht lag, denn es ist klar, daß er uns Ungelegenheiten bereiten wird. Man sollte doch stets das alte Sprichwort im Sinne behalten und nichts auf den folgenden Tag verschieben."

„Und Sie, Herr Saurel," fragte Rabourdin den Letztern: „Erkennen Sie in diesen beiden Individuen Diejenigen, welche Sie zu Montrouge gefangen hielten?"

„Ich erkenne diesen Mann vollständig wieder, denn er war es, welcher mir bei meinem Fluchtversuche einen Fußtritt auf den Kopf versetzte, daß ich mehrere Stunden bewußtlos lag und mich selbst verwundere, daß ich dadurch nicht getödtet wurde."

„Das kommt daher, daß man zuvorkommend gegen die Leute ist!" sagte Carcasson mit Bitterkeit, „der Herr hätte sich ohne Zweifel erkältet, als er seinen Kopf in die frische Luft steckte, weshalb ich ihn mit sanfter Gewalt in sein Zimmerchen zurückschob, wo ihn kein Luftzug berühren konnte! Und das ist jetzt mein Dank; es wäre wahrlich genug einen zum Menschenfeind zu machen."

Vinot," sagte Rabourdin zu seinem Agenten, auf den Notär deutend, „bitten Sie diesen Herrn, Ihnen einen Augenblick seinen Platz einzuräumen und zu notiren, was sich hier ereignet."

„Auch noch Schreibereien!" rief Carcasson

wüthend. „Man kann keine zwei Worte sprechen, ohne daß sie schon auf dem Papiere kratzen und dann bringen sie Alles vor das Tribunal, und das besticht die Geschworenen und diese verurtheilen dann einen Unschuldigen. Und das nennt man Gerechtigkeit!"

Sich gegen Gotton zuneigend, flüsterte er dieser ins Ohr: „Pah, eine Bagatelle, fünf Jahre Galeere höchstens, das hat ja nicht viel zu bedeuten; der Kopf ist gerettet und das ist doch die Hauptsache!"

„Vielleicht!" sagte Gotton mit einer so seltsamen Betonung, daß sie Carcasson beunruhigt anblickte.

Der Vicomte war allen Einzelnheiten dieser Scene mit großem und leicht verständlichem Interesse gefolgt.

Bei dem Eintritte Gottons und Carcassons hatte er sich hinter eine Gruppe von Personen gesetzt, die ihn vollständig verbarg, denn er bezweifelte nicht, daß wenn ihn die beiden Individuen erblickt hätten, sie ihn sofort anzeigen würden.

Als er nun bemerkte, wie sich alle Blicke auf die beiden Banditen gerichtet hatten und diese nur mit Rabourdin und seinen Agenten beschäftigt schienen, hielt er die Gelegenheit für günstig sich davon zu machen, und schritt einer Thüre zu, die sich in der Nähe von Gottou befand. Als er aber eben im Begriffe war durch dieselbe sich zu entfernen, rief das Weib sich umwendend mit lauter Stimme:

„Einen Augenblick, Pitard! so geht man nicht davon!"

XIII.

Bei dem Rufe Gotton's wandten sich alle Blicke nach dem Vicomte.

Als dessen Ohren der Name Pitard traf, blieb er bestürzt stehen.

„Ja, ja, Pitard ist Dein Name!" rief das Weib, „und nicht Vicomte d'Hasty! — Ah! hier hast Du mich nicht erwartet, mein Alter! Verdrehe nur nicht die Augen so furios, das hilft Dir Alles nichts. Deine Rolle ist nun einmal ausgespielt, wir sind am fünften und letzten Akte und der heißt: die Galeere; mache Dich nur reisefertig und verabschiede Dich von der Gesellschaft!"

Der Vicomte war niedergeschmettert; seine Bestürzung und Schrecken waren unbeschreiblich.

„So, Du wolltest abreisen!" fuhr Gotton fort, „das wäre ganz hübsch gewesen, aber man reist nicht so allein. Nein, nein, wir reisen alle drei zusammen denselben Weg und mit derselben Begleitung, nämlich mit vier schönen Gendarmen, die uns unten erwarten."

„Aber wer ist denn dieses Weib?" rief endlich der Vicomte außer sich; „ich kenne es nicht, und weiß nicht, was alles dies bedeuten soll."

„So, Du hast mich also noch nicht wiedererkannt?" schrie Gotton; „nun da will ich Dein Gedächtniß wieder etwas auffrischen."

Sie wandte sich darauf an die Geschellschaft, welcher dieser Scene mit Erstaunen beiwohnte. Die schwarz-braunen, rauhen Arme über die Brust gekreuzt, richtete sie ihre großen dunkeln Augen auf den Vicomte:

„Ah! Du erkennst mich nicht wieder?" sagte sie mit finsterer, abstoßender Stimme; „freilich habe ich mich seit acht Jahren stark verändert!"

„Acht Jahre!" murmelte der Vicomte.

„Weißt Du, was ich vor acht Jahren war?" fuhr Gotton fort, „ich zählte damals nur fünfundzwanzig Jahre; man sagte ich sei hübsch gewesen; ich war milde, furchtsam, liebend, von Allen die mich kannten verehrt, von einem Gemahle angebetet, der nur durch mich und für mich lebte und so glücklich, daß mir auch kein einziger Wunsch übrig blieb. Das war ich, als die Hölle mir diesen Menschen auf meinen Lebenspfad sandte. Ich war sanft wie ein Lamm und kränkte Niemand, er hat eine schreckliche und wilde Bestie aus mir gemacht. Siehst Du, wenn ich daran denke, was ich damals war und wie glücklich meine Zukunft gewesen wäre, und was ich jetzt durch Deine Schuld bin, so fühle ich im Herzen alle Instinkte der Tigerin und möchte Dich mit meinen Nägeln zerreißen!"

Das Weib sah furchtbar aus, als es diese Worte ausstieß, seine bleifarbigen, bebenden Lippen schäumten vor Wuth und die Augen schossen blutdürstige Blitze.

Nach einigen Augenblicken fuhr Gotton fort:

„Ich habe diesen Elenden geliebt, ich habe ihn angebetet! Aus Leidenschaft für ihn, verließ ich meinen armen Gatten, dessen einzige Liebe ich auf dieser Welt war, der sein Leben daran gesetzt hätte, eine Laune von mir zu befriedigen und der seinen Entehrer von einem gräßlichen Tode errettet hatte, wofür ihn dieser mit der Entführung seiner Frau belohnte."

„Pauline!“ rief der Vicomte; „dieses Weib ist Pauline!“

„Aha! So erkennst Du mich endlich?“ rief Gotton.

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Wenn der Elende für diese Schandthat nur noch die Entschuldigung seiner Leidenschaft gehabt hätte. Aber nein! der Verruchte hatte nur niedrige und schimpfliche Instinkte im Herzen; denn es gelüstete ihm keineswegs nach meiner Liebe, sondern nach Gold. Geblendet durch des Verlockers Versprechungen, nahm ich meinem Manne beinahe das ganze Vermögen, das wir seit einigen Tagen zu Geld gemacht hatten und dies war der einzige Zweck gewesen, weßhalb er mich vom Wege der Tugend verlockt hatte. Sei verflucht dafür! tausendmal verflucht!“

„Eines Tages,“ fuhr das Weib fort, „es war in Californien und ungefähr acht Tage nach unserer Flucht aus San Francisco; erklimmten wir eine Anhöhe ohne Führer, indem Pitard für diesen Tag keinen nehmen wollte; als er plötzlich stillestand und eine Pistole aus dem Gürtel zog. „Bist Du bereit zu sterben?“ rief mir Derjenige zu, für den ich mein ganzes Erdenglück und Seelenheil geopfert hatte. Ich glaubte zu träumen und warf mich zu seinen Füßen, doch er stieß mich kalt zurück mit den Worten: „Ich bedarf die hunderttausend Francs welche wir mitgenommen haben und deßhalb mußt Du sterben.“ Wiederholt flehte ich um mein Leben, doch er antwortete, daß dies überflüssige Mühe sei, indem die Todten nichts ausplauderten. Darauf feuerte er seine Waffe auf mich ab, trotz meiner Thränen und meines Flehens. — — Ja! ja! meine Herren und Damen, dies that der sogenannte Vicomte, der Gatte dieses schönen und edeln Mädchens.“

Mit Abscheu richteten sich die Blicke aller Anwesenden auf den Vicomte, welcher fühlte, daß ihn jetzt nur ein keckes Auftreten retten konnte.

„Dieses Weib ist wahnsinnig!“ rief er; „ich verstehe von ihrem tollen Geschwätze auch kein einziges Wort!“

„Nur hübsch ruhig!“ rief Gotton; „noch bin ich nicht zu Ende. Sie werden sich wundern, wie ich dem augenscheinlichen Tod entging und wie es mir möglich wurde, trotz meiner Verwundung, Schwäche und Hülflosigkeit Frankreich wieder zu erreichen? Dann, als ich endlich wieder nach Paris gekommen war, mich die Verzweiflung dazu trieb die Erinnerung an bessere Zeiten durch Trunkenheit zu betäuben und wie mich dieses Laster später auf die Verbrecherlaufbahn brachte? Es würde Sie diese Erzählung ermüden, aber jeder abwärts geführte Schritt bedingt den folgenden. — Was jedoch jenen Menschen dort, Pitard, anbelangt, so hatte er mit seinen Verbrechen in Californien seine Rolle noch nicht ausgespielt, nein er mußte seine Mission bis zum Ziele verfolgen.“

„Was mag sie wohl jetzt sagen wollen?“ murmelte der Vicomte, der augenscheinlich ein Opfer der größten Aufregung war.

„Weißt Du, weshalb ich nach Frankreich zurückgekehrt bin?“ wandte sich Gotton an den Vicomte. „Es geschah nur, um Dich aufzusuchen und mich an Dir zu rächen. Dieser Gedanke hat mich keinen Augenblick verlassen; er allein war es, der mich aufrecht erhalten und oft vom Selbstmorde zurück getrieben hat. Und endlich ist nun die heißersehnte Stunde der Rache angebrochen und Dein Schicksal liegt in meiner Hand!“

Sich an Rabourdin wendend, fuhr das Weib fort:

„Herr Rabourdin, haben Sie von dem Morde gehört, der vor einigen Tagen in der Straße Nevers verübt wurde?“

„Straße Nevers? Ja, ja, ganz richtig! Das Opfer war ein Deutscher.“

„So ist es.“

„Der Mann hieß Hartmann, wie ich glaube.“

„Peter Hartmann, mein Ehemann.“

„Was die Mörder anbelangt, so — —“

„So konnten Sie bis jetzt deren Spur noch nicht entdecken; nicht wahr?“

„Könnten Sie mir dabei behülflich sein?“

„Mehr als das, denn ich kann Ihnen sogar die Mörder zeigen.“

Der Vicomte war todtenbleich geworden und erbebte am ganzen Körper.

„Hier steht Einer!“ — dabei zeigte Gotton auf Carcasson.

„Ich einen Menschen Namens Hartmann getödtet?“ rief Carcasson; „ich habe nie einen solchen gekannt!“

„Ich werde die Beweise liefern,“ sagte das furchtbare Weib; „gehe mein Alter, Dein Kopf ist für den Sack bestimmt.“

„So soll ich also doch der Guillotine verfallen!" murmelte Carcasson.

„Was den andern Mörder betrifft, so habe ich kaum nöthig, denselben zu kennzeichnen; seht hin: die Angst hat ihn so weiß gemacht wie seine Wäsche."

Bei diesen Worten zeigte sie auf den Vicomte, welcher in Wirklichkeit wie ein Schreckensbild dastand.

„Herr Vicomte, ich verhafte Sie!" sagte Rabourdin auf denselben zugehend.

„Ich trotze Euch Allen!" rief dieser jedoch, in der höchsten Gefahr seine ganze Tollkühnheit wieder sammelnd und eine Pistole ziehend. „Der Erste welcher einen Schritt gegen mich macht, ist verloren!"

Selbst Rabourdin wurde durch die Entschlossenheit des Verbrechers überrascht, welcher rückwärts der Thüre zuschritt.

Schon berührte sein Fuß die Schwelle, als ein kräftiger Schlag mit einem Stocke auf seine Faust fiel und die Pistole sich gegen die Zimmerdecke entlud.

In demselben Augenblicke sprang Leon Saurel, der den Schlag geführt hatte, dem Verbrecher an den Hals und hemmte jede seiner Bewegungen, während ihm Rabourdin und sein Agent die Hände fesselten und auf den Rücken banden.

XIV.

Bei dem Fesseln des Vicomte d'Hasty bemerkte Rabourdin, daß eine Tasche desselben bedeutend angefüllt war und in dieselbe greifend, zog er ein elegantes Portefeuille daraus hervor.

„Ah! ich erkenne es!" rief der Notär aus; „es enthält die drei Millionen in Wechseln, dem Ueberbringer auf der Bank zahlbar, welche die Herzogin von Rougemare bei mir niedergelegt hatte und die ich am Abend vor der Trauung zurückgebracht habe."

Plötzlich erhob sich Jane und indem sie ihre Hand mit Verzweiflung zur Stirn führte, rief sie aus: „Ach, mein Gott! dies ist also der Mann, mit dem ich auf ewig verbunden bin... der Mann dessen Namen ich für immer zu tragen verurtheilt bin!"

„Beruhigen Sie sich, Fräulein", antwortete ihr der Notär, „dieser Mann ist nicht mehr Ihr Gatte, sein Name ist nicht mehr der Ihrige."

„Was sagen Sie?" rief Jane aus.

„Ich sage, daß man nicht die Gattin eines Mannes sein kann, wenn dieser Mann nicht existirt, und es gibt kein Vicomte d'Hasty."

„Wahr!" rief freudig der Graf von Savignac.

„Es gibt wohl ein gewisser Pitard," fuhr der Notär fort; „aber Sie haben gar keinen Umgang mit diesem Individuum gehabt, dessen Namen auch nicht auf dem Trauungsacte vorkommt."

„Ist es möglich?" rief Jane freudig aus.

„Wir haben also nur die Richtigkeit der Trauung zu bestätigen, und da Herr Pitard einen Namen und einen Titel angenommen hat, die ihm nicht zugehören, so gibt es nichts Leichteres als dies; das Gesetz ist positiv über diesen Punkt. Ich wiederhole es Ihnen also, Fräulein, beruhigen Sie sich, Sie sind nicht vermählt und in einigen Tagen werden Sie wieder ganz frei über Ihre Hand zu verfügen haben."

„So, so!" bemerkte der Vicomte, der nach und nach seine gewöhnliche Unverschämtheit wieder gesammelt hatte, „aber unter welchem Namen wird sie sich denn verehelichen? denn dies ist eben das Widerwärtige in unserer Situation, daß auch ich das Recht habe, die Richtigkeit unserer Vermählung zu verlangen, weil soeben bewiesen worden ist, daß sich das Fräulein ganz in demselben Fall befindet, als ich, nämlich daß sie sich unter einem Namen, der nicht der ihrige ist, verheirathet hat. All ihr Thun ist umsonst, sie ist eine geschmuggelte Rougemare, und dieser Brief vom Marquis, so glücklich erfunden, wird sich niemals auffinden, durch den Grund, weil er niemals existirt hat."

„Du erhebst den Kopf, Pitard," sagte Gotton: „Du hast Recht, erhebe ihn nur während er noch auf Deinen Achseln sitzt."

„Pitard! Pitard!" sagte Rabourdin, „dieser Name ist mir nicht unbekannt, und er verbindet sich in meinem Geiste mit einem Verbrechen... woran zu erinnern, ich mich umsonst bemühe."

„Pah!" sagte Gotton, „er ist mit fünf Jahren Galeerenstrafe verbunden, zu welcher Herr Pitard vor ungefähr acht Jahren verurtheilt worden ist."

„So ist's!" rief Rabourdin aus.

„Nun ist Herr Pitard etwas verwöhnt," fuhr Gotton fort; „man hätte ihm Ketten von Rosen geben sollen, und da man diese Artikel zu Toulon nicht hält, so hat er seinen Flug nach Californien wieder genommen, allein dieß war rückwärtsschrei-

ten um besser zu springen. Nun, Pitard, ich fordre nur dieß einzige vom Himmel, nämlich daß dieser Sprung auf meinen Namenstag fallen möge."

„Teufel! Meister Pitard," sagte Rabourdin, „Ihre Rechnung vergrößert sich auf eine sonderbare Weise."

„Ich will sein Sünden-Register noch vervollständigen," bemerkte höhnisch die Gotton, indem sie einen Blick des Hasses nach dem Vicomte warf, der mit einem Gemisch von Angst und Zorn zuhörte. Sie fuhr fort:

„Sie wissen ohne Zweifel, daß das Fräulein Jane von Rougemare vergiftet worden ist?"

„Ich weiß dieß"

„Aber auch wann und warum? Dies ist was Sie nicht wissen!"

„Uns gänzlich unbekannt."

„Also dann will ich es Ihnen mittheilen."

„Sprechen Sie", befahl Rabourdin.

„Aha! Ihr Mund wässert darnach! Nun denn: der Mörder von Fräulein Jane von Rougemare ist ihr Gatte!"

„Der Vicomte d'Hasty?"

„Geborner Pitard."

Bei dieser unvorhergesehenen Offenbarung durchlief ein Schauder die Gesellschaft.

„Aber er war nicht allein, sie waren ihrer drei, um diesen schönen Streich auszuführen."

„Und wo sind die beiden Mitschuldigen? kennen Sie dieselben?"

„Ein bischen."

„Ihre Namen?"

„Sie können denselben ihre Masken sofort abziehen, denn beide sind hier!"

„Hier! im Salon?"

„In diesem Salon."

Diese Erklärung brachte bei den Anwesenden außerordentliche Erregung hervor, und Jeder suchte ausfindig zu machen, welche die Mitschuldigen des Vicomte sein konnten.

„Nun, Gotton," sagte endlich Rabourdin, „bezeichnen Sie mir die beiden Individuen."

„Ja, ja, Sie wollen, daß ich Ihnen das Wild zutreibe; nun denn, es sei — aber nur unter einer Bedingung."

„Sprechen Sie!"

„Sollte ich einmal in's Gefängniß kommen, so lassen Sie mir hie und da einige Süßigkeit zukommen: ein Schöppchen Brandwein von Zeit zu Zeit."

„Sie sollen Ihr Schöppchen haben, aber sprechen Sie nun!"

„Hier ist schon Einer!" sagte Gotton, indem sie den Baron bezeichnete.

„Wie? der Baron Chevillard?" rief Rabourdin aus.

„Ja, ja, es thut mir leid, Herr Baron, aber was mich betrifft, so liebe ich den Adel und es ist wohlthuend, neben einem Baron, einem wahren Baron auf der nämlichen Bank vor dem Assisengerichte zu sitzen; dies schmeichelt der Eigenliebe."

Der Baron hörte kaum die Worte der Gotton. Schweiß bedeckte seine Stirn, er bebte auf seinen Beinen und er mußte sich niedersetzen, so sehr schwach und niedergeschlagen fühlte er sich.

„Und der Andere?" fragte Rabourdin.

„Der Andere ist Herr Marescot hier!"

Marescot wollte einen Satz gegen die Thüre nehmen, aber kaum war in ihm dieser Gedanke aufgetaucht, als er auch schon auf dem Platze befestigt war von Rabourdin und seinen Gehülfen, die ihn seit seiner Verhaftung nicht verlassen hatten.

„Ah, Herr Marescot!" sagte Rabourdin zu ihm, „wir sind ja alte Bekannte; Sie haben sich metamorphosirt und transfigurirt trotz eines wahren Künstlers; man muß dies eingestehen und dennoch habe ich Sie soeben im Vorzimmer sehr gut erkannt, und wenn ich mich gestellt habe, als wären Sie ein Verwandter, so war es, um Sie hierher zu bringen und Sie zu meiner Verfügung zu haben."

„Der Streich ist gut gespielt worden," antwortete Marescot, „aber Sie werden sich nicht herausnehmen, hoffe ich, mich hier lange Zeit zurückzuhalten?"

„So lange bis Sie nach Brest oder nach Cayenne zurückgeliefert sind."

„Sie verwechseln mich mit einem Andern Meister Rabourdin; ich sage Ihnen zu Voraus, daß Ihr Gefängnißsystem mir gar nicht einleuchtet, daß Ihre Lagerstätten keine Bequemlichkeiten haben und daß ich ganz fest entschlossen bin, nicht darin zu schlafen; ich werde mich also noch vor Nacht von Ihnen verabschieden!"

„Dies wollen wir sehen," sagte Rabourdin.

„Ah!" bemerkte Gotton, „ich muß Ihnen sagen, Herr Rabourdin, daß sie bei uns diesen armen jungen Mann, Herrn Saurel, zurückhielten, weil er ihre Absichten über das junge Mädchen kannte.

Herr Vicomte Pitard ist selbst eines Tages gekommen, um uns zu mahnen, ihn mit der rgößten Sorgfalt zu bewachen. Und dies war es eben, das die ganze Geschichte verdorben hatte; mit dem ersten Blicke erkannte ich meinen Pitard und ich sagte zu mir, indem ich mir innerlich die Hände rieb: Du mein Alter, du bist nun unter meine Krallen gefallen, für Dich ist gesorgt. Die ganze Komödie soll zu Grunde gehen, wenn es so sein muß, und ich obendrein, aber ich will Deinen Kopf dem Herrn Henker anbieten; er wird ihn annehmen oder ich verliere dadurch meinen Namen. Am nämlichen Abend, als ich em Gefangenen Wasser und Brod hinunterließ, fügte ich den Schlüssel seines Gefängnisses be- und eine Stunde darnach war er entlaufen. Und von daher ist alles Unglück gekommen, das auf dem Kopf des Herrn Pitard lastet."

Immerhin der Gotton zuhörend, hatte Rabourdin und seine Gehülfen Marescot Fesseln an gelegt.

„Sind zwei Wagen unten?" fragte dann Rabourdin diese Letztere.

„Ja, Herr Rabourdin."

„Sie werden in den einen mit Gotton, dem Vicomte d'Hasty und Herrn Baron Chevillard steigen. Ich werde Marescot und Carcasson mit mir nehmen. Und jetzt machen wir uns auf den Weg nach der Präfectur, allein wir schlagen den Weg durch den Boulevard des Capuciners ein, wo der Herr Vicomte uns gefälligst erlauben wird, seine Curiositäten zu durchsuchen.

Der Vicomte erbebte und ängstigte sich sichtlich. Er dachte an Isidor.

„Er ist erblaßt," schrie die unbeugsame Gotton „wir werden etwas finden, das dem Herrn Vicomte die Haare verwirren wird."

„Also, auf den Weg!" rief Rabourdin.

XV.

Es dauerte nicht lange, so kam man am Boulevard des Capuciners an.

Unterwegs versuchte es keiner der Gefangenen sich zu flüchten, die Fesseln, welche ihre Hände lähmten und die Pistolen, mit welchen jeder Polizeigehülfe bewaffnet war, hielten sie zurück.

„Nun denn, Marescot, ich bin zufrieden mit Ihnen," sagte Rabourdin, indem er aus dem Wagen stieg, „zu durchsuchen haben Sie geduldiger gezeigt, als ich geglaubt hatte."

„Ei, ich eile nicht," antwortete Marescot; „ich erkläre Ihnen aber, daß ich mich vor anbrechender Nacht von Ihnen verabschieden werde."

Rabourdin lächelte.

„Sie sind ein Mann mit großer Einbildungskraft, Meister Marescot," sagte er, „aber Ihre Streiche sind bekannt, und wir sind auf der Hut Ihnen gegenüber."

Marescot begnügte sich mit den Achseln zu zucken und man begab sich auf das Wohnzimmer des Vicomte d'Hasty.

„Herr Vicomte," sagte alsdann Rabourdin, „sagen Sie mir gefälligst, in welcher Tasche sich Ihr Schlüssel befindet?"

„In der linken Tasche," antwortete der Vicomte, „aber Sie werden sich umsonst bemühen meine Thüre zu öffnen, man muß zu diesem Zweck ein Geheimniß kennen, das ich allein weiß."

„Ich werde Ihre Hände frei machen, allein dieß wird Ihnen nicht viel nützen, ich sage es Ihnen im Voraus."

Er befreite die Hände des Vicomte; aber im Augenblicke des Aufschließens schien Letzterer zu zaudern.

Er war offenbar von einer heftigen Angst befallen.

„Richtig," rief Gotton aus, „es ist etwas Ungewöhnliches bei Herrn Vicomte Pitard."

„Wenn Sie nicht augenblicklich aufmachen, so lasse ich einen Schlosser holen," sagte Rabourdin,

Der Vicomte runzelte die Stirn; dann plötzlich die Thüre öffnend: schrie er: „Nun denn, zu Ende damit!"

Und er trat zuerst ein, von Raboudin und den Uebrigen gefolgt. Alle prallten zurück bei dem Anblicke eines getödeten Mannes in einer Blouse, der am Boden lag, mitten im Zimmer, in das man eingedrungen war.

„Was ist das?" rief Rabourdin aus.

„Sieh da, Isidor!" sagte Gotton, „was macht er denn da?"

Rabourdin hatte sich bei dem Körper niedergekniet und hatte ihn befühlt.

„Todt!" sagte er aufstehend.

„Todt!" schrien Carcasson und Gotton entsetzt.

„So, so!" sagte Rabourdin ruhig, „ich verstehe jetzt des Vicomte unschlüssiges Wesen. Er setzte hinzu:

„Ermordet, augenscheinlich, aber auf welche Art? Ich sehe keine einzige Spur."

„Es wäre auch verlorene Mühe ein solche entdecken zu wollen," sagte der Vicomte, „aber ich will Ihnen auf die Spur helfen; hier nehmen Sie seine rechte Hand."

„Und dann?" fragte der Agent.

„Betrachten Sie die Mitte seiner flachen Hand; was erblicken Sie?"

„Nichts, oder beinahe nichts, eine unbedeutende Verletzung."

„Nun denn, durch diese Stelle ist der Tod eingedrungen."

„Wie hat er von einer so unbedeutenden Schramme sterben können?"

„Dies werden Sie sogleich erfahren."

„Wirklich? Ihre Rechnung wird sehr gewichtig, Herr Vicomte," sagte Herr Rabourdin.

„Ich verhehle mir dies auch nicht," antwortete jener mit einer Ruhe, die auf eine sonderbare Weise mit der Angst contrastirte, die ihn bis jetzt beherrscht hatte.

„Soll ich ihn aussuchen?" fragte der Gehülfe Rabourdin, Isidors Leichnam bezeichnend.

„Ohne Zweifel! wir finden vielleicht Etwas bei ihm, das zur Aufklärung dinen kann."

Der Gehülfe machte sich sogleich daran und zeigte sich in derartigen Verrichtungen als erfahrener Mann.

„Hier ist ein Messer," sagte er zuerst.

„Sein Handwerksgeschirr," bemerkte Rabourdin.

„Er war so unermüdlich!" fügte Gotton hinzu; „immer hatte er seine Werkzeuge bei sich und niemals wich er der Arbeit aus."

„Ist dies Alles?" fragte Rabourdin.

„Nein, hier ist ein Brief."

„Ein Liebesbrief, ohne Zweifel," bemerkte Gotton, „denn dieses lüderliche Subject von Isidor hatte Glück bei den Frauen."

„Dies wollen wir sehen," sagte Rabourdin, indem er den Brief aus den Händen seines Gehülfen nahm.

Er warf zuerst einen Blick auf die Adresse.

„Sieh da! dieser Brief ist an einen Mann adressirt, von dem soeben gesprochen wurde."

Er las die Adresse: „An Herrn Hartmann, Gasse . . . ."

„Hartmann!" schrie Gotton, „mein Gatte —" Ihr Angesicht hatte sich plötzlich verdunkelt.

„Wie kann sich ein an Hartmann adressirter Brief in der Tasche dieses Mannes vorfinden?" fragte Rabourdin.

„Meiner Treu!" antwortete heftig Gotton, „mir ist dies leicht erklärlich, da es Isidor war, der meinen armen Hartmann ermordet hat, unter Mitwirken Carcassons und auf Anstiften des Vicomte Pitard."

„In's Teufelsnamen!" murmelte Carcasson, „wir hatten es unter uns ausgemacht, ihn blos zu betäuben und dennoch schob er ihm tückisch das Messer zwischen die Rippen; schuftiger Isidor, du!"

Rabourdin, welcher mittlerweile den an Hartmann adressirten Brief geöffnet und überlesen hatte, stieß plötzlich einen Schrei der Ueberaschung aus.

„Nun wohl! was? was giebt es?" fragte lebhaft Carcasson.

„Es giebt," antwortete Rabourdin mit strahlendem Angesichte, „daß ich weit entfernt war, zu glauben, so ein wichtiges Document in den Taschen dieses Menschen zu finden."

„So, so," sagte Carcasson mit der Achsel zuckend, „noch ein Ueberführungsbeweis! Noch Schreibereien um die Jury zu verhudeln! Als wie wenn es nicht einfacher wäre, uns zu verhören und sich auf uns zu verlassen, wie das immer zwischen Leuten die sich schätzen, zugehen sollte!"

Rabourdin steckte sorgfältig den Brief Hartmanns in seine Tasche, dann sich an seine Gefangenen wendend:

„Nun, meine Herren," sagte er zu ihnen, „wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir den Weg nach der Präfectur einschlagen."

„Alsdann glückliche Reise, meine Herren!" sagte der Vicomte, „denn Ihr werdet ohne mich gehen."

„Vignot, halten Sie die Pistolen schußfertig!" schrie Rabourdin, bei welchem diese Worte plötzlich Mißtrauen erregten.

„Das ist Alles umsonst," sagte der Vicomte, „Sie werden mich nicht mit Ihnen schleppen, aber was Ihre Waffen betrifft, so sind sie unnöthig; Niemand denkt daran Sie anzugreifen, oder sich Ihnen zu widersetzen."

Er fuhr fort:

„Herr Rabourdin, erinnern Sie sich wohl an meine Worte: denn es ist eine wahrhafte Beichte und Sie werden die reine Wahrheit hören."

„So warten Sie einen Augenblick alsdann!" rief Rabourdin. —

Sich an seinen Gehülfen wendend, sagte er zu diesem: „Schreiben Sie!"

Der Polizei-Agent ließ sich am Sekretär nieder, nahm eine Feder und Papier, die sich darin vorfanden, und hielt sich zum Schreiben bereit.

„Einige Zeilen werden genügen," sagte der Vicomte. „Ich bekenne und erkläre hiermit, daß ich Leon Saurel und Albert von Savignac gefangen hielt und daß ich dem Fräulein Jane von Rougemare den Tod geben wollte, um die zwanzig Millionen zu erben, welche die Herzogin von Rougemare ihr durch Testament zurückgelassen hatte; ich zeige ebenfalls an, daß in dieser Affaire Marescot und der Baron Chevillard meine Genossen und Mitverschworenen waren."

Der Baron wollte Widerrede einlegen, aber er konnte kein Wort herausbringen, so sehr war er erschüttert.

Was Marescot betrifft, so begnügte er sich zu lächeln.

Der Vicomte d'Hasty nahm wieder das Wort: „Dies ist nicht Alles; ich bekenne mich des Mordes des Deutschen Hartmann schuldig, an dem ich zwar keinen thätigen Antheil genommen habe, aber den ich vorbereitet und Isidor und Carcasson übertragen und sie dafür bezahlt habe."

„Isidor hat den Streich ganz allein ausgeführt," rief Carcasson aus.

„Endlich," fuhr der Vicomte weiter, „will ich noch eingestehen, daß mein wahrer Name Pitard und sonach meine Vermählung mit Fräulein von Rougemare null und nichtig ist."

„Sehr gut," bemerkte Rabourdin, „der Gerichtshof wird Ihnen diese Eingeständnisse zu gute halten."

„Glauben Sie?" fragte der Vicomte. Dann Rabourdin mit einem ungewöhnlichen Lächeln ansehend, sagte er zu ihm: „Und jetzt melde ich Ihnen, daß ich Jemand zu Hülfe rufen werde, der mich von Ihnen befreien wird."

„Vignot, Achtung!" schrie Rabourdin, indem er seinen Blick nach allen Seiten richtete.

„Der Freund, den ich rufen werde, hohnlächelt über Eure Waffen und über alle Eure Vorsichtsmaßregeln," erwiederte der Vicomte.

Die Ruhe und die Sicherheit des Vicomte brachten Rabourdin in eine wirkliche Angst.

„Soll ich Ihnen den Namen nennen?" sagte der Vicomte.

„Man heißt ihn Tod!"

Dann ließ er seine Hand heftig auf den Stempel, der Isidor so verderblich gewesen war, fallen.

„Es ist geschehen!" rief er.

Plötzlich wankte er, erbleichte und fiel auf den Boden, wo er unbeweglich liegen blieb, die Zähne geschlossen und die Züge verzerrt.

XVI.

Rabourdin zog mit seinen Gefangenen ab, die Leichen des Vicomte und Isidors, nebeneinander dahingestreckt, zurücklassend.

„Du siehst traurig aus," sagte Carcasson zu seiner Begleiterin. „Nicht wahr, der Tod Deines alten Liebsten hat Dich ergriffen?"

„Das nicht," antwortete Gotton, „ich hatte von einer langen Rache geträumt, von seiner Angst vor dem Gerichte, von dem Schrecken der Guillotine, und nun ist alles in einem Augenblick fertig, darin habe ich mich getäuscht."

Mittlerweile rollten die beiden Wagen dem Quai entlang.

Man langte bald in der Präfectur an.

Marescot behielt oder heuchelte fortwährend eine vollständige Ruhe. Er war selbst Rabourdin gegenüber eingeschlafen, und diese Sorglosigkeit ängstigte Rabourdin in höherem Grade, als wenn er seinen Gefangenen ergriffen oder über seine Lage nachdenkend gesehen hätte.

Er gelobte sich daher auf ihn ein ganz besonderes Augenmerk zu richten.

Im Hofe der Präfectur stiegen Alle aus dem Wagen; dann begaben sich die vier Gefangenen: Marescot, der Baron Chevillard, Gotton und Carcasson, von Rabourdin und seinem Gehülfen Vignot geführt, in einen großen finstern Saal, wo man sie in Gesellschaft von sechs Gendarmen ließ.

Rabourdin zog den stärksten und muthigsten dieser Männer bei Seite und ihn neben Marescot führend, sagte er zu ihm mit so lauter Stimme und so daß man jedes Wort völlig verstand: „Martel, hier ist ein Mann, den ich Eurer Huth anvertraue und für den Ihr mir verantwortlich seid. — Es ist Marescot, der berüchtigte Marescot, dessen Thaten überall bekannt sind, Ihr könnt Euch also nicht genug ihm gegenüber in Acht nehmen."

Marescot maß den Gendarm von Fuß bis zu Kopf, dessen halb wildes und halb väterliches Angesicht einen in seiner Pflicht unbeugsamen

Mann verrieth, aber schwach in Verstandeskraft. „Sagen Sie mir, Herr Martel," fragte er ihn, „wird man uns lange Zeit in diesem Saale lassen?"

„Nein," antwortete Martel.

„Was wird aus uns werden?"

„Das sollten Sie doch wissen, da Sie diese Schule schon durchgemacht haben."

„Ich erinnere mich nicht mehr daran."

„Sie wollen den Schlauen spielen, aber mit Martel geht dieß nicht an."

„Es ist da gar keine Schlauheit im Spiele, ich frage Sie blos, wo man uns hinführen wird?"

„Nun denn, vor den Untersuchungsrichter."

„Alle zusammen?"

„Nein, Einer nach dem Andern, und mir wird man es anvertrauen, Euch zu führen; also keinen Fluchtversuch, Sie wissen, daß das mit Martel nichts fruchtet; ich bin zwar nicht größer als Sie, aber ich habe eine Faust, die Euch entzweischlagen würde — mehr sag' ich nicht!"

Währenddem wechselten Gotton und Carcasson einige Artigkeiten in einem andern Ende des Gemaches.

„Du bist Schuld an meinem Unglück," sagte Carcasson zu Gotton: „hättest Du nichts von der Geschichte Hartmanns erzählt, so wäre ich mit einem Spaziergang nach Brest oder nach Cayenne davongekommen, während jetzt — — —"

„Dein Kopf ist's, der dorthin spazieren wird," sagte Gotton.

„Höll und Teufel!" schalt Carcasson, den der Schrecken in Wuth versetzte, „hätte ich Dich in einem Walde — Gotton! — — genug davon!"

„Wohl verstanden! Du würdest mich gerade so zurichten wie den armen Hartmann."

„Du kannst darauf zählen!"

„Und dennoch hat Dir dieß kein Glück gebracht. Höre! Carcasson: ich fluchte und schwor, ich war mehr betrunken als nüchtern, aber da lastete mir etwas auf dem Herzen: es war das Andenken an diesen armen Hartmann, es war der Gedanke an das, was er erdulden mußte, seit ich mit diesem Elenden davon gelaufen war. Es war unverzeihlich diesem armen Mann so das Herz zu zerreißen und ihm alles mitzunehmen, was er verdient hatte. Und gerade eines Tages, da ich mich fragte, was aus ihm geworden sein möchte, da kamst Du mit Isidor auf den Meuchelmord in der Neversstraße zu sprechen. Das Opfer hieß Hartmann und ich erkannte ihn an dem Bild, das Du mir darüber machtest und an einigen Einzelnheiten, die Du über seinen Aufenthalt in Californien gehört hattest. Von diesem Augenblicke an war Deine Rechnung abgeschlossen: ich nahm mir vor Hartmann zu rächen und meine Rache Demjenigen zu übertragen, dessen Namen Dich wie ein Kind erzittern macht. Heute gehörst Du ihm an und ich bin zufrieden gestellt. Nun ist nicht mehr rückwärts zu schreiten, bereite Dich nur vor, den Sprung zu thun."

„Entschuldigen," sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter ihnen; „erlaubt mir bei Euch über etwas nachzufragen."

Es war der Baron Chevillard der mit ihnen sprach.

„Nun, Herr Baron!" sagte Gotton, „was steht zu Ihren Diensten?"

„Können Sie mir sagen, wohin man uns jetzt führen wird?"

„Zum Herrn Untersuchungsrichter, ein sehr neugieriger Mann, aber im Grund ein sehr guter Kerl, der ganz ruhig mit Ihnen über die Tagesneuigkeiten sprechen wird, von Leon Saurel, von Albert von Savignac, von Jane von Rougemare, von Ihren Freunden Marescot, Pitard, Carcasson, Gotton, und der Sie dann in eine kleine Zelle zu ruhigem Nachdenken schließen wird bis die große Affaire Rougemare ganz Paris anziehen und für welche man Ihnen einen Ehrensitz verschaffen wird, wo Sie sehr gut Alles sehen und hören werden."

„Ach!" seufzte der Baron, der bei jeder Einzelnheit erbebte, „und augenblicklich werden —"

„Werden wir dem Herrn Untersuchungsrichter vorgeführt meinen Sie? Ja, man wird uns einen nach dem andern zu ihm führen, einen langen, schmalen und finsteren Gang durch, aber mit einem Gendarmen, der uns nicht irregehen lassen wird."

In diesem Augenblick erschien ein Mann am Eingang des Saales und rief: „Marescot!"

„Ei, ei! Marescot macht den Anfang," bemerkte Gotton, „der Schlaueste aus der Bande, so ist's recht!"

„Nun!" sagte Martel zu Marescot, „vorwärts!"

Und der Gendarm, Marescot vor sich, durchschritt langsam den Saal, dessen steinerner Fußboden unter seinen schweren Stiefeln erdröhnte. In den finstern Gang, durch den sie gehen muß-

ten, eintretend, drehte Marescot seinen Ring mit dem Smaragdstein nach der hohlen Hand.

Dann trat er in den Vorsaal mit der ruhigsten und gleichgültigsten Miene.

„Höre Gotton," sagte Carcasson „er wird uns wohl Alles aufbürden, um sich bei dem Herrn Untersuchungsrichter wohl anzumachen."

„Marescot ist ein Mann, solches ist er nicht fähig," antwortete Gotton, „übrigens was kann er mehr sagen als Pitard? und nach dessen Aussage, hast Du Dich nicht über das Uebrige zu grämen. Die Geschworenen wollen nicht mehr wissen, doch sollte ein Nachtrag vonnöthen sein, so bin ich für dieß da, ich sage Dir es im Voraus."

Zehn Minuten waren seit dem Abtreten Marescots vergangen, als man Fußtritte im Gang hörte.

„Wen wird man jetzt rufen?" sagte Carcasson ängstlich.

Aber es war der Gendarm Martel, der eintrat.

Er durchschritt den Saal mit schwerem Tritt, und mit einer gewissen Hin- und Herbewegung, die ihm eigen war, schritt er zur Ausgangspforte.

„Martel!" rief ihm einer seiner Gefährten nach.

Der Gendarm antwortete nicht, öffnete die Thüre und verschwand.

Einen Augenblick darnach ließ sich ein heftiges Klingeln vom Gang her hören.

„Es ist bei dem Herrn Untersuchungsrichter," sagte ein Gendarm.

Und er sprang in den Vorsaal.

Er hatte kaum zwanzig Schritte zurückgelegt, als man ihn einen Schrei ausstoßen hörte.

„Was giebt es?" rief ein anderer Gendarm aus, indem er fortlief seinen Gefährten einzuholen.

Sechs oder acht Angestellte kamen zu gleicher Zeit und waren vor Entsetzen Angesichts des Bildes, das sie vor Augen hatten, niedergeschmettert.

Der Gendarm Martel lag nackt im Gang zu Boden niedergestreckt, mit verzogenem Gesicht, den Mund von röthlichem Schaum bedeckt und schon ganz erkaltet.

Sein Hut, sein Rock, sein Wehrgehäng, seine Stiefeln wurden vermißt und bei ihm lagen Kleidungsstücke, die man als Marescot angehörig erkannte.

Er trug keine andern sichtbaren Wunden an sich, als eine beinahe unscheinbare Schramme an der Hand.

Der Gendarm der sich soeben mit den Kleidern und dem Gang des armen Martel entfernt hatte, war Niemand anders als Marescot selbst gewesen.

XVII.

Als Rabourdin den Salon mit allen Denjenigen, die er auf die Polizeipräfectur führte, verlassen hatte, betrachteten sich die Glieder der Familie von Rougemare einander, als ob sie ein fürchterliches Schreckbild getäuscht hätte.

Da die Baronin Chevillard hinausgegangen war, so konnte man frei von allen Ereignissen, die sich zugetragen hatten, plaudern, jedes darüber staunend, nichts von diesen schrecklichen Scenen die sie umgaben, geahnt zu haben und mit Individuen gleich Marescot und dem Vicomte d'Hasty zu thun gehabt zu haben, ohne Unrath zu wittern. Dann richteten sich wieder alle Blicke nach Jane, wohlwollende und mißtrauische.

Dieses Mißtrauen war übrigens ganz natürlich und bei denjenigen, die nicht im Stande waren den Character Janes zu würdigen, vollkommen berechtigt.

Wer hatte ihnen dieses junge Mädchen, das Allen diesen Morgen noch unbekannt war, zugeführt? Marescot und der Baron Chevillard.

Wer hatte sie heirathen wollen, obwohl sie mit Leon Saurel verlobt war? Der Vicomte d'Hasty.

Alles vereinigte sich denn, um ihre Genossenschaft mit den drei Männern, die sich zu dieser Stunde in der Gewalt der Gerechtigkeit befanden, zu bezeugen.

Auch entfernten sich mehrere Anwesende von ihr mit beleidigendem Blicke.

Aber einige, durch die Gefahren die sie gelaufe hatte, gerührt, überhäuften Jane mit Achtung, überzeugt übrigens, daß sie für diese Männer ein unschuldiges Werkzeug gewesen war, daß jene nichts von der Komödie wußte, in welcher man ihr eine so wichtige Rolle zu spielen übertragen hatte.

Der Graf und die Gräfin von Savignac hatten öffentlich erklärt, daß sie sie als ihre eigene Tochter betrachteten, für ihren edelmüthigen Character Bürge leistend; allein, obwohl Jane sich über diese Stütze freute und von diesen Beweisen ihrer Liebe tief gerührt war, so konnte sie sich

doch nicht über die Schande trösten, welche alle diese Ereignisse über sie gebracht hatten.

„Ach! Ihr Bestreben ist umsonst, Madame", sagte sie zu der Gräfin von Savignac, „die Verläumdung hat sich über mich hergemacht; sie hat mich als eine elende Intriguantin hingestellt, und es wird mir immer ein Fleck anhängen, wenn sich dieser Brief vom Marquis von Rougemare nicht irgendwo findet und die unumstößlichen Beweise meiner Geburt giebt."

„Es ist unglücklicherweise wenig Hoffnung vorhanden, daß sich dieser Brief je wieder findet", bemerkte der Graf von Savignac. „Sie müssen also nicht mehr daran denken, Sie müssen zukünftig Ihr ganzes Bestreben darnach richten, liebes Kind, Albrechts Schwester zu sein. Die Schwester dieses armen Kindes, das gleich Ihnen und in der nämlichen Zeit als Sie, den Verfolgungen dieser Elenden Preis gegeben war."

„Was ich besonders bedauere", rief Jane aus, indem sie die Thränen abtrocknete, die sie umsonst zurückzudrängen suchte," ist nicht die Erbschaft der Herzogin von Rougemare; es ist vielmehr mein befleckter Ruf, es ist der Verlust meiner Familie, die ich endlich gefunden zu haben glaubte und die ich so plötzlich verliere."

„Diese Familie, finden Sie sie nicht in uns wieder?" fragte sie der Graf.

„Nein, Herr Graf", antwortete Jane, „so lange diese Schande auf mir lastet, muß ich dieses edle Anerbieten ablehnen, ich kann nicht, ich Verworfene, die ich eine schändliche Komödie mitgespielt zu haben angeklagt bin, im Kreise Ihrer so noblen, so reinen und so geehrten Familie Platz nehmen."

„Jane, ich bitte Sie," unterbrach sie die Gräfin, Jane's Hand mit Wärme ergreifend.

„Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Freundschaft, Frau Gräfin, sie ist mir theuer und ich behalte sie als einen süßen Trost in meinem Unglück, allein ich wiederhole es Ihnen, ich werde in meine Dunkelheit zurücktreten und als eine arme Arbeiterin leben, bis der Tag kommen wird, wo ich meine Stirne wieder hoch tragen kann. Gott weiß es, Madame, daß ich dieses Leben ohne Bedauern und Schmerz fortsetzen würde, wenn ich die Ruhe und Heiterkeit, die es mir ehedem verherrlichten, wieder finden könnte; aber leider, ich trage einen Eindruck in mir, der sich gleich einem Todtenschleier über alle meine Stunden ausbreiten und der mir eine Folter aus meiner früher so strahlenden Einsamkeit machen wird."

„Jane", sagte sodann Saurel, sich dem jungen Mädchen nähernd, „Sie vergessen denn, daß Diejenige, die eine kurze Zeit für Sie eine Mutter war, uns beide verlobt hat; wollen Sie denn nicht, daß wir zu zweien dieses Leben, welches Sie fürchten, ertragen?"

„Nein, Herr Saurel, ich kann nicht darein willigen; aus den nämlichen Ursachen, welche mich abhalten, das so mildthätige und wohlwollende Anerbieten der Frau Gräfin anzunehmen, kann ich Ihre Frau nicht werden."

„Jane, bevor sich diese fürchterlichen Ereignisse zugetragen, waren wir arm, Sie und ich und wir liebten uns; was hat sich in unseren Bestimmungen verändert und wer hindert uns sie heute zu vereinigen, so wie wir es damals gemacht hätten?"

„Heute, Herr Saurel, ruhet auf meinem Namen ein Schandfleck, der auch auf den Ihrigen übergehen würde, und dies ist es, was ich nicht will." Sie fuhr fort, indem sie sich an den Grafen und die Gräfin von Savignac wendete:

„Leben Sie wohl, ich werde zurückkommen, Sie von Zeit zu Zeit zu sehen, denn Sie sind die Engel, die mich in meinem düstern und schmerzlichen Hiersein geschützt haben, und Sie wieder zu sehen, wird mir Kraft geben, meinen Muth wieder aufzurichten. Adieu! Adieu!"

Sie drückte die Hand des Grafen, umarmte Albrecht, dann die Gräfin, die ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, alsdann schritt sie gegen die Thüre.

Diese Thüre öffnete sich plötzlich und ein Bedienter meldete:

„Herr Rabourdin!"

Der Name dieses Mannes, der soeben eine so fürchterliche Rolle gespielt hatte, beklemmte alle Herzen.

Was sucht der Polizeiagent noch hier?

Welchen Namen wird er noch an den Schandpfahl heften?

Welche Maske wird er noch abziehen?

Es war klar, daß es sich um eine neue Verhaftung handelte, um irgend einen Schuldigen, den die Anderen angezeigt hatten, mit ihnen fortzuschleppen.

So dachte man bei dem Namen Rabourdin;

so erwartete man denn mit einer großen Angst das erste Wort oder vielmehr den ersten Namen der von seinen Lippen fallen würde.

„Fräulein Jane von Rougemare!“ sagte Rabourdin.

Jane, welche die allgemeine Aufregung beim Erscheinen des Polizeiagenten getheilt hatte, fing an, an all ihren Gliedern zu erbeben bei dem Gedanken, daß auch sie zur Präfectur geführt und mit den Elenden, die man soeben verhaftet hatte, vereinigt werden sollte. Sie wollte antworten, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, und sie ließ sich auf einen Sessel niederfallen, bleich wie Marmor.

„Mein Herr“, unterbrach ihn der Graf, indem er auf Rabourdin zuging, dieses junge Mädchen ist die Unschuld selbst, sie war das Opfer, nicht die Mitgenossin derjenigen, die Sie so gerecht festgenommen haben. Sehen Sie doch, in welchen Zustand Sie sie versetzt haben, Sie werden sie tödten.“

Rabourdin sah den Grafen lächelnd an.

„Ich glaube mir im Gegentheil herausnehmen zu dürfen, daß ich sie ganz glücklich machen werde,“ antwortete er.

Dann sich Jane nähernd, die immer noch dieser Aufregung unterlag. — „Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, dieses Mal bin ich nicht der Würgengel, im Gegentheil ich bringe gute Nachrichten, ich bringe Freude und Glück mit mir, Sie können sich nicht denken, welches Vergnügen dieß macht, wenn man nicht daran gewöhnt ist.“

„Was wollen Sie sagen, mein Herr?“ fragte ihn Jane schüchtern das Auge erhebend, und von welcher Nachricht wollen Sie reden?“

Mittlerweile waren Alle hinzugetreten und hatten einen Kreis um den Polizeiagenten und das junge Mädchen gebildet.

„Meine Herren, meine Damen“, sagte ihnen Rabourdin, „ich bin glücklich Sie Alle noch hier zu treffen, denn es ist gut, das Fräulein bei denjenigen, vor welchen es soeben die härtesten und ungerechtesten Erniedrigungen erdulden mußte, wieder zu Ehren zu bringen.“

Die Aufmerksamkeit verdoppelte sich bei diesen Worten.

„Ist Jemand unter Ihnen,“ fuhr der Agent fort, „der die Hand- und Unterschrift des Marquis von Rougemare kennt, der Hartmann mit dem Raub der Jane von Rougemare, der Tochter seines Bruders beauftragt hat?“

Mehrere Personen antworteten bejahend und erklärten selbst Briefe und andere vom Marquis unterschriebene Stücke zu besitzen.

„Nun denn! fuhr Rabourdin weiter fort, „dieser Brief des Marquis an Hartmann, dessen Dasein man soeben verneint hat, ist hier, hier! Ich habe ihn soeben bei Isidor, einem der Mörder Hartmanns, gefunden; hört und urtheilt ob er nicht von Punkt zu Punkt die Erklärung des unglücklichen Hartmann bestätigt.“

Und er las:

„Auf meinen Befehl nimmt Peter Hartmann Jane von Rougemare, drei Jahre alt, weg, fährt in der Eisenbahn nach Orléans und legt sie, in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, Christabend, in dem kleinen Dorf Lardy, einige Stunden von Etampes entfernt nieder.

Marquis von Rougemare.

Paris, den 24. Dezember 185—.“

Alsdann überreichte er den Brief dem Grafen von Savignac welcher, nachdem er ihn geprüft und für authentisch erklärt hatte, von Hand zu Hand gehen ließ.

Nun blieb kein Zweifel mehr übrig, und Jane sah sich alsbald umringt und mit Glückwünschen überschüttet.

Sie war unzweifelhaft das Kind, das man vor fünfzehn Jahren geraubt hatte und sonach die wahre Jane von Rougemare, die rechtmäßige Erbin der Herzogin von Rougemare.

XVIII.

Nach der Vorlesung des Briefes vom Marquis von Rougemare, der mit der Erklärung Hartmanns und den Details die Jane gegeben hatte, verglichen, so klar ihre Idendität bestätigte, dachte das junge Mädchen zuerst an Saurel. Aber ihr Blick suchte ihn umsonst, er war nicht mehr da.

Dieses Verschwinden hatte sie in Trauer versetzt, und einen Schatten auf ihr Glück geworfen.

Sie hatte den kommenden Morgen mit Ungeduld erwartet; aber am Morgen war er nicht zurückgekommen und zwei Tage waren so vorübergegangen, ohne daß er erschien.

Jane fiel der größten Traurigkeit anheim, und alle Mühe die sich die Gräfin von Savignac gab, konnte sie nicht zum Lächeln bringen.

Der Graf und die Gräfin hatten darauf be-

standen, sie bei sich zu behalten, um ohne Unterlaß über sie zu wachen und sie hatten ihr ein Zimmer neben dem ihrigen einräumen lassen.

Am fünften Tage war Jane noch trauriger als gewöhnlich ergriffen; nachdem sie angekleidet war, hatte sie sich auf das Zimmer der Gräfin begeben, und diese ganz freudig gefunden.

„Sie scheinen sehr glücklich zu sein," sprach sie, indem sie der Gräfin ihre Stirn zum Küsse bot.

„Vollkommen glücklich" antwortete die Gräfin; „es wird heute im Hause ein großes Fest gefeiert."

„Darf ich Sie fragen, zu wessen Ehren?"

„Ei nein, das ist ein Geheimniß."

„Und wann wird das Fest beginnen?"

„Um drei Uhr."

„Erlauben Sie mir, demselben beizuwohnen?"

„Sie wissen, daß wir kein Fest ohne Sie feiern."

„Dann will ich mich recht schmücken."

„Daß Sie recht fröhlich sein könnten, würde ich vorziehen."

„Ich werde mich dazu bemühen."

Gegen drei Uhr waren Alle im Salon beisammen. Der Graf und die Gräfin waren sehr fröhlich; der Graf scherzte mit Jane über ihre Melancholie und zeigte sich für sie noch liebevoller als je.

Es war etwas über drei Uhr, als sich die Thüre des Salons öffnete.

Ein Bedienter erschien und meldete:

„Herr Leon Saurel!"

Bei diesem Namen erröthete Jane, dann erbleichte sie plötzlich. Die Gräfin eilte sogleich zu ihr, und ihre Hand ergreifend, sagte sie:

„Jetzt wissen Sie, weßwegen man ein Fest bei uns feiert!"

„Was!" stammelte Jane, „es war — — —"

„Um zwei Liebende zu vereinigen, die getrennt, vor Liebe vergingen und die jetzt — —"

Die Gräfin wurde durch den Eintritt von Leon Saurel unterbrochen.

Als der junge Mann Jane erblickte, fuhr er zusammen; allein zur großen Verwunderung der Gräfin, drückten seine Züge mehr Traurigkeit als Glück aus.

„Nun denn, Herr Saurel," redete ihn der Graf an, indem er ihn mit dem herzlichsten Wohlwollen empfing; „Sie hatten denn den Weg nach dem Hotel von Rougemare vergessen?"

„Nein, Herr Graf," antwortete Saurel, „allein — —."

„Allein Sie wurden durch ein Gefühl zurückgehalten, das ich verstehe; durch den Gedanken, daß, da Jane immer noch den Namen eines Andern trug, es nicht schicklich war, vor ihr zu erscheinen. Dieß ist wohl die Ursache Ihrer langen Abwesenheit, nicht wahr?"

Saurel verbeugte sich.

„Herr Saurel," fuhr der Graf fort, „ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen, um Sie an das Wort, das Jane und Sie sich am Todesbette der Herzogin von Rougemare gegeben haben, zu erinnern und um Ihnen zu wissen zu thun, daß diese schändliche Vermählung, wegen Nichtigkeit umgestoßen wurde."

„Ich bin glücklich zu erfahren, daß Fräulein von Rougemare bald einen Namen, der ihr unter den obwaltenden Umständen sehr lästig sein muß, verlieren wird," antwortete Saurel.

„Ist dieß Alles, was Ihnen die Veränderung ihrer Lage einflößt?" fragte der Graf überrascht. „Haben Sie nichts weiter zu sagen?"

„Doch, ich habe noch Etwas zu sagen," antwortete Saurel, „allein, entschuldigen Sie, Herr Graf, es ist dies ein Geheimniß, das ich nur Fräulein Jane anvertrauen kann, nur ihr."

„Ich verstehe Sie wohl und Sie sind entschuldigt, mein lieber Herr Saurel," entgegnete der Graf. Dann, seine Gemahlin bei der Hand ergreifend, fügte er bei: „Meine Liebe, wir wollen die beiden jungen Leute allein lassen; wir können ihnen in diesem Augenblicke nicht mehr nützlich sein, im Gegentheile."

Die Gräfin drückte die Hand Janes und entfernte sich mit ihrem Gemahl.

„Herr Saurel," sagte alsdann Jane zu dem jungen Manne, „was ist denn mit Ihnen vorgegangen, als Sie der Vorlesung des bewußten Briefes beiwohnten, die Sie mit Freuden erfüllen sollte, gleich wie mich, weil die schändlichen Verläumdungen, denen ich ausgesetzt war, dadurch verstummen mußten."

„Bevor durch diesen Brief Jedermann dazu gezwungen wurde, in Ihnen die rechtmäßige Erbin des Namens und der Güter der Herzogin von Rougemare anzuerkennen, — bevor dieser Brief bekannt war, würde ich glücklich gewesen sein, ja überglücklich — Ihnen mein Leben zu widmen, denn damals standen Sie allein, arm, ohne Namen und Stütze; aber jetzt, da Sie einen

Titel und ein Vermögen besitzen, kann ich Ihr Gatte nicht mehr werden!"

„Wie?" rief Jane aus, „mein Vermögen wäre ein Hinderniß?"

„Ja, Jane," sagte Saurel, das Haupt neigend, „denn, abgesehen von dem Mangel an einem gleichen Vermögen, von meinem Mangel eines Titels, müssen Sie von Ihrem Gatten wenigstens doch einen ehrlichen Namen fordern, und der meinige ist es nicht mehr!"

„Was sagen Sie?"

„Jane, ich habe Ihnen ein peinliches Geständniß zu machen, aber mein Rechtlichkeitsgefühl erheischt es, und ich werde es thun."

„Sprechen Sie," sagte Jane tief gerührt.

„Jane," murmelte Saurel, „ich bin ein Unglücklicher, nicht allein Ihrer Liebe, sondern auch Ihrer Achtung unwürdig, denn ich habe mir ein Verbrechen vorzuwerfen, welches mit der größten Strenge vom Gesetz bestraft wird, und dieses Verbrechen ist eine Fälschung."

Er sprach dieses Wort so leise aus, daß es Jane kaum hörte.

Er fuhr fort:

„Ich hätte Ihnen diesen Fehler verheimlichen können, den mir Niemand heute mehr beweisen könnte, allein, obwohl er für Alle verborgen ist, so lebt diese Schande dennoch in meinem Gewissen, und deßwegen muß ich auf Ihre Hand verzichten."

Es trat eine tiefe Stille ein.

„Ich kenne diesen Fehltritt," sagte Jane, indem sie Saurels Hand ergriff.

„Sie!" rief der junge Mann vernichtet.

„Mit dieser Waffe hat mich der Vicomte d'Hasty gezwungen, ihn als Gatte anzunehmen. Ich habe mein Leben darangesetzt, um Ihre Ehre zu retten, und ich bedauerte Sie, anstatt Sie zu verdammen!"

„Jane, geliebte Jane! Sie hatten mich richtig beurtheilt, ich schwöre es Ihnen, und wenn Sie erst die Wahrheit wüßten!"

„Die Wahrheit? Weßwegen sie mir verhehlen? Sprechen Sie, ich beschwöre Sie darum!"

„Es ist unmöglich," sprach Saurel niedergeschlagen.

Er fuhr fort:

„Jane, ich bin hierhergekommen, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen. Ich verreise nach Saint-Germain, wo mein Vater eben mit dem Tode ringt." Dabei neigte er das Haupt und seufzte.

„Nach Saint-Germain, sagen Sie? „rief Jane aus. „Wir haben soeben einen Brief aus dieser Stadt erhalten."

Jane erhob sich, um den Brief zu holen und übergab ihn dem jungen Mann.

„Einen Brief aus Saint-Germain! Und die Schrift meines Vaters!" murmelte Saurel.

„Lesen Sie, lesen Sie," sagte Jane.

Saurel erbrach den Brief und durchlief ihn schnell.

„Großer Gott!" rief er plötzlich aus.

„Was giebt es?" fragte Jane erschreckt.

„Hören Sie, Jane, hören Sie!"

Er las:

„Mein Sohn, ich habe nur noch einige Augenblicke zu leben, und ich übersende Dir meinen letzten Willen. Als schuldiger Vater, habe ich in Dir den ergebensten Sohn gefunden; um mich von den Folgen einer Schändlichkeit zu retten, hast Du Dich dafür verbindlich gemacht; Du hast Dich allen Gefahren einer Fälschung, die ich begangen, ausgesetzt, Du, der Du die Ehre und Rechtschaffenheit selbst bist. Aber diese Verleugnung, in die ich während meines Lebens eingewilligt habe, soll nicht zu Gunsten meines Rufes fortbestehen und sollte irgend ein Umstand Dir gebieten, die Wahrheit über diese Sache verlauten zu lassen, so will ich, daß Du sie vollständig und ohne Schonung erklärst. Dieß ist ist mein letzter Wille, den ich aufzeichne, im Augenblick, wo ich meinen Geist aufgebe.

„Leb' wohl, lieber und vortrefflicher Sohn.

„Saurel, Vater."

„Und jetzt, nach einem so erhabenen Opfer", redete ihn Jane mit Rührung an, werden Sie sich noch ferner meiner unwürdig halten?"

„Jetzt Jane," antwortete Saurel, die Hand Janes küssend, „nehme ich das Glück an, das Sie mir bieten."

„So kommen Sie!"

Sie zog ihn mit sich in einen kleinen Salon, wohin sich der Graf und die Gräfin von Savignac zurückgezogen hatten.

„Nun?" fragte die Gräfin bei ihrem Eintritt.

„Nun!" antwortete Jane, „ich komme um Ihnen meinen zukünftigen Gemahl vorzustellen."

„Ich wußte dieß wohl!" rief der Graf aus.

Einen Monat später feierte man zu Saint Philippe-du-Roule die Vermählung von Herrn Leon Saurel mit Fräulein Jane von Rougemare.

F. X. BEER
kgl: Hofbuchbinder
in
MÜNCHEN
Lederergaſse N° 25.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gouéroult, Constant

Die Schreckensnächte Roman

Kaiserslautern (1866) 1867

4 P.o.germ. 82 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10057025-6